



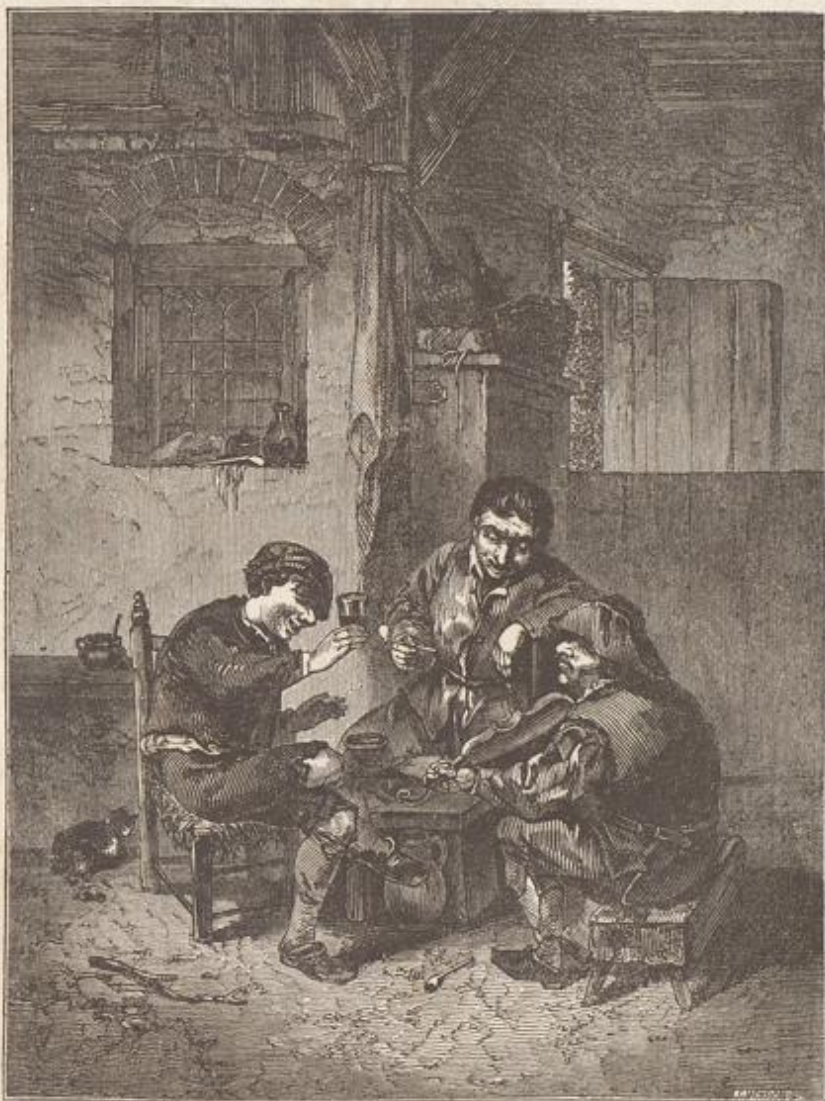
Copien berühmter Gemälde.

1.

Gabrian van Dfadae.

Das nachstehende Bildchen stellt eine Scene aus dem gemeinen Leben dar. Drei holländische Bauern sitzen um einen nie-

brigen Tisch herum; einer derselben spielt auf der Violine oder hat vielmehr eben eine Probe seiner Virtuosität auf diesem Instrumente abgelegt, während seine Kameraden ihre Bewunderung über seine Kunstfertigkeit an den Tag legen; der eine scheint sogar über dem Ohrenschaufe seine Tabakspfeife ver-



(Bauern-Gruppe, nach Dfadae.)

geffen zu haben, wenigstens deutet seine ganze Miene und Haltung deutlich darauf hin. Der andere ist so entzückt über die Leistungen seines musikalischen Freundes, daß er ihm in der Freude seines Herzens ein Glas Bier oder Brantwein kredenzt. So einfach die Darstellung ist, so zeigt sie doch auf den ersten Blick von der hohen Meisterschaft des Künstlers. Vor allem verdient die treue Nachahmung der Natur Berücksichtigung, jeder Zug ist aus dem Leben gegriffen und der Ausdruck unübertrefflich. Alles steht in Harmonie mit einander, man sieht, daß der Künstler den Moment, welcher ihm bei Fertigung des Bildes vorschwebte, in jeder Beziehung der Wirklichkeit entsprechend dargestellt hat. In dem Gesicht des Bierpenders liegt eine lebhaftere Bereitbarkeit, welche mit der stillen Behaglichkeit des Rauchers einen trefflichen Contrast bildet, und das Lächeln unbegrenzter Selbstzufriedenheit in dem Antlitz des Virtuosen ist nicht zu verkennen; er spielt ja die Rolle des Orpheus, indem er die Pfeife dem Munde seines Freundes entsinken macht.

Habrian van Ostade wurde zu Lübeck im Jahr 1610 geboren. Seine treffliche Naturgabe glänzte frühzeitig hervor; er kam noch sehr jung nach Harlem, um unter Franz Hals, besser bekannt unter dem Namen Frank Hals, einem Maler, dessen Werke damals in vorzüglichem Rufe standen, sich für die Kunst auszubilden. Ostade's Mitschüler unter diesem Meister war Habrian Brouwer, mit dem er ein enges Freundschafts-Bündniß schloß und den er bestimmte, das Haus ihres gemeinschaftlichen Lehrers mit ihm zugleich zu verlassen. Nach Vollendung seiner ersten Studienzeit malte er mehrere Jahre lang zu Harlem, aber bei Annäherung der französischen Truppen im Jahre 1662 gerieth er in solche Furcht und Unruhe, daß er dieser Stadt den Rücken kehrte und sich nach Amsterdam begab, in der Absicht, sobald als möglich nach Lübeck zurückzukehren; allein man überredete ihn, in Amsterdam zu bleiben, und er fand daselbst bald seine Rechnung, indem er mit Bestellungen überhäuft wurde; auch sollte man ihm die höchste Ach-

tung und zahlte für seine Gemälde beträchtliche Summen. Er malte allerdings nur Gegenstände und Scenen aus dem gemeinen Leben, als Jahrmärkte, Bauernschenken, Betrunkene u. s. w., aber alles dies mit einer so treuen Auffassung der Natur und mit einem so glühenden Colorit, einer so vorzüglichen Perspective, daß man ihm eine Stelle unter den ersten Meistern der niederländischen Schule nicht versagen kann. Einer seiner Beurtheiler bricht am Schluß seiner Bemerkungen über ihn in den Ausruf aus: „O, daß ein Italiener einen Pinsel, wie Dstade, gehabt hätte!“

Dstade verließ Amsterdam nicht wieder, er lebte daselbst im Kreise seiner Familie froh, glücklich und geachtet bis zu seinem Tode im Jahr 1685. Das pariser Museum besitzt ein herrliches Gemälde, worin sich der Künstler selbst neben seiner Frau, die er bei der Hand hält, und von acht Kindern umringt, gemalt hat.

Man macht ihm den Vorwurf, daß er nicht, wie Teniers, die Natur zu verschönern, sondern sogar zu verhässlichen bestrebt gewesen sei, daher ihn auch einer seiner Biographen den großen Maler von niedrigen und ekelhaften Gegenständen nennt. Obgleich in Deutschland geboren, wird doch Dstade, wie wir gesehen haben, den Meistern der niederländischen Schule zugezählt, weil er sich ganz nach derselben gebildet hatte.

Eine nächtliche Messe.

Ich erholte mich allmählig nach einer langen Krankheit und zur Befestigung meiner Gesundheit empfahlen mir die Aerzte das Reisen. Nach langem Zögern entschloß ich mich, dem Rathe zu folgen, obgleich die Jahreszeit schon weit vorgerückt war und wir am Ende des Septembers standen. Ich nahm meinen Weg nach Schwaben, bewunderte die Fruchtbarkeit des Bodens, den Reichthum und die Ausdehnung der Landschaften, die Frische des Grüns und hauptsächlich den Glanz der Farben, mit denen die ersten Morgenröste die einzelnen Baumgruppen auf den Wiesen und an den Waldrändern überzogen. Die Birken zeigten in der Sonne ihre goldgelben Blätter neben jungen Buchen, die sich mit dem schönsten Roth gefärbt hatten. Ueber ihnen wiegten die italienischen Pappeln ihre mit zweifarbigen Blättern beladenen Zweige und boten dem Auge je nach dem Winde, der sie bewegte, ein dunkles Grün oder ein mattes Weiß. So ändert das menschliche Leben sein Aussehen je nach dem Hauche unserer Leidenschaften. Die Felder hatten ihre Blumen noch, aber sie waren blaß und geruchlos. Ich rollte langsam im Wagen inmitten dieser Herbstlandschaft hin, als mit einem Male auf der schönsten Straße eine Feder des Wagens zerbrach. Zum Glück befanden wir uns dicht vor einer kleinen Stadt. Der Postillon ging fort, um Leute zu holen, und die Arbeiter, die er mit sich brachte, erklärten, daß ich unter einem halben Tage die Reise nicht würde fortsetzen können. Ich ergab mich in mein

Schicksal, aß und wollte sobald die Merkwürdigkeiten der Stadt in Augenschein nehmen.

„Giebt es hier etwas, Frau Wirthin,“ fragte ich, „das gesehen zu werden verdient?“

— „Durchaus nichts.“

Ich wanderte also auf Geradeswohl in den Straßen umher, beschäftigt mit Erinnerungen und in der Hoffnung, doch irgend eine Entdeckung zu machen. Nach etwa zweistündigem vergeblichen Suchen befand ich mich am Ende einer Vorstadt und hatte zur Rechten eine lange Mauer. Ich ging an derselben hin und gelangte an eine niedrige, schmale Spigbogenthüre, die unverschlossen war und mich auf einen großen Gottesacker führte. Die meisten Kreuze lagen umgestürzt am Boden und die Grabsteine waren von hohem Grase überwachsen. Am andern Ende des Gottesackers stand eine kleine gothische Kirche und da dieselbe an die Ruinen eines ansehnlichen Gebäudes grenzte, so schloß ich daraus, daß ich mich auf dem Boden eines ehemaligen Klosters befinde.

Ich betrachtete die Kirche mit ihren verschiedenen Schnörkeln. Die massiven aber wurmfischigen Thüren des großen Portales schienen seit einem Jahrhunderte nicht geöffnet worden zu sein. Vor ihnen wuchs Gras und von oben herunter hing ein Vorhang von Epheu, der sie ganz zu verhüllen anfing. Um die ganze Kirche herum konnte man nicht gehen, weil der Theil, in welchem sich der Chor befand, mit dem Klostergebäude zusammenhing. Auch zeigte sich durchaus keine Oeffnung, die mir den Eintritt verkattet hätte. Ich bedauerte dies und ging mehrmals an den drei freien Seiten hin und her. Nach einiger Zeit bemerkte ich mit Erstaunen, daß die kleine Seitenthüre nur angelehnt war. Sie konnte erst vor wenigen Minuten geöffnet worden sein, denn ich erinnerte mich, daß ich sie vergebens zu öffnen versucht, sie selbst stark geschüttelt hatte. Ich trat ein; die Kirche war völlig öde, jede Bank mit Staub bedeckt und überall hingen Spinnengewebe. Nur der Altar war sauber und geschmückt, als würde er sorgfältig rein erhalten. Auf dem Pulte lag ein Messbuch, wie ich alle andern Gegenstände bemerkte, die auf einen Altar gehören. Ich ging, in die Gedanken versunken, welche ein solcher Ort anzuregen vermag, langsam umher; bald bemühte ich mich, die Inschrift eines Grabsteines zu meinen Füßen zu entziffern, bald betrachtete ich die gemalten Fensterscheiben und suchte die Gegenstände zu erkennen, welche die Hand eines unbekanntes Künstlers darauf gezeichnet hatte. Der Böse spielte darunter eine große Rolle. Auf einem Täfelchen von schwarzem Marmor mit einem prächtigen Wapen las ich: „Hier liegt der sehr edele, sehr ehrwürdige Herr...“ Der Name war unter den Tritten der Frommen allmählig verschwunden. Man konnte nur noch die lange Reihe der Titel und Würden des namenlosen Verstorbenen erkennen.

Die Zeit verging schnell. Die Strahlen der untergehenden Sonne, welche durch das Fenster über der Orgel hereinsielen, wurden immer schiefer und schiefer; ich betrachtete die schwächer

werbenden Farben; ich sah, wie eine nach der andern abnahm, wie endlich die letzte erlosch und das Dunkel eintrat. Da, ich gestehe es, überfiel mich eine Art Grauen; ich fühlte mich unbehaglich und da ich es für ganz nutzlos hielt, dieses Gefühl zu bekämpfen, so ging ich nach der Thüre zu; sie war verschlossen, vollkommen, sehr fest verschlossen. Ich stand da, wie vom Blicke getroffen. War es ein Zufall? Hatte man mir einen Streich spielen, mich in einen Hinterhalt locken wollen? Ich rief, ich schrie, ich klopfte zornig eine halbe Stunde lang; es half nichts. Ich versuchte vermittelst mehrerer über einander gestellter Bänke ein Fenster zu erreichen; sie waren alle zu hoch. Das Dunkel, das nun vollständig geworden war, vermehrte die Schwierigkeit meiner Versuche, bis ich endlich wohl einsah, daß sie nutzlos waren, und mich in mein Schicksal ergab. Man hatte mich unmöglich an diesem Orte erwarten können, da es gar nicht wahrscheinlich gewesen, daß ich ihn besuchen würde; ich hatte weder Geld noch Papiere bei mir; ich mußte also im schlimmsten Falle mit einer schlechten Nacht davon kommen. Während ich so bei mir dachte, erreichte ich tappend einen alten Beichtstuhl, den ich rechts vom Chore gesehen zu haben mich erinnerte; ich setzte mich in denselben und schlief bald ein.

Nach einiger Zeit, die mir sehr lang vorgekommen war, erwachte ich plötzlich. Es schlug zwölf Uhr. Früher hatte ich auf diese Uhr nicht geachtet, da ich sie früher nicht gehört, offenbar schlug sie aber jetzt nicht zum ersten Male. In der Nacht erschreckt man über alles. Ich suchte mich bequemer auf dem Brete zu strecken, das mir als Lager diente, als ich einen Schein hinter dem Altare hervorkommen sah. Das Licht wurde heller und ich erkannte bald die Ursache desselben: ein Priester im Messgewande erschien mit einer Kerze, deren Flamme in dem feuchtesten Dunkel zitterte und strahlte wie ein Stern an einem wolkenigen Himmel. Er zündete die Kerzen auf dem Altare an, schlug das Messbuch auf, trat dann langsam vor, stieg die drei Stufen des Chores herunter und gelangte in meine Nähe. Der Priester war ein alter Mann; er schien nur mit Mühe gehen zu können. Nachdem er in dem Schiffe der Kirche herum gegangen war, stieg er die Altarstufen wieder hinauf, küßte ihn, wendete sich nach der Seite, an welcher der Assistent sich befinden sollte, und fragte mit trauriger und feierlicher Stimme: „Ist Niemand hier, der mir bei der Messe dienen kann?“ Er wartete eine Zeit lang auf eine Antwort, die sich nicht hören ließ, wie man sich wohl einbilden kann. Ich hörte, daß er tief seufzte; dann löschte er die Kerzen aus, schlug das Messbuch wieder zu, nahm sein Licht, trat wieder hinter den Altar und einen Augenblick später war alles wieder still und finster.

Ich glaube gewiß nicht an Gespenster, aber ich bin überzeugt, daß es viele Erscheinungen giebt, welche dem menschlichen Verstande unbegreiflich sind und bleiben werden. Wie! dieser fast göttliche menschliche Geist, der so viele Wunder wirkt,

der die Tiefen des Himmels ergründet und den Lauf der Welten berechnet, findet hier auf der Erde Schleier, die ihn umhüllen, und die er niemals soll durchdringen können! Wie! wir leben und sollen niemals das Geheimniß des Lebens erfahren? Wir sterben und sollen nie das Räthsel des Todes lösen?

Solche Gedanken beschäftigten mich und verschreckten den Schlaf von meinen Augen. Ich wartete mit Angst und Ungeduld und meine Hoffnung täuschte sich nicht; kaum hatte die Glocke ein Uhr geschlagen, als das Licht wieder erschien. Der alte Priester kam wieder und verrichtete genau dieselben Ceremonien wie das erste Mal: er zündete die Kerzen an, schlug das Messbuch auf, ging in der Kirche herum und schritt wiederum vor meinem Beichtstuhle vorüber, ohne mich in demselben zu bemerken. Diesmal konnte ich mich mehr beherrschen und ich sah genauer nach ihm hin. Mir fiel die Majestät seiner Physiognomie und der Ausdruck der Gutmüthigkeit und des Leidens auf, welche auf diesem wachsblichen Gesichte lagen. Als er an den Altar getreten war, schien er mit stärkerer und sicherer Stimme seine Frage auszurufen: „Ist Niemand hier, der mir bei der Messe dienen kann?“ Während er die Kerzen auslöschte, schlich ich mich auf den Fußspitzen durch das Schiff der Kirche und stellte mich an die gegenüber befindliche Wand. Von da aus sah ich deutlich den Greis sich bücken und durch eine Oeffnung hinter dem Altare hinunter steigen. Ich eilte nach, auf die Gefahr hin, den Hals zu brechen, aber der unterirdische Gang war bereits wieder verschwunden. Ich tappte lange an der Holzwand umher, ohne die geringste Spur von einem Schlosse oder von eisernen Thürbändern finden zu können. Ich wagte weder zu klopfen, noch zu rufen, weil ich mich fürchtete, an dem Eingange zu einem Grabe Geräusch zu machen.

„Wieder eine Gelegenheit versäumt!“ sprach ich verdrüsslich zu mir. Ich erinnerte mich, als Schüler bei der Messe Dienste geleistet zu haben. Das Gespenst, dachte ich, kommt ohne Zweifel noch ein Mal zurück; wenn es ruft, werde ich mich ihm vorstellen und dann werden wir ja sehen, was geschieht.

Bis dahin dachte ich über mancherlei nach. Ich musterte die Meinungen der Alten und jene der Neuern über die Unsterblichkeit der Seele und über die von jenseits zurückkehrenden Geister; ich verband sie mit den Vermuthungen, welche mir meine eigene Phantasie an die Hand gab, bis endlich meine Gedanken verworren untereinander flossen, mein Geist gleichsam von einem dichten Nebel umhüllt wurde und ich in eine Art Erstarrung versank.

(Beschluß folgt.)



Eine nächtliche Messe.

(Schluß.)

Eine langsame liebliche Musik brachte mich wieder zu mir selbst. Es war ein altes Lied, das auf der Orgel gespielt wurde; der Spieler aber (wenn es einen Spieler wirklich gab), berührte die Tasten so leise, daß die Töne aus einer andern Welt zu kommen schienen. Das helle Mondenlicht erfüllte das Gebäude und ich weiß nicht, wie es zuging, daß ich mitten in dem Schiffe stand. Während ich mit Entzücken auf die himmlischen Orgeltöne hörte, sah ich Jemanden auf mich zukommen — eine verschleierte Dame. Als sie mir ganz nahe war, schlug sie ihren Schleier zurück und ich erkannte meine Mutter. Ich wollte meine Freude aussprechen, sie wieder zu sehen, aber sie winkte mir mit der Hand und sagte: „still, mein Sohn! Sprich leise, damit Du die Andacht der Menge nicht störst, welche aufmerksam dem Gottesdienste folgt.“

Ich sah Niemanden.

Dann nahm sie mich bei der Hand, deutete auf ein Fenster, durch welches die Mondesstrahlen in die Kirche herein fielen, und sagte: „welch' schöne Sonne! Wie mild und belebend ist ihre Wärme. Erquickt sie Dich eben so wie mich, mein Sohn!“

— „Meine gute Mutter,“ antwortete ich, „ich verstehe Dich nicht. Es ist über Mitternacht und es befindet sich Niemand hier; das, was Du für die Sonne hältst, ist der Mond und der Mond wärmet bekanntlich nicht.“

Ohne auf meine Worte zu achten, fuhr sie in noch ernsterm Tone fort: „ich fühle mich glücklich, mein Sohn, Dich an diesem Orte zu finden, denn es beweiset, daß Du Dich wieder zu der Frömmigkeit zurück gewendet hast, die ich Dir in Deiner Jugend einzuprägen suchte. Um Deine Bekehrung zu beendigen und zu befestigen, will ich Dich den Händen eines heiligen Priesters, eines meiner Freunde, übergeben. Folge mir, hier her; laß uns einen Umweg machen, damit wir Niemanden stören.“

Sie führte mich wie durch die Reihen einer Versammlung und von Zeit zu Zeit wendete sie sich leicht zur Rechten oder Linken, mit einem bescheidenen Kopfnicken, als grüße sie Bekannte. Wir gingen bis an die Thüre hin, worauf wir an der andern Seite ziemlich weit wieder hinauf gingen. Die Orgeltöne schwiegen jetzt. Meine Mutter trat in eine Kapelle und

blieb stehen. Es befand sich hier in der Mauer ein großer Grabstein. Meine Mutter klopfte dreimal leicht an den Marmor. Ich hörte keine Antwort, aber ich sah, daß der Stein sich wie eine Thüre in den Angeln drehete und das Grab sich langsam öffnete. Innen brannte eine Lampe zu den Füßen einer majestätischen Person, die ich für einen Bischof erkannte, denn sie trug eine Bischofsmütze. In der rechten Hand hielt der Mann einen reich mit Edelsteinen besetzten Krummstab; die Linke hing an seinem Körper herab; er trug blaue Handschuhe und war mit einem prachtvollen Spitzengewande bekleidet. Ich hatte Zeit ihn zu betrachten, denn er blieb mit nieberge schlagenen Augen unbeweglich stehen. Als aber das Grab sich völlig geöffnet hatte und der Eingang frei war, schlug der Bischof die Augen auf und that einen Schritt uns entgegen. Da erst fielen mir die Züge seines Gesichtes auf; es war der Alte, den ich schon in dieser Nacht gesehen hatte; es war derselbe. Ich zuckte vor Erstaunen zusammen — und erwachte plötzlich, denn ich war eingeschlafen. Diese ganze Vision war nichts als ein Traum gewesen, der jedoch so stark auf mich gewirkt hatte, daß mein Herz heftig klopfte und ich in Schweiß wie gebadet war. Ich befand mich wieder ganz im Dunkeln und saß noch in den Beichtstuhle.

Die Uhr schlug von neuem; ich sah durch das Gitter hinaus; der Geistliche stand schon wieder da. Ich ließ ihn machen; mein Plan stand diesmal fest. Er machte von neuem die Runde in der Kirche, wie ich es erwartete; als er aber vor meinem Berstecke erschien, drehete er sich, statt seinen Weg fortzusetzen, plötzlich nach mir, warf mir einen feurigen Blick zu und sprach mit schrecklicher und drohender Stimme: „ist Niemand hier, der mir bei der Messe dienen kann?“ Ich öffnete die Thüre und folgte ihm, ohne ein Wort zu entgegnen.

Er setzte den Weg fort, ohne sich umzudrehen, ohne, wie es schien, sich zu verwundern, ohne seine Schritte zu beschleunigen. Als wir vor dem Altare ankamen, kniete ich nieder und bewegte zu dem Eingange der Messe eine schlechte Klingel, die sich da befand und deren unangenehmen Ton man kaum zwei Schritte weit hören konnte. Die seltsame Messe wurde beendigt und ich that die nöthigen Dienstleistungen besser, als ich es selbst erwartet hatte. Mehr als einmal drehete ich mich um, um zu sehen, ob sich nicht irgend ein Geisterpublicum eingefunden habe;

aber die Kerzen gaben so wenig Licht und im Hintergrunde der Kirche war der Schatten so dunkel, daß ich durchaus nichts mit Bestimmtheit erkennen konnte. In jedem Falle bemerkte ich nichts Eigenthümliches in der Stimme und in den Bewegungen des Messpriesters, außer daß er nach dem letzten Evangelium ein Gebet für die Seelen im Fegefeuer anfang, das mit den Worten: *languentibus in purgatorio* begann. Unterdeß dachte ich darüber nach, was ich dabei würde zu sagen und zu antworten haben.

Er schickte sich endlich an, den Altar zu verlassen, wobei er den Kelch in der linken Hand hielt und die rechte auf das Hostienkästchen legte. Als er die Stufen hinunter gegangen war, wollte ich den Mund öffnen, aber er kam mir zuvor, denn er hob die Rechte empor und gab mir ein Paar so gewaltige Ohrfeigen, daß ich ohnmächtig an den Stufen des Altars niederfiel.

Wie lange ich in diesem Zustande blieb, weiß ich nicht. Als ich wieder zu mir kam, saß ich in der Sonne auf einem Grabe auf dem Gottesacker. Ein Mann, der ein Bedienter zu sein schien, hielt mir ein Riechfläschchen an die Nase und sprach mir Muth ein. Ich erholte mich allmählig, fand die Erinnerung an das wieder, was geschehen war und theilte dies dem Unbekannten mit.

„Ach, Herr,“ antwortete er mir, „ich weiß das recht wohl und will es Ihnen erklären. Es ist der Pater Eusebius, ein ehemaliger Mönch, der Einzige, welcher von dem Dom-Kloster da, dessen Ueberreste Sie noch sehen, übrig geblieben ist. Der Pater Eusebius wollte sich durchaus nicht entfernen; seit zwanzig Jahren bewohnt er allein diese Ruinen und duldet den Anblick keines menschlichen Wesens außer mir und meiner Frau, die wir ihn bedienen. Wir wohnen in diesem Häuschen hier, das Sie da sehen links von der alten Weide am Anfange der Wiese. Der Pater Eusebius ist ein außerordentlich gelehrter Mann. Er liest und betet den ganzen Tag, schreibt aber niemals oder doch sehr selten und dann nur in Chiffren. Das Schlimmste bei der Sache ist, daß es bei ihm im Kopfe — Sie verstehen mich schon — nicht recht richtig ist. Man sagt, es komme von dem vielen Studiren her, andere meinen aber, es sei eine Folge von Unglücksfällen, die ihn betroffen haben, die aber Niemand kennt. Sein Wahnsinn ist jedoch sehr unschuldiger Art und am Tage würde man selbst gar nichts davon merken; er bildet sich nämlich ein, im Fegefeuer zu sein und aus demselben nur befreit zu werden, wenn ihn Jemand bei der Messe zwischen Mitternacht und zwei Uhr in der Kirche seines Klosters bedient haben wird. Seit ich ihn kenne, und das ist schon lange her, begiebt er sich jede Nacht auf einem gewölbten Gange, der an das Chor führt, in die Kirche und kehrt allnächtlich drei bis viermal dahin zurück. Im Anfange folgte ich ihm dahin, um dafür zu sorgen, daß ihm kein Unfall zustöße; aber ich erkannte, daß durchaus nichts zu fürchten sei; wir gewöhnten uns deshalb allmählig daran und kümmerten uns nicht mehr darum. Gewöhnlich ist die Kirchenthüre verschlossen und

es kommt Niemand daher; Sie sind seit zehn Jahren vielleicht der Einzige.“

„Wie aber geht es zu, daß ich diese Thüre offen gefunden habe?“

— „Das begreife ich auch nicht. Er muß sie selbst geöffnet haben, nachdem er Sie auf dem Gottesacker umher hatte gehen sehen; wahrscheinlich wollte er Sie hinein locken?“

„Hätten Sie selbst denn nicht einmal Lust, ihn bei der Messe zu bedienen?“

— „Allerdings habe ich die Lust gehabt und ich stellte mich deshalb mehr als einmal hin, aber er erkannte mich immer und stieß mich zurück, indem er sagte, ich taue nicht zu diesem Amte. Ich freilich glaubte eben so gut dazu zu sein als irgend ein anderer, denn ehe ich mich verheirathete, war ich sechs Monate Sacristan.“

„Warum mag er wohl vorzugsweise mich, den Fremden, ausersuchen haben, der ich ihm doch gänzlich unbekannt bin?“

— „Das weiß ich nicht. Der Pater Eusebius ist auch ein Fremder, ich glaube aus Paris. Und dann, wie kann man von den Einfällen eines armen Wahnsinnigen einen vernünftigen Grund erwarten? Sie haben ihn nun geheilt.“

„Was sagen Sie? Wie!“

— „Ja dadurch, daß Sie ihn bei der Messe bedienen. Früh am Morgen trat er an mein Bett und schüttelte mich. „Wilhelm,“ sagte er, „steh' schnell auf! Die Gnade des Himmels ist wirksam an mir gewesen. Meine Gedanken sind zwar noch verworren, aber es muß Jemand in der Kirche sein, Jemand, der Hilfe bedarf. Geh' schnell und steh' ihm bei.“ Ich ging und sah Sie in der Kirche liegen wie todt; Gott sei Dank, jetzt haben Sie sich wieder erholt.“

„Könnte ich nicht den Pater Eusebius sehen?“

— „Das vergaß ich ganz; er hat mir dringend empfohlen, Sie zu ihm zu bringen. Kommen Sie, kommen Sie, er will mit Ihnen sprechen.“

„Mit mir sprechen? Sagte er so zu Ihnen?“

— „Ja, gewiß. Kommen Sie, es sind nur zwei Schritte.“

Mein Führer brachte mich über Schutt und Trümmer, unter denen ich durchaus nicht die Wohnung eines menschlichen Wesens gesucht hätte. Der Weg war ziemlich weit und beschwerlich. Hier hing die Hälfte eines Bogenfensters über und dort stießen unsere Füße an umgestürzte Säulen, an Trümmer gothischer Kapitäl oder an die alte verstümmelte Bildsäule eines Heiligen, die im grünen Grase lag. Blumen, die man nur im Frühlinge oder Sommer sieht, zeigten sich hier in Folge des milden Herbstes zum zweiten Male. Die unvergänglichen Reichtümer der Natur ersetzten die Schätze, welche die Menschen sonst hier aufgesammelt hatten.

Ein steinerner Thurm stand noch ziemlich unverletzt da. Eine Treppe in schlechtem Zustande brachte uns auf die Spitze desselben und der Führer ließ mich in das Zimmer des Paters Eusebius eintreten. Der erste Blick, den ich hinein warf, erinnerte mich an Rembrandts Philosophen in Betrachtung.

Die Dielen und die Meubles waren mit Büchern in allen Formaten, mit Landkarten und physikalischen Instrumenten bestreut. Der Vater Eusebius, den ich sogleich wieder erkannte, saß am Feuer auf einem großen alten Lehnstuhle von Ebenholze, der mit schwarzem Leder überzogen war. Er schien in tiefes Nachdenken versunken zu sein, vielleicht schlief er auch in den warmen Strahlen der Sonne. Bei dem Geräusche, das ich bei dem Eintritte machte, richtete er den Kopf empor, der auf seine Brust gesunken war; er kam mir entgegen und reichte mir herzlich die Hand.

„Willkommen!“ rief er mir zu. „Ich habe Ihnen für einen großen Dienst zu danken, den Sie mir leisteten und Sie wegen eines Schreckes, den ich Ihnen verursachte, so wie wegen einer Beleidigung um Verzeihung zu bitten, die Sie mir auch gewiß bewilligen werden, wenn Sie wissen, durch welche entsetzlichen Ereignisse ich in diesen betlagenswerthen Zustand versetzt worden bin.“

Diese letzteren Worte sprach er mit zitternder Stimme und indem er das Haupt in einem Gefühle der Scham und des Schmerzes sinken ließ. Ich unterbrach ihn schnell und sagte, ich freue mich ungemein, bei dieser Gelegenheit das Werkzeug der Borsehung gewesen zu sein, es sei keine Entschuldigung nöthig für unwillkürliche Handlungen oder für solche, bei denen das Bewußtsein nicht theilhaftig gewesen, und endlich dankte ich ihm für das Vertrauen, das er mir zu erzeigen geneigt zu sein schien.

„Ja,“ fuhr er fort, „ich werde Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen. Sie sollen erfahren, was ich so viele Jahre in meinem Busen verschlossen getragen habe und dessen Kenntniß ich mir selbst entziehen wollte. Verzeihe Du,“ fuhr er bewegt fort, indem er sich an eine nur ihm sichtbare Person wendete, „verzeihe Du, der Du nicht mehr bist. Das Geheimniß gehört von nun an mir allein und ich kann frei darüber verfügen. — Junger Mann, eine außerordentlichere Erzählung als die, welche ich Ihnen mittheilen werde, haben Ihre Augen noch nie gelesen, Ihre Ohren noch nie gehört. Sie würden das, was ich Ihnen sagen will, bezweifeln, wenn meine Wahrhaftigkeit nicht durch leider nur zu zahlreiche und zu unwiderlegliche Beweise bestätigt würde. Vor Allem aber schwören Sie mir, daß Sie bis zu meinem Tode, der wahrscheinlich nicht mehr fern ist, keiner lebendigen Seele eine Sylbe von dem mittheilen, was ich Ihnen vertrauen will.“

Und ich schwur bei meiner Ehre.

„Das genügt nicht,“ sagte er kopfschüttelnd. Und er zog aus seiner Tasche eine Bibel, schlug sie auf seinen Knien auf und legte meine Hand darauf; dann sagte er mir Wort für Wort den Schwur vor, den er wünschte. Ich sprach ihn nach.

Dann steckte er die Bibel wieder in die Tasche, stand auf und stellte sich vor mich hin. Ich erhob mich in Folge einer unwillkürlichen Ehrfurcht ebenfalls und wir standen uns einander Auge gegen Auge gegenüber.

„Sehen Sie mich recht an,“ sagte er, „erkennen Sie mich

nicht? Kommt es Ihnen nicht vor, als hätten Sie mich schon gesehen?“

— „Nein, niemals.“

„Vielleicht hat mein Name eine Spur in Ihrer Erinnerung zurückgelassen. Eusebius! Denken Sie an Ihre Kinderjahre zurück; wurde in Ihrer Familie nicht bisweilen der Name Eusebius ausgesprochen?“

— „Niemals, so viel ich mich wenigstens erinnern kann.“

„Und der Chevalier von Varennes? Ich bin überzeugt, daß Ihr Vater oftmals von dem Chevalier von Varennes gesprochen hat.“

— „Eben so wenig.“

„Ist es möglich? Sie können mich nicht für todt gehalten haben und selbst wenn ich todt gewesen wäre. .!“ Der Greis schien von seinen Erinnerungen niedergedrückt zu werden, verdeckte das Gesicht mit beiden Händen und als er sie wieder zurückzog, sah ich Thränen auf seinen ehrwürdigen Wangen.

„Warum sollte ich Ihnen die Thränen verbergen? Ach ich habe nur zu viel Grund, sie zu vergießen! Ich werde nie genug vergießen, um mein Verbrechen abzuwaschen, — ja, mein Verbrechen. Junger Mann, erschrecken Sie nicht, werden Sie nicht ungeduldig, beruhigen Sie Ihre Neugierde, sie wird bald genug befriediget werden. Sie erkennen mich also nicht? Ich meiner Seits erkannte Sie auf den ersten Blick, trotzdem daß so viele Jahre seitdem vergangen sind. Ich betete unter den Trümmern unseres Klosters und sah Sie auf dem Gottesacker umhergehen, die Kirche betrachten; sogleich errieth ich, daß Sie einzutreten wünschen würden, und öffnete die kleine Thüre. Ich hielt Sie darin gefangen; ich wußte, daß Sie sich in dem Beichtstuhle verborgen hatten. Ich hatte meine guten Gründe so zu handeln; ich mußte Ihnen meine Geschichte mittheilen, denn ich werde bald sterben, ich weiß es, ich fühle es, und das Geheimniß, das ich mit mir in das Grab zu nehmen geschworen hatte, wird nicht mit begraben werden. Nein, nein, ich will es nicht; ich werde meinem Schwure untreu werden.“

Der Vater Eusebius hatte sich allmählig bis zur Heftigkeit aufgereg; erschöpft sank er jetzt wieder auf seinen Sessel nieder. Ich war erschrocken und besorgt, denn alle seine Glieder zitterten krampfhaft und sein noch eben so bleiches Antlitz hatte sich mit einer dunkeln Röthe gefärbt.

Nachdem er einige Minuten geschwiegen hatte, in denen er sich zu erholen und seine Gedanken zu sammeln schien, begann er mit ruhigerer und fast feierlicher Stimme von neuem:

„Hören Sie mich an, ohne mich durch ein Wort oder durch eine Geberde zu unterbrechen. Ich weiß nicht, was in meinem Kopfe vorgeht; die Erinnerungen bestürmen mich in Menge; es giebt in meinem Gehirne einen Gedankensturm; ich weiß nicht, ob ich das Chaos werde entwirren können. Es muß jedoch geschehen, Sie müssen unterrichtet werden. Es handelt sich um so große Interessen. . . warten Sie!“

Er ging mit wankenden Schritten nach einem Secretaire hin, der vor uns stand. Mit einem Male aber drehte er sich

um, klammerte sich mit der einen Hand an den Schlüssel an, streckte die andere mir entgegen und sagte mit verstörtem Gesichte, mit wankenden Füßen und halb erstickter Stimme: „ich bin . . . ich bin . . . ich . . .“

Und er fiel seiner ganzen Länge nach auf den Fußboden nieder.

Ich war mit einem Sprunge bei ihm, aber es war zu spät. Der Schlag hatte ihn gerührt.

Auf meinen Ruf kam Wilhelm herein. Wir legten die Leiche des Pater's Eusebius auf das Bett. Als wir ihn auskleideten, um ihm die freilich nutzlosen Hülfeleistungen zu reichen, fiel ihm ein Papier aus dem Busen. Ich hob es auf und diese Schrift, deren cabbalistische Zeichen ich endlich entzifferte, übersandte mir das Geheimniß des unglücklichen Pater Eusebius. Ach ja, er war mehr unglücklich als schuldig. Aber die unverlegliche Achtung, die man den Staatsangelegenheiten schuldig ist, verbietet mir, dieses seltsame Geheimniß dem Publicum mitzutheilen.

Margarethe.

Es kommen bisweilen inmitten unserer so geregelten Civilisation seltsame Dramen vor, die, sähe sie auf der Bühne oder fände man sie in einem Romane, für unwahrscheinlich erklärt werden würden.

Ein solches Drama ist kürzlich in Frankreich vorgekommen und wir erzählen es hier ganz in der Kürze, während wir die Namen der Personen ändern.

Karl Herzog von Ermilly und Laura von Nourville liebten sich und vergaßen sich. Laura wurde Mutter und hatte den schrecklichen Muth, das arme Kind, das sie gebar, von sich zu stoßen. Der junge Herzog nahm es und übergab es dem Findelhause. Es war am 11. November des Jahres 1823. Das Kind hieß Margarethe.

Der junge Herzog verheirathete sich später mit Laura von Nourville, aber ihres armen unschuldigen Kindes wollten beide sich nicht erinnern.

Siebzehn Jahre vergingen so. Zu Ende des vorigen Jahres bewohnten der Herzog und die Herzogin ihr Schloß zu . . . ; der Himmel schien ihre Ehe gesegnet zu haben; vier Kinder erfreuten sie. Eines Abends aber als die Herzogin eine ihrer Tanten besucht hatte, kam sie bleich und mit verstörtem Gesichte zurück und begab sich sogleich in ihr Zimmer, als werde sie von einer großen Gefahr verfolgt. Ihr Gemahl folgte ihr und sie sagte zu ihm: „ach Du weißt nicht, was ich entdeckt habe — Margarethe, unser Kind, ist das Kammermädchen meiner Tante.“

„Weiß sie es?“

— „Noch nicht.“

„Sie darf es nie erfahren!“ sprach der Herzog mit finstrem Blicke. —

Am andern Tage brachte man Oscar von Ermilly, den ältesten Sohn des Herzogs, der früh auf die Jagd gegangen war, todt in das Schloß. Er war über eine Hecke gestiegen, ein Zweig hatte den Drücker am Gewehre berührt und der Schuß hatte dem jungen Manne den Kopf zerschmettert.

Die Herzogin beweinte bitterlich ihren Sohn und ließ ihm ein prachtvolles Grabmal errichten. Als sie aber Margarethen wieder sah, schauderte sie vor Entsetzen, denn sie ahnte gleichsam die göttliche Rache.

Margarethe war groß und schön. Um sie zu entfernen, rieth der Herzog, sie zu verheirathen und er wählte den Sohn eines seiner Pächter für sie aus. Aber Margarethe wollte den ihr bestimmten Bräutigam nicht annehmen.

Drei Monate später unterlag Clara von Ermilly, die älteste Tochter des Herzogs, einer unbekanntn Krankheit und die Herzogin beschwor ihren Gemahl, zur Sühnung ihrer Schuld Margarethen anzuerkennen.

Der Herzog weigerte sich.

In der folgenden Woche spielten die beiden noch übrigen Kinder der Familie im Park des Schlosses und sie fanden schöne Beeren unter einem Busche. Das eine der Kinder konnte der Luft nicht widerstehen, die lockenden Beeren zu kosten; es aß davon und starb an dem Gifte.

Die Herzogin war der Verzweiflung nahe und flehete ihren Gatten auf den Knien an, ihren Wunsch zu erfüllen und Margarethen als Kind anzuerkennen. Der Herzog war nicht zu bewegen. Aber das Schicksal schien die Familie zum Opfer erkoren zu haben. Die Mäfern herrschten bössartig in der Gegend und das letzte Kind der herzoglichen Familie unterlag.

Die Herzogin hörte nun auf nichts mehr als auf ihre Verzweiflung. Sie eilte zu ihrer Tante, warf sich Margarethe zu Füßen und gestand ihr das Geheimniß ihrer Geburt.

„Unser Name,“ setzte die unglückliche Mutter hinzu, „unser Vermögen, unsere Liebe, Alles ist Dein.“

— „Und Ihr Gemahl, mein Vater?“

„Verzeihe auch ihm. Er wird Dich sicherlich eben so lieben wie ich.“

— „Morgen,“ entgegnete das junge Mädchen mit ruhiger Würde, „werde ich Ihnen meine Antwort senden.“

Am andern Tage suchte man Margarethen vergeblich; sie war in der Nacht entflohen mit dem, welchen sie liebte, mit dem Sohne einer der reichsten Familien in der Gegend, und noch weiß man nicht, was aus ihr geworden ist.



Copien berühmter Gemälde.

2.

Die Gemälde Bouvermanns gehören bekanntlich zu den geschätztesten und gesuchtesten und in der That, seine Landschaften, Jagden, Pferdemärkte, Reiterfarmmügel, Fischereien u. s. w. sind höchst anziehende, trefflich gearbeitete Kunstwerke. — Die

Geschichte dieses Meisters ist in der Kürze folgende: Bouvermann (Philipp), geboren zu Harlem 1820, war der Sohn Paul Bouvermann's, eines Historien-Malers von geringem Ruf; er hatte noch zwei Brüder, die sich eben so wie er der Malerei widmeten. Natürlicher Weise erlernte er die Elemente seiner Kunst unter der Anleitung seines Vaters, er-



(Landschaft nach Bouvermann.)

hielt aber nachmals John Wynants, einen ausgezeichneten Landschaftsmaler, zum Lehrer. Seine Fortschritte unter diesem geistvollen, im Unterricht vorzüglichen Manne waren so groß und so schnell, daß ihm derselbe sogar erlaubte, seine (Wynants) Gemälde mit Figuren und Thieren auszustatten, die Wouvermann schon damals sehr correct zeichnete. Nachdem er seine Studien in dieser zweiten Schule vollendet, malte der junge Künstler in der Umgegend von Harlem, seinem Geburtsorte, den er nach Einigen nie verlassen haben soll, fleißig nach der Natur. Allein er hatte mit Armuth und Mangel zu kämpfen, er war nicht bekannt genug, um reichlichen Absatz für seine Schöpfungen zu finden; hierzu kam noch, daß er nicht bloß für sich, sondern auch für seine Familie, die ebenfalls in Dürftigkeit schmachtete, zu sorgen hatte. Seine Gemälde wurden von den Kunsthändlern zwar gekauft, aber sehr schlecht bezahlt, ja diese Herren stellten sich, als kauften sie dieselben mehr aus Mitleiden mit dem Künstler, als wegen der Vorzüglichkeit seiner Leistungen. Zu der Zeit, als Wouvermann malte, stand

Peter de Laer, bekannt unter dem Namen Bamboccio, in lebhaftem Verkehr mit den Sammlern in Holland; dieser de Laer kaufte fast Alles, was Wouvermann fertigte, und während dieser mit Noth und Mangel kämpfte, bereicherte sich der Unterhändler. Indeß wurde De Witt auf die Vorzüge des bisher wenig bekannten Malers aufmerksam; er hatte von Bamboccio ein von Wouvermann gefertigtes Gemälde gekauft, dessen Trefflichkeit ihn veranlaßte, den Künstler selbst aufzusuchen und ein zweites Gemälde, ein Seitenstück zu dem erstern, bei ihm zu bestellen; dieses fiel noch besser aus und erwarb ihm große Lobsprüche von Seiten des Bestellers. Ob dieser Umstand Wouvermann eine bessere Kundschaft oder vielmehr höhere Preise für seine Gemälde verschafft haben würde, läßt sich nicht sagen, da er bald darauf (1668) im achtundvierzigsten Jahre seines Alters starb. Man erzählt sogar, daß die Aufregung, welche das ungewohnte Lob in ihm erzeugt, die Ursache zu seinem frühzeitigen Tode gewesen sei. Auch hierüber können wir keine bestimmte Auskunft geben, so viel aber ist

ausgemacht, daß Wouvermann in Dürftigkeit lebte und starb. Noch erzählt man, daß Wouvermann im Gefühl des tiefsten Unwillens über die unverdiente Vernachlässigung, womit er sich behandelt sah, kurz vor seinem Tode eine große Anzahl Zeichnungen und andere schätzbare Werke vernichtet habe, erklärend, daß, weil seine Bemühungen so schlecht belohnt worden, sein Sohn durch den Besitz dieser Arbeiten sich nicht bewogen fühlen sollte, eine Kunst zu verfolgen, die ihn in Armuth habe verschmachten lassen. Es ist bekannt, daß Wouvermann ein ausgezeichnetes Pferdemaier war, auch pflegte er auf seinen Gemälden gern Pferde anzubringen, unter denen sich fast immer ein weißes mit großem Lichtreflexer auszeichnet. Der Krieg, der damals mit den Niederlanden geführt wurde, scheint zu einigen seiner Gemälde die Idee gegeben zu haben. Die königliche Gallerie in Dresden enthält mehrere sehr gelungene Werke von ihm, desgleichen findet man eine große Anzahl in dem pariser Museum, so wie auch in den Gallerien zu München und Wien. Nach seinem Tode stiegen Wouvermann's Gemälde zu einem sehr hohen Preise, und sie gehören jetzt zu denen, welche am höchsten bezahlt werden. —

Pflichttreue.

(Erzählung.)

— Meine Familie war so arm als adelig und hatte dies mit allen Familien Irlands gemein, die ihr Schwert nicht mit der Elle vertauschen, die Verluste, welche ihnen der „große Aufstand“ verursacht, nicht in dem Handel ausgleichen wollten. Mein Vater war als Oberstlieutenant in französischen Diensten gestorben und meine Mutter erzog uns von ihrer mäßigen Wittwenpension. Mein älterer Bruder war natürlich für das Militair bestimmt worden, ich, als der jüngere, wurde nach St. Omer geschickt. Im J. 1790 erhielt ich die Priesterweihe und gleich darauf eine Anstellung bei einer Kirche in Dublin. Ich war voll Eifer; man erkannte mir einiges Talent für die Kanzel zu; man suchte mich als Beichtiger, kurz es schien, als müßte ich schnell die höchsten Ehren unserer Kirche erlangen.

Ein Jahr später kam mein Bruder, damals Capitain, zu uns, um einen sechsmonatlichen Urlaub bei uns zu verbringen. Nach Ablauf dieser Zeit aber wollte meine Mutter, die mit Recht über die Wendung erschrak, welche die Sachen in Frankreich besonders für die fremden Officiere nahmen, ihm nicht erlauben zu seinem Regimente zurückzukehren und nöthigte ihn, seine Entlassung zu nehmen. Dieser Schritt stürzte uns Alle in das Unglück.

Mein Bruder, der bis dahin an ein ungemein thätiges Leben gewöhnt und durch die Disciplin, wie durch die Achtung vor seiner Stellung im Zaume gehalten worden war, konnte den Müßiggang nicht ertragen. Ohne im Grunde schlecht zu sein, that er doch Alles, um sich in den Ruf eines Laugenichts zu bringen. Er besuchte die Clubs und Wirthshäuser, rauchte von früh bis Abends Tabak, spielte von Abends bis an den Mor-

gen, machte Schulden, hatte Zänkereien und brachte es dahin, daß ihn Viele fürchteten, Wenige aber liebten.

Meine Mutter, welche die Liebe zu dem Sohne verblendete, bemerkte lange diese Veränderung in der Lebensweise meines Bruders nicht; als sie sich dieselbe nicht mehr verheimlichen konnte, grämte sie sich sehr darüber. Ich wiederhole es, er war im Grunde nicht schlecht, im Gegentheile, trotz seiner Lieberlichkeit, voll Ehrgefühl und Rechtlichkeit; er besaß das beste Herz von der Welt. Wenn wir, meine Mutter und ich, in einem günstigen Augenblicke ihn vornahmen und ihm Vorstellungen machten, sah er sein Unrecht vollkommen ein, versprach, ein anderer Mensch zu werden, vergoß Thränen und küßte und umarmte uns. Dann raufte er sich die Haare aus und sprach von nichts Anderem, als von seinem Vorsatze, sich umzubringen, um; wie er sagte, uns keinen Kummer mehr zu machen.

Wir hielten dieses Mittel für ein zu gewaltfames, suchten nach einem andern und glaubten, wir würden meinen armen Bruder wieder auf den rechten Weg bringen, wenn wir ihn verheiratheten. Er gab uns dazu unbeschränkte Vollmacht und versprach, wie immer, Alles zu thun, was wir von ihm verlangen würden. Wir warfen unsere Augen auf die Tochter eines Tuchhändlers, die außer ihrer Schönheit auch einiges Vermögen, Bildung und vortreffliche Eigenschaften besaß. Wir stellten meinen Bruder vor; gegen meine Erwartung gefiel er sogleich; er konnte sehr liebenswürdig sein, wenn er wollte, und dann habe ich damals, wie seitdem öfters, die Bemerkung gemacht, daß die Mädchen selten eine große Abneigung haben, einen sogenannten Laugenichts zu heirathen.

Alles ging also vortrefflich und schien eine baldige Verheirathung zu versprechen. Mein Bruder, der in seine Zukünftige nicht so sehr verliebt war, daß er ihr sein Club- und Wirthshausleben gänzlich geopfert hätte, liebte sie aber doch genug, um eifersüchtig zu sein. Ein junger Mann aus der Stadt hatte vor ihm um die Hand der Tochter des Tuchhändlers geworben und würde dieselbe auch ohne Zweifel erhalten haben, wäre mein Bruder nicht dazwischen getreten. Diese Rivalität hatte zwischen den beiden jungen Männern eine gegenseitige Gereiztheit hervorgebracht; Jedermann kannte ihren Haß; sie hatten schon mehrmals Streit miteinander gesucht und ein Duell schien unvermeidlich zu sein. Eines Abends endlich, als sie einander noch stärkere Worte gesagt hatten als gewöhnlich, verließen sie den Club bald nacheinander. Zwei Stunden später fand man in einer Vorstadt den Leichnam des Nebenbuhlers meines Bruders mit durchbohrter Brust; sein Degen war noch in der Scheide, so daß kein Zweikampf stattgefunden haben konnte. Auf der andern Seite entfernten seine beiden Uhren und seine Börse, die er noch bei sich hatte, obgleich sein Rock und seine Weste aufgerissen waren, jeden Gedanken, daß der Mord aus Raubsucht geschehen sei. Man konnte in dem begangenen Verbrechen nur das Resultat einer Rache sehen. Ein anderer Feind des Opfers außer meinem Bruder war nicht bekannt, deshalb wurde denn derselbe auch sogleich verhaftet. In Folge eines unbegreiflichen

Zufalls war sein Degen, als man ihm denselben abnahm, an der Spitze abgebrochen, ohne daß er diesen Umstand zu erklären vermochte, der, wie er sagte, ihm selbst völlig unbekannt gewesen. Der Ausspruch des Coroners führte eine Anklage wegen Todschlags gegen ihn herbei, die große Jury, welche dieselbe hinreichend begründet fand, weigerte sich, ihn gegen Caution frei zu lassen, und er mußte deshalb im Gefängnisse die vierteljährigen Assisen abwarten, die vor zwei Monaten nicht beginnen sollten. Der Schein war so sehr gegen meinen Bruder, daß ich ihn selbst verurtheilt haben würde, wenn ich sein Richter gewesen wäre. Nur meine Mutter wollte ihn durchaus nicht für schuldig halten und sie hatte deshalb, obgleich tief betrübt, im Anfange keine ernstern Besorgnisse über den Ausgang des Processes. Ich kann es nicht beschreiben, wie viel ich bei dieser Selbsttäuschung litt, die ich gern selbst getheilt hätte, während ich es für meine Pflicht hielt, sie zu zerstören, um sie auf eine Entwicklung vorzubereiten, die mir eben so gerecht als unvermeidlich zu sein schien. Jeden Abend hatte ich die schreckliche Aufgabe, mit meiner Mutter über die belästigenden Umstände zu sprechen, die sich gegen ihren geliebten Sohn erhoben, und sie auf die Schwere derselben aufmerksam zu machen. Es gelang mir nicht, ihre instinctmäßige Ueberzeugung zu erschüttern, sie wußte es mir überdies wenig Dank, daß ich mich bemühte, sie aufzuklären, und sie fing sogar an, mich gegen ihren Willen zu hassen, weil sie mir nicht zu antworten vermochte.

Jeden Tag besuchte ich meinen Bruder in seinem Gefängnisse. Ich gab mir alle Mühe und bot alles auf, um ihm das Geständniß seines Verbrechens zu entlocken, da ich hoffte, es könnten sich vielleicht, wenn er mir alles erzählte, einige Umstände finden, die mir behilflich wären, ihm wenigstens das Leben zu retten. Unmöglich; anfangs erzürnte er sich gegen die schändlichen Verläumdungen, wie er es nannte; später gestand er ein, ohne indeß aufzuhören, seine Unschuld zu behaupten, daß die Anklage sehr wahrscheinlich aussehe, und beklagte seinen schlechten Ruf, der bei der Entscheidung ein so bedeutendes Gewicht abgeben würde.

Je näher die Zeit heran kam, um so sanfter und gefasster wurde er; seine Sprache war ernst und würdevoll; er las mehr in der Bibel, als er sich mit der Vorbereitung zu seiner Vertheidigung beschäftigte. Er sagte, seine Fehler wären schwer und zahlreich, Gott aber würde sicherlich in der andern Welt keine Rechenschaft dafür von ihm fordern, weil er zugäbe, daß er diese Welt verlasse, in den Augen der Welt gebrandmarkt mit einem Verbrechen, das er nicht begangen habe. Manchmal setzte er hinzu, Gott sei sehr streng, da er ihm seine Ehre entziehe, die er trotz seinem tadelhaften Leben immer rein und unbefleckt zu erhalten gesucht habe. Ich für meinen Theil wußte nicht mehr, was ich denken sollte; wenn ich mit ihm sprach, bewunderte ich ihn; es kam mir unmöglich vor, daß er schuldig sein sollte; sobald ich aber allein war, kehrte meine unglück-

liche Ueberzeugung zurück; es war mir, als füge mein Bruder zu seinen andern Sünden noch die Heuchelei hinzu; ich fürchtete ein neues noch größeres Unglück als die andern, ich zitterte, daß auch seine Seele verloren gehen könnte.

Ich erwähnte bereits, daß ich in meiner Gemeinde in einigem Ansehen stand; meine Vorgesetzten gaben mir große Beweise von Theilnahme und Wohlwollen; mein Pfarrer hatte mich gleich vom ersten Augenblicke an von allen Amtsverrichtungen entbunden, damit ich meine ganze Zeit der beklagenswerthen Sache widmen könnte, die mich ganz beschäftigte. Nach einigen Wochen beehrte mich sogar der Herr Erzbischof mit einem Besuche. Er stellte mir die Nutzlosigkeit meiner Bemühungen vor, meinen Bruder zu retten, und forderte mich auf, wenn sie auch nicht ganz einzustellen, doch allmählig die Ausübung meiner Amtspflichten wieder zu beginnen, erstlich um meinen Gram auf eine nützliche Weise zu zerstreuen, dann aber auch, um den Uebelwollenden zu beweisen, daß ich für meine Person nichts von meinen Ansprüchen auf die Achtung und das Vertrauen des Publicums verloren habe.

Dieser Rath war ein Befehl für mich und ich befolgte ihn um so lieber, da ich die Weisheit desselben, so wie das Wohlwollen vollkommen erkannte, das sich in ihm aussprach. Ich begann also von neuem zu predigen und Beichte zu hören; ich that es mit noch größerem Beifalle als vorher; der Schmerz, der an meinem Herzen nagte, gab meinen Worten gewissermaßen einen ungewohnten Character rührender Beredsamkeit. Man sagt, das Vergnügen mache das Herz gut; ich glaube, der Priester zumal ist nie besser, als wenn er viel gelitten hat.

Eines Abends also (es war der heilige Charfreitag und mein Bruder sollte bei den Ostrassisen, d. h. nach sieben Tagen gerichtet werden) hielt ich eine Passionspredigt. Ich, der ich so sehr gebeugt war, begriff recht wohl den Lobekampf in dem Garten am Delberge, die Schmach der öffentlichen Verurtheilung und den Schauer vor dem schimpflichen Tode des Gerechten, denn ich weiß nicht, welche Poesie des Herzens mir in diesem Augenblicke die Unschuld meines Bruders enthüllte. Der Schmerz Marias erinnerte mich an den meiner Mutter, und ich war beredt, weil ich tief im Herzen fühlte, was ich sprach; fast alle meine Zuhörer vergossen Thränen, weil meinen Augen ebenfalls reichlich Thränen entquollen.

Nachdem ich mir kaum eine Stunde Ruhe gegönnt hatte, begab ich mich in den Beichtstuhl und die Bußfertigen strömten mir zu.

Die Nacht war schon weit vorgerückt, ich kehrte nach der Sacristei zurück und wuschte mir den Schweiß von der Stirn, als ein Mann, den ich bis dahin nicht bemerkt, da er hinter einem Pfeiler gekniet hatte, mich am Gewande faßte und mich beschwor, noch seine Beichte anzuhören.

(Schluß folgt.)



Pflichttreue.

(Schluß.)

Ich stellte dem Manne, dessen Beichte ich noch hören sollte, vor, daß ich im höchsten Grade erschöpft sei, daß er sich an einen andern Priester wenden oder warten möchte bis zum nächsten Tage. Er antwortete, er kenne Niemanden, da er fremd sei, er habe zu mir allein Vertrauen, da ich ihn tief gerührt, und er könne ohne Trost nicht bis zum nächsten Tage aushalten, da er allein von größerer Schuld beladen sei als alle meine andern Beichtkinder zusammen. Nach solchen Worten gebot mir meine Pflicht nicht länger zu zögern und ich willigte ein, seine Beichte anzuhören.

Er hatte die Wahrheit gesprochen; die Reihe seiner Sünden, die er gestand, war wirklich entsetzlich. Alle niedrigen und gemeinen Leidenschaften schienen in dem Herzen dieses Menschen sich zusammengelagert zu haben, in welches das religiöse Gefühl unter keiner andern Form als der Furcht vor den Strafen in jener Welt hatte Eingang finden können. Uebrigens war dieses Gefühl zwar tief, aber so wenig aufgeklärt, daß er eines Tages ein Pistol ergriffen hatte, um den Priester zu zwingen, ihm die Absolution zu geben. Mit einem Worte, er war ein katholischer Christ nach der Art, wie es die Räuber in Galabrien sind.

Bei jeder neuen Schlechtigkeit, bei jedem neuen Verbrechen, das er mir beichtete, sah ich ihn zögern, hörte ich ihn schluchzen und seufzen; ich drohete und tröstete abwechselnd, um ihn zu vermögen, mir nichts zu verbergen und sein Gewissen ganz zu erleichtern. Nach langer Zögerung erklärte er endlich auch, daß er einen Mord begangen habe; ich verdoppelte meine Aufmerksamkeit.

Er erzählte, er habe als Diener in einem Bankierhause in Dublin, welches die Loose zur königlichen Lotterie in London verkauft, unter andern ein Loos, dessen Nummer er sich genau bemerkt, einem ihm bekannten jungen Manne übergeben, der, wie er gesehen, dasselbe nachlässig zusammen gebrochen und in die rechte Westentasche gesteckt habe. Als einige Tage darauf Abends spät die Ziehungsliste angekommen, habe er erfahren, daß die fragliche Nummer 2000 Pf. St. gewonnen. Ehe diese Liste veröffentlicht wurde, was erst am andern Vormittage geschehen konnte, ehe der junge Mann das ihm verderbliche Glück

erfuhr, habe er denselben in einer entlegenen Straße aufgelauret, ihn ermordet und ihm das Lotterielos abgenommen, das er durch einen Beauftragten an der Kasse habe präsentiren lassen als das Eigenthum einer Person, die unbekannt zu bleiben wünsche. Ich fragte ihn um einige genauere Angaben in Bezug auf die Zeit und den Ort des Vorfalles. Wie war mir, als ich erst ahnete, dann als ich nicht zweifeln konnte, daß der Ermordete kein anderer gewesen als der Nebenbuhler meines Bruders!

Mein erstes Gefühl war ein inbrünstiges Dankgebet zu Gott, dann gedachte ich plötzlich an meine Pflicht; ich fühlte das ganze Entsetzen meiner Lage, stieß einen Schrei des Schmerzes aus und sank in Ohnmacht.

Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich außerhalb des Beichtstuhles, auf die Knie meines schrecklichen Beichtkinds gestützt, das mir mit der einen Hand den Kopf hielt, mit der andern mich an flüchtige Salze riechen ließ. Wir waren allein, ganz allein in der alten Kirche, in welcher eine fast vollständige Finsterniß herrschte. Ich schlug die Augen auf zu diesem Manne und sprach:

„Gelder, und meinen Bruder klagt man des Mordes an!“

— „Wie? Sie sind der Bruder des Capitains Fitz-Graham?“

„Ja, und der Sohn einer alten Mutter, verstehst Du?“

— „Ach mein Gott! Und ich habe Ihnen alles gestanden! Aber Sie werden mich nicht verrathen, Sie werden mich dem Gerichte nicht anzeigen. Die Beichte ist heilig.“

„Ich weiß es nur zu wohl, aber ich kann doch unmöglich meinen unschuldigen Bruder auf dem Schaffotte sterben lassen!“

— „Desto schlimmer; ich mag nicht sterben, zumal jetzt, da ich nun reich bin. Sehen Sie da gegenüber das Grab des Heilandes in der Kapelle; schwören Sie mir bei der heiligen Hostie, was ich gebeichtet habe, geheim zu halten.“

„Vor einem Jahre habe ich vor Gott meinen Priestereid abgelegt. Ich schwöre nicht mehr.“

Und als er seine rechte Hand krampfhaft an mein Gewand legte, machte ich mich los und drückte sie mit beiden Händen so, daß er fühlen mußte, ich sei weit kräftiger als er. Da fing er an zu zittern und zu weinen; ich schob ihn nach der Thüre der Kirche hin und sagte zu ihm: „Bei Strafe ewiger Verdammniß befehle ich Dir, morgen Abend wieder hierher zu mir zu kom-

men. Bis dahin werde ich mit mir einig werden, was ich thun muß, um meine Pflicht als Priester und Bruder zu vereinigen. In jedem Falle wirst Du ungehindert kommen und gehen können.“

Daß ich diese Nacht nicht schlafen konnte, wird man mir wohl glauben; ich dachte, vergeblich, über die Sache nach; ich befand mich in einem schrecklichen Dilemma, denn ich mußte entweder das Geheimniß der Beichte verlegen oder einen Unschuldigen, der mir so nahe stand, auf dem Schaffotte sterben lassen. Am nächsten Morgen schrieb ich an den Erzbischof. Ich setzte ihm, ohne den Schuldigen zu nennen, mit allen Einzelheiten das seltsame Geständniß aus einander, das ich empfangen hatte, schilderte ihm meine Seelenpein und bat ihn um Trost und Rath. Seltsame Schwäche, von der das Herz auch des Redlichsten nicht frei ist! Wenn es uns schwer wird, das Gute zu thun, bedürfen wir eines Stärkern, der uns dazu nöthiget; ist uns das Schlechte vortheilhaft, so sehen wir es gern, daß es uns irgend Jemand rathe.

Die Antwort blieb nicht lange aus und sie lautete, wie ich sie erwarten mußte. Nachdem mir der Erzbischof die Heiligkeit des Beichtgeheimnisses vorgestellt hatte, fuhr er fort: „stellen Sie dem Mörder vor, daß er sich eines zweiten Mordes schuldig machen würde, der noch schlimmer wäre als der erste. Bitten und beschwören Sie ihn, er möge, wenn auch nicht dem Gerichte sich ausliefern, doch, unter der nöthigen Sorge für seine persönliche Sicherheit, eine Erklärung geben, welche den Capitain zu retten vermag. In welchen Ausdrücken diese Erklärung abzufassen und vor wem sie zu machen sei, überlasse ich Ihrer eigenen Klugheit.“

„Wenn der Mann sich weigert, wenn es Gott nicht will, daß Sie das Herz desselben rühren, so hat er andere Pläne mit Ihnen und Ihrem Bruder. Geschehe dann sein Wille! In diesem Falle wird Ihre Pflicht ohne Zweifel schwer sein; aber Sie müssen — beten und schweigen.“

Ich las und las das Schreiben des ehrwürdigen Prälaten und beschloß endlich, mich nach demselben zu richten wie nach dem Willen Gottes. Obgleich unser Aller Schicksal erst Abends durch das Gespräch entschieden werden konnte, das ich mit dem Unbekannten haben sollte, so konnte ich doch nicht warten bis dahin, bevor ich meinen Bruder umarmte, denn es war mir, als würde ich niemals den entehrenden Argwohn abbüßen können, den ich gegen ihn gehegt hatte.

Als ich zu ihm gekommen war, wartete ich nicht, bis ich mit ihm allein sein würde, um mich in seine Arme zu werfen. „Mein Bruder, mein armer Bruder, verzeihe mir,“ rief ich, „daß ich an Deinem Worte zweifelte; Du bist unschuldig, ich weiß es; hörst Du? ich weiß es.“

— „Gott sei gelobt!“ antwortete er. Und der Mann, der so stark gewesen war, um, ohne sich zu beklagen, meinen Argwohn zu ertragen, fing an zu weinen wie ein Kind. „Gott sei gelobt!“ wiederholte er. „Und wie hast Du es endlich erfahren? Wann werde ich diesen Kerker verlassen?“

Diese so einfachen Fragen thaten mir unbeschreiblich weh; ich hätte mich wohl darauf vorbereiten sollen; jetzt wußte ich nicht, was ich antworten sollte. Ich stotterte, ich weiß nicht welche gewöhnlichen Redensarten über Dinge, von denen wir überzeugt sind, wenn wir sie auch nicht beweisen können, so daß ich den Capitain minder gefaßt verließ, als ich ihn gefunden hatte, und unglücklicher in Folge der Hoffnung, die meine unvorsichtigen Worte in ihm geweckt hatten.

Ich wagte es nicht in das Haus zurückzukehren aus Besorgniß, es könnte mir mit meiner Mutter eben so ergehen. Ich verbrachte den größten Theil des Tages in der Kirche, dann ging ich in den Straßen auf und ab bis die Stunde der Zusammenkunft gekommen sein würde. Seit länger als einer halben Stunde wartete ich endlich allein vor meinem Beichtstuhle und ich fing an zu fürchten, der Mann würde gar nicht kommen, als ich ihn in dem ungewissen Scheine der Lampe mit unsicherm Dritte und furchtsam um sich schauend herankommen sah, als fürchte er, in irgend eine Schlinge zu fallen. Ich rief ihn; er blieb zitternd stehen und ich sah, wie er unter dem Mantel nach einer versteckten Waffe griff. Als er sich überzeugt hatte, daß ich wirklich allein da sei, wollte er neben dem Beichtstuhle niederknien, ich verhinderte es aber.

„Kommen Sie mit zu mir,“ sagte ich zu ihm; „wir können dann länger und ungeörter mit einander sprechen.“

Er sah mich argwöhnisch an.

— „Ich würde den Beichtstuhl vorziehen; er ist heiliger.“

„Der Priester ist überall Priester; wenn ich Sie hätte verathen wollen, würden Sie schon verhaftet sein.“

— „Sie haben einen Bruder zu retten.“

„Allerdings, ich habe aber auch eine Seele zu verlieren.“

Er sah mich fest an, schien einen Augenblick zu zögern, dann faßte er mich am Arme und wir verließen die Kirche. So lange wir auf der Straße waren, wechselten wir nicht zwei Worte mit einander. Als wir an meinem Hause ankamen, nahm ich den Schlüssel aus der Tasche und bat den Mann geräuschlos einzutreten, damit meine Mutter nicht geweckt würde. Neues Zögern; er wollte ohne Licht nicht in das Haus hineingehen. Ich mußte vorausgehen, Licht holen und den Mann so hereinführen. Endlich saßen wir allein einander gegenüber in meinem Zimmer am Kamine.

Was zwischen uns vorging, vermag ich nicht genau wieder zu erzählen; vielleicht aber haben niemals zwei Menschen ein ähnliches Gespräch geführt. Ich sprach zuerst von meinem Bruder und wie schrecklich es sei, einen Unschuldigen auf dem Blutgerüste sterben zu sehen. Er entgegnete, es sei allerdings sehr traurig, aber er könne es nicht ändern, da er selbst nicht sterben möge. Ich schilderte ihm, wie ich sie fühlte, die Angst und den Kummer unserer alten Mutter; er blieb unerschütterter; es war, als wisse er nicht, was eine Mutter sei. Der Mann war roh wie ein Thier und gehorchte nur einem zwiefachen Instincte, der Habsucht und der Selbsterhaltung. Am Tage vorher war er einem andern zugänglich gewesen, der Furcht; ich sprach des-

noch über die andern zwanzigtausend verfügen. Das ist doch klar."

"Allerdings, aber ich werde nie wagen, dem Herrn Schwiegervater einen solchen Antrag zu machen."

— "So übernehme ich es."

"Und sind die unerplodirbaren Dampfschiffe sicher?"

— "Sie müssen wohl, weil sie nie springen können."

"Aber das Geld der Actionaire?"

— "Hältst Du Laboissière für einen ehrlichen Mann?"

"Allerdings."

— "Glaubst Du, daß er uns zur Theilnahme an einer unsichern Unternehmung auffordern würde?"

"Ich sage das nicht."

— "Nun, was sagst Du sonst?"

"Ich sage . . ."

— "Schwarz sagst Du, weil ich weiß sage; das ist so Deine Gewohnheit. Ich glaube, Du würdest krank, wenn Du einmal meiner Meinung wärst."

"Ich nehme aber doch immer zuletzt Deine Meinung an," entgegnete der Mann mit einem tiefen Seufzer. "Und Laboissière speiset heute wieder bei uns?"

— "Ist Dir das unangenehm?" fragte Madame Bailleul weiter.

"Das nicht gerade. Laboissière ist ein unterhaltender Mann und ich bin immer gern in seiner Gesellschaft, aber, unter uns, ich sähe es gern, wenn seine Besuche in unserem Hause minder häufig wären."

— "Warum?"

"Du wirst böse; ich schweige also lieber."

— "Welche Klage hast Du gegen den Herrn Laboissière?" fragte Madame Bailleul, die bei diesen Worten leicht erröthete, was bei einer Dame von ihrem Alter wohl etwas seltsam erscheinen konnte.

Der Ehemann bemerkte die Verlegenheit nicht, denn er suchte ängstlich nach Worten, die den nahenden Sturm zu beschwören vermöchten.

"Ich habe eigentlich keine Klage gegen ihn," sagte er, "und zum Beweise will ich ihm auch die zehntausend Francs noch anvertrauen, wenn Du es verlangst. Ich persönlich habe nichts gegen ihn, aber — nun Du wirst schon errathen, was ich meine. Es ist nur wegen Adolphinen."

— "Wenn es nichts weiter ist."

"Der arme Chaudieu meint vielleicht, es sei schon zu viel."

— "Du weißt, daß er schon früher häufig kam und Adolphinen heirathen wollte, der er aber nicht gefiel."

"Ich fürchte, daß er ihr jetzt gefällt. Ich weiß, was ich weiß. Dich fürchtet man und vor Dir verbirgt man sich, deshalb bemerkst Du nichts; mich aber hält man für einen schwachen gutmüthigen Alten, der über seine Nasenspitze nicht hinwegsieht, weshalb man sich nicht die Mühe nimmt, sich zu geniren, sobald Du den Rücken gewendet hast."

In dem Gesichte der Madame Bailleul ging plötzlich eine unbegreifliche Veränderung vor. Ihre Wangen errötheten, ihre Augen flammten und ihre Adern schwellen auf. Bailleul trat erschrocken einige Schritte zurück.

— "Erkläre Dich! Sprich! Was hast Du gesehen?" fragte die Frau zornentbrannt.

"Was soll ich sagen?" stotterte Bailleul, dessen Kengstlichkeit mit der Aufregung seiner Frau stieg, "ich sah, oder ich glaubte vielmehr zu sehen, daß Laboissière, anstatt, wie Du meinst, an unsere Tochter nicht mehr zu denken, im Gegentheil mehr als je an sie denkt. Das wäre sehr unangenehm, besonders für den armen Chaudieu, der die Ehrlichkeit und Rechtlichkeit selbst ist. Er hat freilich das Pulver nicht erfunden, aber das ist kein Grund. Mit einem Worte, Adolphine kokettirt viel zu sehr mit Laboissière und ich bin schon nahe daran gewesen, ihr dies zu sagen."

— "Das ist Deine Sache nicht, sondern die meine."

"Mir um so lieber. Du begreifst, daß es mir sehr unangenehm sein müßte, über eine solche Sache mit Adolphinen zu sprechen, während es sich zwischen Mutter und Tochter von selbst macht."

Es folgte nun eine Pause, in welcher Madame Bailleul an das Fenster trat. Man hörte einen Wagen rasseln und gleich darauf meldete die Klingel einen Besuch. Madame Bailleul konnte, hinter der Jalousie verborgen, Alles sehen, was draußen vorging, ohne selbst gesehen zu werden. Sie sah ein elegantes Cabriolet in den Hof fahren. Der Herr dieser eleganten Equipage war ein junger Mann von etwa dreißig Jahren, mit festem, um nicht zu sagen, festem Blicke. Auf seinen Lippen schwebte ein spöttisches Lächeln und jede seiner Bewegungen verrieth sicheres Selbstvertrauen.

Der Herr übergab die Zügel einem Diener, der viele Aehnlichkeit mit seinem Herrn hatte und sogleich sich nach der Remise wendete, als wäre er hier zu Hause.

Der Herr richtete, ohne stehen zu bleiben, einen lächelnden Gruß an eine Person, die nicht Madame Bailleul war, die gleich darauf ihre Tochter dem Ankommenden entgegen und mit demselben in den Garten gehen sah. Madame Bailleul befahl ihrem Gatten, in dem Zimmer zu bleiben, während sie selbst in den Garten nachschlich und dort bald den Herrn Gustav Laboissière mit Adolphine Chaudieu auf einer Bank sitzen sehen konnte. Ohne selbst bemerkt zu werden, hörte sie deutlich das Gespräch des Paares und überzeugte sich daraus nur zu wohl, daß Bailleul richtig gerathen hatte. Es war von einem Rendezvous denselben Abend die Rede. Laboissière gestand, daß er sich den Schlüssel zu der Gartenthüre verschafft habe, und wenn auch Adolphine das Rendezvous nicht geradezu genehmigte, so sprach sie doch in Worten, die ihr Anbeter recht wohl als Zustimmung auslegen konnte. Madame Bailleul mußte ihrer Seite von Laboissière manche spöttische Reden hören, die sich auf sie bezogen, so daß sie endlich, mit Mühe an sich haltend, aus ihrem Verstecke hervortrat, um dem Gespräche ein Ende zu machen. Laboissière begleitete die Damen in das Haus, wo er nach einiger Zeit nach dem Hausherrn fragte, an dem er einen Brief zu übergeben habe.

„Mein Schwiegersohn ist in dem Garten,“ sagte Herr Bailleul; „seit einem Paar Tagen denkt er an nichts als an sein Spalier.“

Sie gingen alle Vier nach dem Küchengarten, der am entferntesten vom Hause war und durch Gebüschgruppen verdeckt wurde. Das erste, was sie bemerkten, war Chaudieu, der auf einer Gartenleiter an der Mauer stand. Diese dem Süden zugewendete Mauer hatte ein Spalier, an welchem unten neu gepflanzte Reben emporwuchsen. Der Anstrich dieses Spaliers beschäftigte ihn seit zwei Tagen.

Um sich bei der Arbeit des Anstreichens freier bewegen zu können, hatte Chaudieu Rock, Weste und Cravatte abgelegt und auf einen Baumast gehangen. Mit einem breitkrämpigen Strohhute auf dem Kopfe, die Ärmel seines Hemdes bis über den Einbogen aufgestreift, in der einen Hand einen Pinsel, in der andern ein Gefäß mit Farbe haltend, arbeitete er so eifrig, daß das Spalier sich immer weiter mit grüner Farbe bedeckte. Seine Aufmerksamkeit schien gänzlich auf diese mechanische Beschäftigung gerichtet zu sein, denn die vier Personen, die ihn aufsuchten, waren bis an die Leiter gelangt, ehe er sie bemerkte.

Das Äußere des Gemahls Adolphins entsprach auch vollkommen seiner ländlichen Arbeit. Er war ein junger Mann von etwa achtundzwanzig Jahren, kräftig gebauet und hoch gewachsen, aber darauf beschränkten sich auch seine körperlichen Vorzüge. Das Beste, was man von seinem Gesichte sagen konnte, war, daß es ein ruhiges Gewissen und vollkommene Gesundheit verrieth; die Züge hatten sonst weder Regelmäßigkeit, noch etwas Ausgezeichnetes. Braunes schlichtes Haar, ein schwacher Bart, graue ausdruckslose Augen, ein großes von der Sonne gebräuntes Gesicht bildeten zusammen ein Ganzes, dem es an Allem fehlte, was die jungen Leute gegenwärtig für männliche Schönheit halten. Chaudieu war ein Bretagner.

Die vier andern Personen schienen, als sie bei ihm ankamen, ein und dasselbe Gefühl zu empfinden, das sie einander zwar nicht mittheilten, das sich aber deutlich genug in ihren Mienen aussprach. Laboissière lächelte spöttisch; Herr Bailleul zuckte die Achseln; Adolphine stieß einen jener gähnenden Seufzer aus, welche bei gewissen Frauen die Anwesenheit ihres Mannes hervorruft; Madame Bailleul endlich sprach: „es ist ohne Zweifel ein Scherz, Chaudieu; Sie müssen uns doch gesehen haben.“

Chaudieu sah sich um, blickte auf die Gruppe unter ihm hinab, sagte nichts weiter als „Ihr Diener!“ und pinselte weiter.

„Sehen Sie denn Herrn Laboissière nicht?“ fuhr Madame Bailleul in einem Tone fort, der ganz wie ein Befehl klang, herunter zu kommen.

— „Ich bitte um Entschuldigung; ich mache mit ihm keine Umstände und er wird mir wohl erlauben, meine Arbeit zu beendigen.“

„Allerdings,“ antwortete Laboissière mit höhnischem Lachen; „man darf die Künstler nicht stören.“

— „Kommen Sie doch herunter, Chaudieu,“ sagte Herr Bailleul; „es ist hier ein Brief an Sie.“

„Ein Brief?“ wiederholte Chaudieu, indem er sich von neuem umsah.

— „Aus Marseille,“ setzte Laboissière hinzu und zog den Brief aus der Tasche.

„Ach ja, aus Marseille!“ entgegnete der Gatte Adolphins in einem seltsamen Tone; „und den bringen Sie mir?“

Ohne weiter etwas zu sagen, hing er das Gefäß mit der Farbe an eine Lattenspitze und stieg sodann mit der Ruhe herunter, die alle seine Bewegungen cha-

rakterisirte. Unten nahm er den Brief, den ihm Laboissière überreichte, betrachtete aufmerksam die Adresse und steckte ihn ein, ohne ihn zu erblicken.

— „Sie sind nicht neugierig?“ fragte ihn sein Schwiegervater.

„Ich weiß schon, was es ist,“ antwortete Chaudieu lakonisch, indem er seine Kleidungsstücke von dem Baume nahm, worauf Alle in das Haus zurückkehrten, wo bald die Tafel gedeckt wurde. So geringe Neugierde Chaudieu auch bei dem Empfange des Briefes gezeigt hatte, so las er ihn doch sobald er allein war. Bei dem Anblicke eines Papiers, das der Brief enthielt, sprach sich in seinem gewöhnlich ausdruckslosen Gesichte eine lebhafte Befriedigung aus.

Nach Tische fürchtete Madame Bailleul, die jeden Augenblick irgend ein neues Zeichen des Einverständnisses zwischen ihrer Tochter und Laboissière zu bemerken glaubte, nicht lange mehr an sich halten zu können; sie schützte deshalb heftigen Kopfschmerz vor und ging in ihr Zimmer. Am unangenehmsten war diese Entfernung für Laboissière, der den Unwillen seiner Freundin nicht ahnete und auf dieselbe bei dem Abschlusse seiner Anleihe von zehntausend Francs gerechnet hatte. Er wartete eine Zeit lang, als aber Madame Bailleul nicht wieder erschien, während ihm viel daran lag, das Geschäft sobald als möglich zu Ende zu bringen, entschloß er sich endlich, sich an den Herrn Bailleul selbst zu wenden.

„Apropos,“ sagte er, nachdem er den Alten bei Seite genommen hatte, „hat Ihnen Madame Bailleul gesagt, daß ich einen neuen Wechsel von zehntausend Francs auf Sie gezogen habe?“

— „Sie hat diesen Vormittag davon gesprochen,“ antwortete Bailleul, dessen Stirne sich verdüsterte.

„Und ich kann das Geld übermorgen in Empfang nehmen?“

Bailleul schwieg einige Augenblicke, dann sagte er mit sichtlicher Verlegenheit:

„Hören Sie, mein lieber Herr Laboissière; Sie wissen, daß ich Ihnen gern gefällig bin, aber hier ist es eine sehr delikate Sache. Mit meiner Frau läßt sich darüber nicht sprechen; bei dem geringsten Widerspruche werden ihre Nerven gereizt und ich gebe immer nach, um ihre Gesundheit zu schonen. Ihr heutiger Kopfschmerz rührt gewiß von dem kleinen Wortwechsel her, den wir diesen Morgen über die bewußten zehntausend Francs hatten.“

— „Glauben Sie, daß das Geld in meinen Händen gefährdet ist?“ fragte Laboissière mit dem stolzen Lächeln, das sich in einem solchen Falle einer der drei Geldkönige hätte erlauben können.

„Das sage ich nicht; wäre das Geld mein, so hätten Sie es schon; aber es gehört meiner Tochter und ich bin meinem Schwiegerohne Rechnung darüber schuldig.“

— „Ich bin überzeugt, daß Herr Chaudieu nichts gegen eine Anlage einzuwenden hat, die nicht nur doppelte Zinsen trägt, sondern auch noch andere Vortheile gewährt. Bedenken Sie, daß meine transatlantischen Dampfschiffe...“

„Wir wollen die Sache der Entscheidung Chaudieus überlassen; williget er ein, so ist es abgemacht; sagt er nein, so kann nicht weiter die Rede davon sein.“

Laboissière sah ein, daß er den alten Herrn auf keine anderen Gedanken bringen konnte, und fügte sich deshalb in die Nothwendigkeit.

Im nächsten Augenblicke suchte Bailleul seinen Schwiegerohn auf und begann mit ungewöhnlicher Freundlichkeit ein Gespräch über das Spalier, über Spargel u. s. w., so daß Chaudieu sich endlich umdrehte und ihm in das Gesicht sah.

„Sie haben mich nicht aufgesucht, um von dem Spalier und dem Spargel mit mir zu reden. Was haben Sie mir zu sagen?“

— „Sie haben Recht, mein lieber Chaudieu,“ antwortete der Alte, indem er sich bemühte, die Schüchternheit zu überwinden, welche ihm die Zunge lähmte; „lassen wir den Spargel und sprechen wir jetzt von Geschäften. Wissen Sie, daß ich Ihnen vierzigtausend Francs schuldig bin, die ich Ihnen schon vor zwei Monaten hätte auszahlen sollen?“

„Ich weiß es,“ antwortete Chaudieu in völliger Gleichgültigkeit.

— „Nun hören Sie, was geschehen ist,“ fuhr der Vater Adolphinens fort, der seine ganze Festigkeit sammelte. „Sie wissen vielleicht, daß unser Freund Laboissière an der Spitze einer herrlichen Unternehmung von unerplodirbaren Dampfschiffen steht, die regelmäßig zwischen Frankreich und Amerika fahren sollen?“

„Auch das weiß ich.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Eine Wette.) Im Jahre 1814 wurde Verbun von den Aukriten blockirt. Die vorgeschobenen Posten standen fast unter den Mauern der Stadt und eines Morgens kamen drei Kosaken sogar bis auf Flintenschussweite heran. Mittags an der Tafel des Commandanten der Stadt wurde natürlich davon gesprochen und der Adjutant behauptete, er wolle hinaus reiten, mit den Kosaken sprechen und wohlbehalten zurück kommen. Man erklärte dies für unmöglich und wettete um ein Frühstück.

Der Adjutant ließ sogleich sein Pferd satteln und ritt hinaus auf die drei Kosaken zu, die ihm entgegen kamen, ihn begrüßten wie Einen ihrer eigenen Officiere, ihn aufmerksam anhörten und dann mit ihm nach dem nächsten Dorfe zu ritten.

Der General hatte dies mit angesehen und glaubte, sein Adjutant sei gefangen. Nicht lange darauf hörte man aber Schritte im Vorzimmer und herein trat der Adjutant, der auf den General zu ging und ihn fragte, ob er seine Wette gewonnen habe. Jedermann gestand ihm dies zu, ersuchte ihn aber auch, sein Abenteuer zu erzählen.

„Das ist sehr einfach,“ antwortete er bescheiden; „sobald die Wette angenommen war, ließ ich mein Pferd satteln, während ich in mein Zimmer ging, einen Bogen Papier brief förmig zusammenbrach und drei große Siegel darauf setzte, weil ich mich für einen Parlemtair ausgeben wollte. Da ich etwas von der Sprache der Kosaken verstehe, so sagte ich ihnen, ich wünschte die Depesche Einem ihrer Officiere zu übergeben; wie ich erfuhr, war aber kein Einziger in der Nähe. Ich ließ mich zu dem Maire des nächsten Dorfes begleiten, gab den Kosaken Branntwein und erzählte dem Maire meine Wette. Dieser deutete mir an, daß die Kosakenofficiere bald zurückkommen würden und rieth mir, mich zu entfernen. Ich übergab deshalb die Depesche einem Unterofficier, ließ mich von den Kosaken zurück begleiten und bestellte sie den nächsten Tag wieder, da ich die Antwort abholen würde.“ Der General bezahlte das Frühstück, die drei Kosaken aber erschienen, wie man sich denken kann, am nächsten Tage nicht. Sie erhielten vielmehr die Knute dafür, daß sie sich hatten mystifiziren lassen.

(Nachtheilige Wirkung der Musik.) Während die Musik auf manche Personen gar keinen Eindruck macht, wirkt sie auf Andere wieder so mächtig ein, daß die Melodien noch lange in den Ohren derselben nachklingen. In einer italienischen medizinischen Zeitschrift erzählt der Dr. Brofforio, eine verheirathete aber kinderlose Frau von acht und zwanzig Jahren und kräftiger Constitution, die niemals vorher ihr Dorf verlassen oder ein Concert gehört hatte, besuchte endlich einmal ein dreitägiges Fest, bei dem nach einem vorzüglichem Orchester getanzt wurde. Sie genoß das ihr neue Vergnügen mit großem Eifer, als aber das Fest vorüber war, konnte sie den Eindruck nicht wieder los werden, den die Musik auf sie gemacht hatte. Sie mochte essen, trinken, gehen, still sitzen oder beschäftigt sein, die verschiedenen Melodien, welche sie gehört hatte, klangen fortwäh-

rend in ihr nach und zwar in derselben Ordnung, in der sie gespielt worden waren. Sie konnte nicht schlafen; ihre Verdauungsorgane litten dabei, ihr ganzer Gesundheitszustand wurde gestört und sie mußte ärztliche Hilfe suchen. Man machte verschiedene Versuche, die eingebildete Musik zu vertreiben, aber je schwächer ihr Körper wurde, um so gewaltiger beunruhigten sie die musikalischen Töne. Dieses Nervenleiden hielt sechs Monate an, worauf sie starb, ohne in der ganzen Zeit einen einzigen Augenblick Ruhe vor den Tönen gehabt zu haben. Selbst in ihren letzten Augenblicken glaubte sie noch einige Mistöne der ersten Violine zu hören; sie hielt sich die Ohren mit beiden Händen zu und rief aus: „ach, welch' falscher Ton! Er zersprengt mir den Kopf!“ Das waren ihre letzten Worte.

(Klugheit des Elephanten.) Ein englischer Officier, der sich in Indien viel mit der Jagd beschäftigt hatte, erzählte unter anderm: „bei der Verfolgung eines Elephanten verwundete ich ihn nach einander mit acht messingenen Kugeln, von denen ihn drei am Kopfe trafen; obgleich schwer verwundet und stark blutend, eilte das Thier doch hinweg, auf der Flucht aber hob es mit dem Rüssel von Zeit zu Zeit feuchte Erde auf und klebte dieselbe auf die Wunden, offenbar um die Blutung zu stillen.“

(Zerstretheit.) Newtons Zerstretheit war sprüchwörtlich. Wenn es auch nicht wahr ist, daß er einst den kleinen Finger einer Dame, deren Hand er hielt, statt des Stopfers in seinen Pfeifenkopf steckte, so ist es doch wahr, daß er zum Aus- und Eingange eines Käghens ein kleines Loch in die Thüre seines Studierzimmers neben dem großen für die Kage schnitt, und daß er, als er einst in Gedanken versunken am Kamine saß, seine Knie an die Barriere stützte und fühlte, daß er sich brannte, heftig klingelte und seinem Diener auftrug, die Kaminstäbe wegzunehmen.

(„Die Bürgschaft“ unter den Wilden.) Ein amerikanischer Officier erzählt: ich war in Florida Zeuge folgender Begebenheit. Es war ein Haufe von Indianern durch unsere Truppen vertrieben worden; wir hatten drei Gefangene gemacht, die übrigen, zwanzig Personen an der Zahl, waren entflohen. Der Oberst Worth stellte mit dem Gefangenen ein Verhör an und es ergab sich, daß zwei derselben an der Ermordung eines Courriers Theil genommen hatten, der kurz vorher umgekommen war. Man deutete ihnen deshalb an, daß sie zur Strafe für diese That gehängt werden würden, wenn sich nicht der Rest ihres Stammes den Amerikanern ergäbe. Es wurde dazu eine Frist von 14 Tagen gestellt; die beiden Schuldigen legte man in Ketten und den Dritten schickte man ihren flüchtigen Gefährten nach. Nach fünf Tagen kam der letztere zurück und brachte einen andern indianischen Krieger, Holate, nebst mehreren Frauen und Kindern mit sich, darunter die Mutter und die Schwester Talofs, eines der beiden Gefangenen.



Die Herzogin von Mazarin.

(Fortsetzung.)

Der Knabe zog seinen Dheim sogleich am Kermel und stürzte ihm etwas zu. Kaum hatte er einige Worte gesagt, so fuhr der Gouverneur auf, unterbrach den eben Sprechenden Redner und schwur, er würde nicht zugeben, daß noch ein Wort weiter gesprochen werde.

Die drei fremden Mädchen wurden in einen Tragsessel gehoben, die ganze Versammlung folgte ihnen in Prozession bis zu der Kathedrale, wo ein feierliches Te Deum gesungen wurde. Abends war die Stadt Marseille auf Befehl des Gouverneurs erleuchtet und in dem Rathhause saale wurde ein Ball gehalten.

Die drei jungen so einfach gekleideten Mädchen, deren Ankunft eine der ersten Städte Frankreichs so in Aufruhr brachte, waren die Töchter eines armen römischen Edelmannes, Michele Lorenzo Mancini und dessen Frau, Laura Mazarini, deren Bruder Cardinal und erster Minister in Frankreich war.

Der Neffe des Gouverneurs hieß Armand Charles de La Porte, Marquis de la Meilleraye, und sein Vater war Herzog und Marschall von Frankreich.

Noch denselben Abend antwortete dieser junge Mensch, als ihn der Gouverneur fragte, welcher von den Nichten des Cardinals er den Vorzug gebe:

„Lieber Dheim, ich habe nur die eine angesehen, die kleine Crepa.“

2.

Am Tage Allerheiligen 1660, folglich etwas über sieben Jahre nach den Ereignissen, welche den Prolog dieser Geschichte bilden, hatte der Cardinal von Mazarin, der bereits die ersten Anfälle des Uebels fühlte, welches ihn wenige Monate darauf in das Grab brachte, am Morgen eine lange Unterredung mit Henriette von Frankreich, Königin von England, gehabt. Wovon die Rede gewesen war, wußte damals Niemand, als aber Mad. de Venelle, Gouvernante der Nichten des Cardinals, nach der großen Messe mit Mlle. Hortense Mancini vor Sr. Eminenz erschien, richtete der Cardinal, obwohl er grausam an der Sicht litt, das freundlichste Lächeln an das junge Mädchen und winkte dasselbe zu sich.

„Mlle. Hortense,“ fiel Mad. de Venelle in strengem Tone ein, „verdient so viel Güte von Eurer Seite nicht.“

— „Was ist geschehen? Was hat sie verbrochen?“ fragte der Cardinal. „Komm, Crepa, sage mir, was Du begangen hast.“

Crepa war der Name, den Mlle. Hortense Mancini in ihrer Kindheit in Italien geführt hatte und bei dem sie ihr Dheim noch immer gern nannte.

Crepa schwieg.

„Statt daß Mlle. Hortense,“ nahm Mad. de Venelle das Wort, „der Messe in ihrem Buche folgt, wie es sich für eine junge Dame aus einem großen Hause und namentlich für eine Nichte Sv. Eminenz ziemt, blickt sie fortwährend nach den jungen Herren umher.“

— „Ist das wahr, Crepa?“

Das junge Mädchen war etwas hinter der Gouvernante und fast an der Thüre geblieben, bei der letzten Frage des Cardinals aber entschloß sie sich, vorzutreten und das Schweigen zu brechen. Sie näherte sich deshalb schüchtern dem Sessel und schlug die schönen Augen, deren Macht sie schon nur zu wohl kannte, nach ihrem Dheime auf.

„Mein Gott, Dheim!“ rief sie mit bewundernswürdiger Naivetät, „ist es denn meine Schuld, wenn die Herren mich unaufhörlich betrachten? Wenn ich sie nicht auch ein wenig ansähe, würden sie glauben, mein armes Herz könnte ihre Blicke nicht ertragen.“

Der Cardinal zog die Augenbrauen zusammen und gebot der Mad. de Venelle sich zu entfernen. Kaum war dies geschehen, so faßte er die Nichte an der Hand, zog sie an sich, ließ sie auf eine Lehne seines Sessels setzen, klopfte sie freundlich auf die Wange und sagte:

„Crepa, es vergeht fast kein Tag, ohne daß ich Klagen über Dich hören muß; bist Du wirklich so kokett? Es ist eine große Sünde, die jungen Herren so zu zerstreuen. Aber Du weißt es, daß ich Dich allen meinen andern Nichten vorziehe, und Du mißbrauchst meine Güte gegen Dich.“

— „Ihr zieht mich vor, Dheim?“ wiederholte Hortense sogleich; „gebt mir einen Beweis davon.“

„Welchen Beweis soll ich Dir geben? Glaubst Du nicht, was ich Dir sage?“

— „Nicht ganz.“

„Und wodurch bist Du zu überzeugen?“

— „O, ich verlange nicht viel, Dheim; verheirathet mich!“

Wäre die Sicht nicht gewesen, der Cardinal würde aufgesprungen sein.

„Dich verheirathen!“ rief er. „Du zählst ja kaum vierzehn Jahre.“

— „Was liegt daran, wenn ich einen Mann finde, der mich in diesem Alter haben will. Schwester Dympe habt Ihr dem Grafen von Soissons gegeben und Marie dem Connetable Colonna versprochen. Ich muß nun allein mich von der Madame de Benelle ausschelten lassen.“

„Nun, tröste Dich nur; ich wollte es Dir verheimlichen, doch vermag ich es nicht. Ja, meine kleine Crepa, ich gedenke Dich zu verheirathen.“

— „Ist es möglich?“ rief das junge Mädchen, indem es dem Cardinal um den Hals fiel. „Ach, wie göttlich seid Ihr gegen mich und wie glücklich bin ich! Und er wird auch glücklich sein. Er hat es also gewagt, mit Euch zu sprechen, Euch um meine Hand zu bitten?“

Die Stirn des Cardinals verdüsterte sich sichtbar und kaum vernehmlich stammelte er die Worte: „er? — Wer — er?“

— „Das wißt Ihr nicht, Oheim?“

Der Cardinal würde ohne Zweifel mancherlei erfahren haben, aber in diesem Augenblicke wurde die Thüre des Zimmers geöffnet und ein Page trat ein, ein schöner Jüngling von fünfzehn bis sechzehn Jahren mit dem interessantesten Gesichte, dessen blondes Haar in weichen Locken um einen tadellosen Hals fiel. Man nannte ihn Don Alonso de Lara y Pennaslor, zwei schöne castilianische Namen, deren Adel so groß war als die Armut dessen, der sie trug und der mit der jungen Königin, der Gemahlin Ludwigs XIV., nach Frankreich gekommen war, um da sein Glück zu machen.

„Was giebt es?“ fragte der Cardinal in übler Laune und ohne auf die Verlegenheit des jungen Mannes, ohne auf den Blick des Einverständnisses zu achten, den Hortense de Mancini mit ihm wechselte.

„Der Herr Marschall Herzog de la Meilleraye, der von seiner Regierung in der Bretagne kommt, mit dem Marquis, seinem Sohne, und dem Ihr versprochen habt, diesen Morgen ihn zu empfangen. Beide verlangen eingeführt zu werden.“

— „Laß sie eintreten, Alonso!“ entgegnete der Cardinal mürrisch.

Als Hortense sich entfernen wollte, setzte er hinzu: „bleib, ich befehle es Dir.“

Hortense setzte sich auf einen Sessel neben ihrem Oheim nieder und nahm das erste beste Buch, das ihr in die Hände fiel, von einem Tische.

Der Marschall trat ein mit seinem Sohne, einem großen, schönen, gut gewachsenen jungen Manne mit zierlich gewichstem Schnurbarte, sanftem und edelm, aber schüchternem Gesichte.

Die Unterhaltung hatte nicht lange gewährt, als ein Gardeofficier dem Cardinal meldete, der König habe die Absicht ihm einen Besuch abzustatten. Mazarin befahl seiner Richte sich zu entfernen und der Marschall empfahl sich mit seinem Sohne, der

auf der Treppe dem Vater gestand, er wünsche nichts mehr, als daß Hortense Mancini, die er seit ihrer Landung in Marseille nicht vergessen, einmal seine Frau werde.

Zwei Personen, welche in diesem Augenblicke die Treppe heraufgingen, hörten diese letzten Worte. Es war ein Herr von etwa fünfundvierzig Jahren mit martialischem Aussehen, dessen feurige Augen unter ungewöhnlich dicken Augenbrauen hervorblickten, und eine noch ziemlich junge Dame, wie man trotz dem dunkeln Mantel, der sie umhüllte, und der schwarzen Sammetmaske erkennen konnte, von der, nach der damaligen Mode, ihr Gesicht verhüllt war.

„Das ist eine Liebe, die erhört zu werden verdient!“ sprach der Mann mit den dicken Augenbrauen. „Was meint Ihr, Madame?“

Die Dame, an welche diese Frage gerichtet wurde, heftete einen langen Blick auf Armand de la Meilleraye, dann wendete sie sich an ihren Begleiter und antwortete:

„Wer sagt Euch, daß es nicht so sein werde?“

— „Ich verstehe nichts von der Astrologie und Chiromancie.“

„Das ist nicht recht, Herr von Saint Evremond.“

— „Ihr wißet meinen Namen? Wie ist das möglich; ich kenne Euere Stimme nicht.“

„Wer konnte nicht den General Saint Evremond, den genussüchtigsten Krieger und den kriegerischsten Schöngestirne im ganzen Lande? Den geliebten Liebhaber der Marion Delorme, der Ninon de Lenelos, der...“

— „Genug, denn wenn Ihr noch mehr von meiner Vergangenheit sprecht, werdet Ihr mich mißtrauisch machen gegen meine Zukunft.“

„Vielleicht mit Recht, denn wenn ich mich nicht sehr irre, ist das Ende Eueres Glücks im Kriege und in der Liebe sehr nahe.“

— „Es bedurfte der Ehre dieser Begegnung nicht, um zu erfahren, daß ich alt werde.“

Sie waren dabei in dem Theile des Palastes angekommen, welchen der Cardinal bewohnte, und an dem Eingange zu den Gemächern des ersten Ministers. Die Unbekannte blieb stehen, Saint Evremond ebenfalls.

„Wir haben denselben Gang, Madame, und ich werde nun nicht bloß Euere Gesicht sehen, sondern auch Euern Namen erfahren.“

In diesem Augenblicke meldete ein Diener, daß Se. Eminenz für diesen Tag Niemand mehr empfangen könne.

„Und müßt ich Euch folgen bis nach Rom, Madame, ich verlasse Euch nicht, bis ich Euch kenne.“

Die Dame in der Maske antwortete nicht, nahm aber den Diener des Cardinals bei Seite und sagte ihm einige Worte in das Ohr. Der Mann verneigte sich tief und antwortete: „folgt mir, ich führe Euch ein.“

Darauf machte die Unbekannte eine tiefe Verbeugung gegen St. Evremond, der verblüfft auf der Schwelle stehen blieb.

3.

Der Besuch des Königs bei dem Cardinal war ein sehr kurzer und kaum hatte der junge Monarch sich wieder entfernt, als Mazarin verbot, irgend Jemanden herein zu lassen, und seine Nichte Hortense rufen ließ.

„Nun, liebe Crepa,“ sagte er zu derselben, „unsere Unterredung wurde unterbrochen; Du schienst mir eben die Neigung gestehen zu wollen, welche Dir ein junger Herr vom Hofe eingeflößt hat. Sprich, mein Kind, und fürchte nichts. Wer ist dieser junge Herr?“

Hortense hatte unterdeß wohl erkannt, welchen Fehler sie begangen, als sie ihr Geheimniß halb offenbarte; deshalb antwortete sie denn mit der größten Ruhe:

„Verzeiht mir, guter Dheim, wenn ich Euch eine Schlinge stelle; ich liebe in der Welt Niemanden als Euch, meine Schwestern und den König. Da ich nun keine von diesen Personen heirathen kann, so habe ich für jetzt große Lust unverheirathet zu bleiben.“

— „Ich glaube, daß Du in diesem Augenblicke eine große Sünde begehst.“

„Welche, lieber Dheim?“

— „Du lügst, Crepa, und mißtrauest mir, der ich Dich so sehr liebe. Sprich offen, nenne ihn, der Dir gefällt. Du weißt daß ich auf Reichthum nichts gebe, und wenn er jung ist, kann man ihn am Hofe steigen lassen. Der junge Herr also ist..?“

Hortense wußte nicht, ob der Cardinal doch nicht vielleicht aufrichtig spreche; schon schwebte der Name auf ihren Lippen, plötzlich aber schlang sie die Arme um den Hals des Ministers und sagte:

„Dieser Herr seid Ihr, lieber Dheim.“

Der alte Herr zog die Augenbrauen zusammen und lachte dann, das junge Mädchen aber konnte ihre Thränen nicht länger zurückhalten. Sie begab sich in ihr Zimmer und weinte still, als die Thüre sich öffnete und die zweite ihrer Schwestern hereintrat, die berühmte und unglückliche Marie de Mancini, die, welche ohne den Widerspruch Annas von Oesterreich vielleicht Königin von Frankreich geworden wäre.

Als Hortense sie erblickte, eilte sie ihr entgegen, warf sich schluchzend in ihre Arme und sagte:

„Ach, Marie, ich bin auch sehr unglücklich.“

— „Was ist Dir? Hat Madame de Venelle Dich gescholten? Erzähle mir, damit ich Dich tröste.“

Hortense gestand ihre Liebe zu dem schönen Pagen ihres Dheims und daß sie von ihm geliebt würde.

„Wie?“ entgegnete die Schwester; „Du, die der Cardinal am meisten von uns liebt, deren Hand er nicht bloß den größten Herren des Landes, sogar dem Herzoge von Savoiem verweigert haben soll, die der König Karl von England liebt, wie man sagt? Doch vielleicht ist für Dich noch eine Hoffnung. Schwöre mir, keiner lebenden Seele mitzutheilen, was ich Dir vertrauen will.“

Hortense leistete den Schwur.

„Unsere ältere Schwester,“ fuhr Marie fort, „die Gräfin von Soissons, hat mich mit einer Frau bekannt gemacht, welche die geheimsten Ereignisse am Hofe und in der Stadt kennt, die in der Zukunft zu lesen vermag.“

In demselben Augenblicke erschien Mad. de Venelle, um die jungen Damen zur Vesper abzuholen. Als der Gottesdienst zu Ende war, dunkelte es bereits. Als die Nichten des Cardinals die Kapelle verließen, fühlte Hortense im Gedränge eine Hand die ihrige suchen und etwas gleich einem Briefchen zwischen ihren Fingern. Sie zuckte zusammen, denn sie hatte im Dunkel den schönen Pagen wohl erkannt und sogar Thränen an seinen Wimpern zu bemerken geglaubt.

Sobald sie allein war, und die Gouvernante vertief sie erst sehr spät, las sie:

„Mademoiselle, wenn es wahr ist, daß Ihr einiges Mitleiden mit einem Unglücklichen habt, der stirbt aus Liebe zu Euch, so gestattet mir aus Barmherzigkeit eine Unterredung von einigen Augenblicken. Es ist die erste und letzte, die ich von Euch zu erbitten wage. Ich werde die ganze Nacht, Euere Antwort erwartend, unter Euerm Balcon verbringen. Morgen ist es nicht mehr Zeit.“

Hortense konnte ihre Thränen nicht zurückhalten. Eben schlug es zwölf Uhr. Was sollte sie thun? Sie löschte endlich die Lampe aus, schlich an das Fenster und öffnete dasselbe so leise als möglich.

4.

Es war eine nebelige, sternenlose finstere Novembernacht. Alles schlief im Schlosse; man hörte nichts als den eintönigen Schritt der Schildwachen und das melancholische Rauschen des Nachtwindes. Hortense neigte sich aus dem Fenster hinaus, das sich acht bis zehn Fuß über dem Boden befand, und bemerkte eine menschliche Gestalt, ihren spanischen Geliebten, Alonso. Sobald er sie erkannte, kletterte er an der Mauer hinauf und hielt sich an den eisernen Stäben des Balcons fest.

„Was bedeutet das Billet, das ich empfang?“ fragte Hortense eilig.

— „Wißt Ihr nicht, daß ich mit Tagesanbruch den Palast verlasse und weit, weit von Euch fortreise. Ach, fern von Euch muß ich sterben.“

„Warum reiset Ihr?“

— „Fragt den Herrn Cardinal. Während Ihr in der Vesper wart, ließ er mich rufen und sagte mir, der König bedürfe einen sichern Boten, der ein wichtiges Schreiben an Se. kath. Maj. überbringe, er habe die Augen auf mich geworfen und ich müsse mich sofort zur Abreise anschicken.“

„Das ist eine grausame Trennung, aber sie wird nicht von langer Dauer sein.“

„Anfangs glaubte ich dies auch, aber der Herr Cardinal setzte mit einem Blicke, den ich nie vergessen werde, hinzu: „ich zweifelte nicht, Alonso, daß Se. katholische Maj. Dich würdig belohnen wird, indem sie Dir einen Grad, der Deiner Geburt entspricht, in der Garde überträgt. Die Botschaft, die Du ihm

überbringst, ersucht ihn förmlich darum.“ Ich fühlte, daß ich erblaste, verbarg indes so gut als möglich meine Verzweiflung und bat Se. Eminenz, nachdem ich meine Sendung ausgeführt, zu ihm zurückkehren zu dürfen. Da zog er die Augenbrauen zusammen und ich erkannte, daß ihm Jemand meine Liebe zu Euch berichtet hatte, denn er antwortete in einem grausam spöttischen Tone: „ich ändere meine Beschlüsse nicht gern; was thäte ich indes nicht für Dich? Wenn Dir so viel daran liegt nach Frankreich zurück zu kommen, so steht Dir es frei; ich werde für Dein Unterkommen sorgen — in irgend einem Staatsgefängnisse.“ Darauf winkte er mir, mich zu entfernen.“

„Ach, mein Gott!“ stammelte Hortense, indem sie das Gesicht mit ihren Händen verhüllte; „ach Gott, sei uns gnädig!“

Sie bückte sich dabei so tief als möglich, Alonso wagte noch höher zu steigen und ehe die Liebenden selbst wußten, wie es geschah, berührten sich ihre Lippen zum ersten Kusse. In diesem süßen Augenblicke aber ließ sich in einiger Entfernung Geräusch vernehmen; Hortense fuhr zurück und lauschte. Zu jenem Geräusche kam noch ein anderes in ihrem Zimmer selbst, die Stimme der Mad. de Benelle. Hortense schloß schnell das Fenster und Alonso stieg von dem Balcon hinunter. Bei dem Hinunterspringen stieß er an einen Mann, der einen kräftigen Fluch ausstieß, den Knaben faßte, ihn genau betrachtete und dann leise sagte:

„Ah, ich irre mich nicht, es ist der Sennor Alonso de Lara, der schönste Page.“

— „Herr General von Saint Evremond!“

„Was habt Ihr zu dieser Stunde hier zu schaffen, schöner Page?“

— „Und Ihr, Herr General?“

„Ah, bei mir ist es etwas Anderes; ich gehe gern auf den Anstand, besonders wenn es recht finstere Nacht ist. Ihr seid noch so jung und scheint schon nach königlichem Wild zu jagen. Mein kleiner Hidalgo, nehmt Euch in Acht. Ich, als erfahrener Jäger, habe ein geübtes Ohr; eben werden die Garden erscheinen.“

— „Herr General, rettet mich!“

„Drückt den Hut über die Augen, verhüllt Euch das Gesicht mit dem Mantel und widersprecht mir nicht, sonst seid Ihr verloren.“ Dann fuhr er fort: „Warte, Bursch, ich will Dich lehren, den Hofen da den Hof zu machen; vorwärts, oder ich enterbe Dich.“

In diesem Augenblicke kamen die Garden an, zu denen Evremond sagte: „Laßt Euch nicht stören; es ist mein Neffe, der kleine Du Guast, den ich selbst bei den Ohren unter dem Balcon eines Kammermädchens hervorgezogen habe. Saget Niemandem etwas, meine Herren; gute Nacht!“

Bald gelangte Alonso mit seinem mächtigen Beschützer an den Ausgang des Waldes von Saint Germain. Es war kein Wort zwischen ihnen gewechselt worden; jetzt aber sprach der General zu dem Pagen: „mein junger Freund, wenn Ihr mir

glaubt, so bleibt Ihr keinen Augenblick länger in dem Schlosse Saint Germain und um Euch in den Stand zu setzen, so schnell als möglich fortzukommen, will ich Euch mein Pferd geben, das einige Schritte von hier mit einem meiner Diener wartet. Verlasset Frankreich so schnell als möglich und verbergt Euch selbst im Auslande, bis es Gott in seiner Gnade gefällt, den Herrn Cardinal zu sich zu berufen, was, wie ich hoffe, nicht lange mehr dauern kann. Ihr werdet Geld brauchen; da nehmt meine Börse; ich habe diesen Abend Glück im Spiele gehabt und sie ist ziemlich gespickt. Und nun geleite Euch Gott!“

„Wie werde ich so viele Güte vergelten können!“ sprach der junge Mann, indem er sich in die Arme des Generals warf.

Saint Evremond wehrte den Dank ab; Alonso schwang sich in den Sattel und jagte davon.

5.

Es war am 30. November. Der Hof hatte das Schloß von Saint Germain mit dem Louvre vertauscht und der Cardinal den prachtvollen Palast bezogen, den er sich in der Nähe der königlichen Wohnung hatte erbauen lassen. Es mochte sechs Uhr Abends sein und vor dem Palaste des Cardinals drängten sich Wagen, Portchaisien und Diener.

Mazarin saß geschmückt, geschminkt und parfümirt, nach seiner Gewohnheit, in geringer Entfernung von dem Kamine auf einem bequemen Sessel vor einem Spieltische und spielte Karten mit dem Grafen von Soissons, dem Gemahle der ältern seiner Nichten. Hinter seinem Sessel standen in ehrerbietiger Haltung die größten Herren des Reiches und an der Ecke des Kamins Marie und Hortense de Mancini, seine Nichten.

Obgleich Mazarin gänzlich mit dem Spiele beschäftigt zu sein schien, so entging ihm doch keines der Worte, die leise um ihn her gesprochen wurden, und er hätte im Nothfalle alle diejenigen nennen können, welche sich in dem Saale befanden.

So oft Jemand ankam, trat er an den Spieltisch und verbeugte sich zuerst vor dem Cardinale, dann vor dem Fräulein Mancini. War der Neugekommene ein angesehenener Mann, so richtete Mazarin, ohne sich indes in seinem Spiele stören zu lassen, einige Worte an ihn; sonst nickte er blos ein wenig mit dem Kopfe. Bisweilen begnügte sich der Ankommende nicht, die Nichten des Cardinals zu begrüßen, sondern begann ein Gespräch mit ihnen, das indes immer sehr kurz war und das die Mädchen selbst abkürzen zu wollen schienen, so zerstreut antworteten sie. Oft wendeten sich ihre Blicke nach der Thüre, als erwarteten sie Jemand mit Ungeduld, der lange ausblieb.

(Fortsetzung folgt.)

Bilder-

N^o 7.



Magazin

1842.

Copien berühmter Gemälde.



(Der heilige Sebastian, nach Guido Reni.)

Guido Reni wurde zu Bologna im Jahr 1574 geboren. Er war der Sohn eines Musiklehrers und hatte selbst bereits ziemliche Fortschritte in der Tonkunst gemacht, als er seine Aufmerksamkeit auf die Malerei wendete. Er wurde ein Schüler von Denis Calvert, unter dessen Anleitung er so reißende Fortschritte machte, daß sein Lehrer die von ihm gefertigten Gemälde, nach Hinzufügung einiger Pinselstriche, als die seinigen verkaufte. Als Guido sein zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, verließ er Calvert's Unterricht und besuchte die Schule der Caracci, wo er der Liebling Ludovico's ward. Er hatte bereits Beweise von seiner Geschicklichkeit in einigen seiner Gemälde in dem Palazzo Bonfigliuoli abgelegt, wo mehrere treffliche Werke von Michael Angelo Caravaggio

seine Aufmerksamkeit erregten und ihm besonders wegen ihrer starken Contraste zwischen Licht und Schatten gefielen. Guido verfolgte einige Zeit lang dieselbe Manier, allein die Gegenstellungen der Caracci bestimmten ihn, sie wieder zu verlassen. Anstatt der Contraste Caravaggio's gab er seinen Gemälden die Breite und Helle des vollen Tageslichts; Zartheit und Lieblichkeit traten an die Stelle dessen, was die Caracci kein Bedenken trugen, als Rohheit und Heftigkeit zu bezeichnen. Aber immer noch hatte der rastlos vorwärts strebende Maler nicht alle Schwierigkeiten überwunden, denn kaum fing er an zu zeigen, daß er die Vorschriften seiner Lehrer in der Wirklichkeit auszuführen verstehe, als sie ihn der Anmaßung beschuldigten, daß er einen neuen Styl in der Kunst zu begründen strebe.

Aus ihrer Akademie vertrieben, trat er alsbald als ihr Nebenbuhler auf, allein ob schon durch ihre Spöttereien und Witzworte beleidigt, konnte er doch nicht den Zoll der Dankbarkeit vergessen, den er ihnen für ihren Unterricht schuldete. Als er Rom besuchte, erneuerte er seine Bekanntschaft mit Annibale (Caracci), der damals in der Farnesischen Gallerie beschäftigt war, allein ihre Freundschaft war von keiner langen Dauer. Eifersucht auf seine Geschicklichkeit scheint alle seine Kunstgenossen mit Feindseligkeit gegen ihn erfüllt zu haben; denn wir finden, daß Albano, Caravaggio und die drei Caracci bei jeder Gelegenheit über ihn herfielen und ihn zu verkleinern suchten. Papst Paul V. und der Cardinal Borghese indes begünstigten ihn und beehrten ihn mit ihren Bestellungen, und bald schmückten seine Gemälde die Wände der Sampieri, der Rospigliosi, der Campidogli, der Spada, der Barberini u. s. w. Er kehrte aber nichts desto weniger nach seiner Vaterstadt zurück, nachdem er Werke für die Kirche des heiligen Ambrosius und für die Cathedral in Modena ausgeführt. Die Anfeindungen und Ränke, denen er in Rom während ausgefegt war, vertrieben ihn von diesem Orte. Leider hatte sich Reni dem Spiel leidenschaftlich ergeben, er verspielte alles, was ihm die Kunst eintrug; vergebens kämpfte er gegen dieses verderbliche Laster, er konnte sich nicht davon losmachen. Er starb an einem Fieber in seinem achtundsechzigsten Jahre. Seine unselige Spielsucht, die ihn beständig nach Geld lüftern machte, war auch daran Schuld, daß er seine letzten Werke nicht mit dem gewohnten Fleiße ausführte.

Das Märtyrertum des heiligen Sebastian ist ein Gemälde von mächtiger Wirkung, sowohl in Ansehung des Ausdrucks als auch in Bezug auf starken Contrast, und gehört unter die Bierden der Gallerie zu Dulwich. Was den Contrast anlangt, so könnte man fast annehmen, daß es zu jener Periode ausgeführt worden, als Guido den Styl Caravaggio's angenommen. Es stellt den heiligen Sebastian als Märtyrer dar, in dem Moment, wo er durch einen Pfeil, der noch in dem Fleische steckt, in der Seite verwundet worden ist. Die Hände sind ihm fest auf den Rücken gebunden, während der Kopf mit einem Ausdruck heftigen körperlichen Schmerzes etwas zurückgeworfen erscheint. Das Gesicht zeigt uns alle Eigenthümlichkeiten des Guido'schen Stils — ein Gemisch von Seelenangst und Körperleiden. Seine Köpfe des gekreuzigten Erlösers und der Jungfrau Maria gehören alle dieser Klasse an, allein mit Ausnahme der Draperie, welche sehr sorgfältig behandelt ist, kann das Uebrige bei diesen beiden Werken nicht auf gleiches Lob Anspruch machen; beim heiligen Sebastian dagegen ist die ganze Figur ausdrucksvoll. Die Zusammenziehung der Unterleibsmuskeln deutet an, daß der Pfeil eben erst in das Fleisch eingedrungen ist, und die allgemeine Erscheinung des Oberkörpers, das Hervorspringen der Schultern und die von einem tiefen Athemzuge ausgehende Brust zeigen auf eine sprechende Weise, daß Körper und Geist des Heiligen sich im gleichen Grade nach Erlösung von irdischen Banden sehnen. Was die Ausfüh-

rung des in Rede stehenden Bildes betrifft, so wird der Kenner auf den ersten Blick bemerken, daß sie eine kühnere Zeichnung und eine freiere und natürlichere Manier verräth, als an vielen andern Werken Guido's wahrzunehmen ist. — Wir fügen schließlich noch die Bemerkungen eines Biographen Reni's in Bezug auf dessen Werth als Künstler hinzu. — „Dies ist der Maler, dem die Grazien selbst den Pinsel geführt haben, denn seine Werke übertreffen alles, was wir uns von Sanftheit und Anmuth denken können. Sein Pinsel ist (in seiner besten Zeit) leicht und fließend, seine Ausführung angenehm und geistreich, seine Zeichnung richtig und seine Carnation so lebhaft, daß man den Umlauf des Blutes darin zu sehen glaubt. Seine Werke, besonders seine Gewänder, sind in einem großen, edeln Geschmack gemalt; nichts aber übertrifft seine Köpfe voll Charakter, Anmuth und Sanftheit; auch sind seine Hände und Füße schön und sehr richtig gezeichnet. Bei all diesen trefflichen Eigenschaften wäre ihm mehr Feuer und eine kräftigere Färbung zu wünschen; daher auch in der Regel seine männlichen Figuren weniger als seine weiblichen gefallen, weil in letztern Anmuth und Zartheit auf eine bewundernswürdige Weise vorherrschen.“

Die Herzogin von Mazarin.

(Fortsetzung.)

Der an der Thüre stehende Diener meldete immer mehr Namen an.

„Noch kommt sie nicht,“ flüsterte Marie von Mancini ihrer Schwester zu, „und doch ist es schon sechs Uhr.“

Unter den angemeldeten Namen befand sich indes einer, welcher auf den Cardinal einen seltsamen Eindruck zu machen schien. Er ließ unwillkürlich die Karten in seiner Hand sinken und Niemanden entging die Veränderung in seinen Zügen, als der General von Saint Evremond in den Saal trat. Alle Blicke wendeten sich sogleich auf ihn und er verdiente allerdings in mehr als einer Hinsicht die allgemeine Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er war.

Karl von Saint Denis, Herr von Saint Evremond, gehört zu den merkwürdigen Originalen des 17. Jahrhunderts, das an berühmten Menschen aller Art so reich war. In seiner Jugend hatte er sich als einen der tapfersten Kriegsmänner seiner Zeit bewiesen und in den flandrischen Kriegen mehr Muth, Kaltblütigkeit und militairische Talente bethätigt, als nöthig waren, um Marschall von Frankreich zu werden. Da er jedoch nicht schnell stieg, so wurde er Schöngest und eine sehr geistreiche Satyre gegen den Herzog von Longueville erwarb ihm das Wohlwollen des Cardinals von Mazarin, eine bedeutende Pension und den Rang eines Generals. Da wurde der Herr von Saint Evremond Mode. Die berühmtesten Schönheiten schenken ihm ihre Gunst und die reichsten Herren bewarben sich um seine Freundschaft. Seine Bonmots und witzigen Antworten ergöheten den Hof. Obgleich er 1660 bereits im 47. Jahre stand, so gab er doch mit zwei Freunden, dem Grafen von D'Onne und dem

Herzoge von Crequi, den Ton an. Im Theater entschied er über das Verdienst der Stücke und der Künstler; in der Stadt wie am Hofe galt keine Dame für schön, wenn sie nicht von Saint Evremond als solche erklärt worden war. Er galt für den vollendetsten Kenner bei Tafel, kurz er hatte sich ohne Mühe die angenehmste Herrschaft erworben.

Zu diesen Ursachen, welche die Wirkung schon erklären könnten, die das Erscheinen Saint Evremonds hervorbrachte, kamen noch andere, welche dieser Geschichte eigenthümlich sind. Seit länger als einem Monate war er in dem Salon des Cardinals nicht erschienen. In der ganzen Zeit war er verschwunden gewesen und Niemand wußte, was er da gethan. Dieses Geheimniß müssen wir aufklären. Nachdem er dem jungen Pagen sein Pferd und seine Börse gegeben, begab er sich zu seinem Freunde Mionne, dem er bei einer Flasche Wein das Abenteuer erzählte, in welchem er zufällig eine so bedeutende Rolle gespielt hatte. Das beunruhigte den Freund, der meinte, der schlaue Mazarin, der überall Espione habe, werde von der Flucht des Pagen gewis bereits unterrichtet sein und wissen, wer ihm bei dieser Flucht begünstiget. Es sei wohl möglich, daß dem Helfershelfer eine Wohnung in der Bastille bereit gehalten werde und Saint Evremond könne nichts Besseres thun, als sich verborgen halten, bis man die Absichten des Cardinals kenne oder bis der Unwille desselben sich besänftiget habe.

Saint Evremond, der wegen eines Bonmots bereits einige Monate in der Bastille verbracht hatte, beschloß dem Rathe seines Freundes zu folgen; nach vier Wochen aber, als er in seinem Verstecke die Längeweile nicht mehr ertragen konnte und der Cardinal keinen Zorn gegen ihn geäußert hatte, verließ er seinen Zufluchtsort und erschien plötzlich am 30. Nov. 1660 um sechs Uhr Abends in dem Palaste Mazarins.

Es trat bei seinem Erscheinen sogleich tiefe Stille ein. Saint Evremond begab sich, ohne die Fassung zu verlieren, an den Spieltisch. Anfangs sah sich die allgemeine Erwartung getäuscht, denn Mazarin grüßte den General nur mit einem leichten Kopfnicken, plötzlich aber, als besinne er sich eines andern, sprach er in höhnischem Tone:

„Ah, Ihr seid es, Herr von Saint Evremond! Ich glaubte, Ihr wäret gestorben.“

— „Gott sei Dank, ich bin noch unter den Lebendigen; aber ich war sehr krank.“

„Was Ihr mir sagt! Wißt Ihr aber auch gewis, daß Ihr schon außer aller Gefahr seid?“

— „Ich hoffe es.“

„Und an welcher Krankheit littet Ihr.“

— „Ich hatte mich sehr erkältet.“

„In der Nacht im Freien vielleicht?“

— „Wohl möglich.“

„O gewis. Ihr thut Unrecht, Herr von Saint Evremond. Es ist sehr gefährlich, in der Nacht im Freien zu sein. — Kommt

doch näher! Ihr Herren macht dem Herrn von Saint Evremond Platz! — Es ist nichts gefährlicher als Erkältungen..

— „Besonders wenn man einen ganzen Monat lang die Sonne nicht gesehen hat.“

Alle erkannten die Schmeichelei, auch Mazarin lächelte und sagte: „genug, Herr Schöngest, Ihr wißt, daß ich die Schmeichler nicht liebe.“

Nach einiger Zeit fuhr der Cardinal himverfend fort: „ich muß Euch auch einen Vorfall mittheilen, Herr von Saint Evremond, der in Eurer Abwesenheit vorgekommen ist und der Euch sehr überraschen wird. Ihr kennt den spanischen Pagen, den mir unsere junge und gnädige Königin gab..“

— „Nun?“ stammelte Saint Evremond, dessen Augen sich unwillkürlich auf Hortensen richteten, die erbläst war.

„Er bekam das Heimweh und entfloß in der Nacht Allerheiligen, man weiß nicht wohin. Man hat bis heute keine Spur von ihm aufzufinden vermocht. Es that mir sehr leid, denn ich hatte mich sehr an ihn gewöhnt und konnte mich noch nicht entschließen, seine Stelle durch einen Andern zu ersetzen.“

Saint Evremond athmete tief, wie ein Mann, dem eine schwere Last abgenommen ist, und antwortete lächelnd:

„Ich möchte dreißig Jahre jünger sein, um mich selbst um diese Stelle bewerben zu können.“

— „Und ich würde Euch dieselbe gewis nicht versagen,“ entgegnete der Cardinal; „aber auch jetzt will ich etwas für Euch thun, Herr von Saint Evremond, weil ich mich freue, Euch wieder zu sehen; jene Stelle ist also — Euerm Neffen bestimmt.“

„Meinen aufrichtigsten Dank, Eminenz, aber Ihr werdet ihm wohl einige Jahre einen Stellvertreter geben müssen, da er noch ein Säugling ist.“

Alle Anwesenden lachten laut auf und der Cardinal selbst stimmte ein, Saint Evremond aber erkannte, sobald die Worte über seine Lippen gegangen, daß er einen großen Fehler begangen habe.

„Was heißt das?“ fuhr Mazarin fort; „habe ich denn geträumt, als ich glaubte, Ihr hättet einen Neffen, der als Page eintreten könnte, einen Neffen, der Euch sogar in einer gewissen Nacht in Sorge und Verlegenheit brachte, in jener Nacht, als Ihr Euch wahrscheinlich erkältetet, einen Neffen von der Größe Alonso's, dem er sogar ähnlich sein soll? Wie bin ich nur auf diese Gedanken gekommen? Beklagt mich, Herr von Saint Evremond, ich werde alt und geisteschwach.“

— „Der alte Fuchs,“ murmelte Evremond zwischen den Zähnen, „weiß Alles.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Herzogin von Mazarin.

(Fortsetzung.)

Mazarin, der seine Beute nicht entschlüpfen zu lassen pflegte, wollte die Angriffe fortsetzen, als zum Glück für Saint Evremond die Aufmerksamkeit des Cardinals und der Anwesenden durch die Ankunft einer vornehmen Person abgelenkt wurde, der Gräfin von Soissons nämlich, Dympe Mancini. Saint Evremond glaubte die entstandene Störung benutzen zu müssen, um sich zu entfernen.

Als er langsamen Schrittes unter dem Peristyle des Palastes herumging, seine Träger erwartend, und sich fragte, ob es nicht besser sei, Paris so schnell als möglich zu verlassen und in sein Versteck zurückzukehren, entstand plötzlich in seiner Nähe ein großer Tumult; Pagen und Laquaien mit Kerzen eilten voraus, um drei Damen Platz zu machen, welche die Treppe herunter kamen und vor denen Alle das Haupt entblößten und sich tief verneigten. Saint Evremond stand bald vor den drei Nichten des Cardinals. Die jüngste, Hortense, erröthete bei seinem Anblicke, wendete ihre glutvollen schwarzen Augen auf ihn und sagte: „guten Abend, Herr von Saint Evremond.“ Leiser setzte sie dann hinzu: „ich danke Ihnen in meinem und seinem Namen.“

Saint Evremond nahm unwillkürlich seinen Federhut ab und sah die drei Schwestern vorüber gehen, ohne daß er zu antworten vermochte. Sie stiegen in einen kostbaren Wagen mit vier reichgeschirrten Schimmeln und eine Stimme gebot dem Kutscher, nach dem Theater zu fahren.

Mit einem tiefen Seufzer murmelte Saint Evremond vor sich hin: „glücklicher Monso!“ Dann gebot er seinen Trägern, ihn nach dem Theater zu bringen. Eben als er sich entfernte, stieg ein junger Mann aus einem Wagen; er erkannte ihn und dachte nun bei sich: „armer La Mailleraye!“

6.

Im Theater, in welchem sich auch La Mailleraye bald zu ihm fand, bemerkte er mit Bewunderung, daß die Loge der Nichten des Cardinals leer war. Saint Evremond verwunderte sich nicht wenig und La Mailleraye wurde so betrübt, daß es jenem nicht entgehen konnte. Er fragte den jungen Mann, was

ihm das Herz betrübe, und La Mailleraye, der längst eine Gelegenheit gesucht hatte, sein Herz auszuschnitten, gestand ihm, daß er seit sieben Jahren die jüngste Nichte des Cardinals liebe und daß er vor Schmerz vergehen würde, wenn sie nicht die seinige werden sollte. Saint Evremond tröstete ihn so gut er es vermochte und schlug ihm endlich vor, sich sein Schicksal von einer beliebigen Wahrsagerin enthüllen zu lassen. Nach einigem Zögern entschloß sich der junge Mann dazu und beide kamen überein, sogleich ihr Glück zu versuchen.

Sie machten sich deshalb auf den Weg und bald klopfte Saint Evremond an der Thüre eines ärmlichen Hauses an, vor welchem bereits eine Miethkutsche hielt. Es regnete und der Wind heulte melancholisch durch die finstern Straßen.

Es währte ziemlich lange, ehe man in dem Hause auf das Klopfen antwortete. Endlich fragte eine Stimme von innen: „was will man?“

„Wir sind zwei Männer von Stande,“ antwortete Saint Evremond, „die sich die Karte schlagen lassen wollen.“

— „Die Zeit ist vorüber,“ entgegnete die Stimme.

„Das ist eine Lüge; da hält ja auch noch ein Kutscher. Deffnet, oder wir schlagen die Thüre ein.“

Saint Evremond begann alsbald aus allen Kräften von Neuem an die Thüre zu klopfen, so daß es durch die ganze Vorstadt Saint Antoine schallte. Bald darauf hörte man innen eine weibliche Stimme, welche befahl, den beiden Herren die Thüre zu öffnen. Dies geschah; Saint Evremond trat entschlossen ein und La Mailleraye folgte ihm schüchtern und furchtsam, indem er sich bekreuzigte.

Sie standen einer Frau von reifem Alter gegenüber, die grob gekleidet war und deren abstoßendes Gesicht durch eine schmutzige braune Haube wenig verdeckt wurde. Sie hielt in einer ihrer dürrer Hände einen großen eisernen Leuchter, der ein schwaches Licht auf die Wände eines dunkeln, feuchten und schmalen Ganges warf. Eine schwarze große Kage, deren Augen Blitze zu schießen schienen, ruhte auf ihrem Arme und an ihrer Seite hing eine ungeheure Scheere. Dieses häßliche Geschöpf war die Vigoureux, welche neben der La Boissin auch ihren Theil Ruhm genos.

Sobald die Thüre von neuem verschlossen und verriegelt war, winkte die Vigoureux den beiden Herren, ihr zu folgen.

Sie stiegen eine schlechte Treppe hinauf und vor einer Thüre ließ die Frau die Herren im Dunkel warten. Bald indes öffnete sich eine Nebenthüre und es erschien ein junges hübsches Kammermädchen im elegantesten Negligé mit einem silbernen Gandalaber mit wohlriechenden Kerzen. Mailleraye und St. Evremond folgten ihr verwundert und ihr Staunen wuchs noch mehr, als sie durch mehrere mit dem größten Luxus meublirte Zimmer schritten, die mit den reichsten kostbarsten Teppichen belegt waren und wo von allen Seiten Gold glänzte. Endlich hob das Kammermädchen einen Sammetvorhang auf und forderte die Herren auf, in das Cabinet ihrer Gebieterin einzutreten, der berühmten Wahrsagerin, die unter dem Namen La Boissin bekannt war.

Katharine Deshayes, Montvoisin oder auch von Montvoisin genannt, war zuerst Hebamme gewesen, dieses Gewerbes, das nicht viel einbrachte, aber bald überdrüssig geworden und hatte, da sie viel natürlichen Verstand, großen Scharfsinn und einen besonders entwickelten Intriguengeist besaß, angefangen, auf den Aberglauben und die Schwächen des Menschen überhaupt zu speculiren. Sie schlug die Karte, sagte die Zukunft vorher und bereitete Liebestränke, auch zeigte sie bei diesen Beschäftigungen so viel Geschicklichkeit, daß in kurzer Zeit ihr Haus von den ausgezeichnetsten Personen der Stadt und des Hofes besucht wurde. Sie konnte nun ihre zügellose Leidenschaft für Luxus befriedigen. Ihre elende Hütte in der Vorstadt St. Antoine wurde im Innern in einen Palast verwandelt; sie hatte einen Schweizer, Lakaien und hielt offene Tafel. La Fontaine war einer ihrer gewöhnlichen Tischgenossen und es ist bekannt, daß der unsterbliche Fabeldichter, als er von einer kleinen Reise zurückkam, an demselben Tage seinen Besuch bei der Zauberin machen wollte, als sie, wie er von dem Schweizer erfuhr, auf dem Grèveplage als Zauberin und Giftmischerin hingerichtet worden war.

Zu der Zeit, in welcher dieser Theil unserer Geschichte spielt, war die Boissin jung und, wie man sagt, ziemlich hübsch, eine Frau von guter Laune, welche die ganze Zeit über, die sie nicht in ihrem seltsamen Gewerbe beschäftigt war, sang, lachte und Feste gab. Sie hatte durch täglichen Umgang mit gebildeten Leuten den Ton, das Benehmen und die Sprache derselben trefflich nachzuahmen gelernt; befand sie sich aber, wenn man sich so ausdrücken darf, außerhalb ihrer Bühne, so gewann ihr eigentliches Temperament das Uebergewicht und es ging dann in ihrem Hause nicht eben anständig zu.

Dies war die Person, zu welcher La Mailleraye und Saint Evremond geführt wurden und die eine so große Rolle in dem Geschickte so vieler berühmten Personen des 18. Jahrhunderts, namentlich in der wahrhaft epischen Familie der Mancini spielen sollte.

Die Boissin, diesen Abend in ein Kleid von braunem Gros de Tours mit Puffen von feuerfarbigem Atlas gekleidet, den Kopf mit zwei Spigenbarben bedeckt, welche das recht hübsche schwarze Haar nur halb verhüllten, saß nachlässig auf einem Sessel neben dem Kamine. Auf einem Tische neben ihr be-

merkte man eine Guitarre, einige einzelne Notenblätter und einen aufgeschlagenen Band des neuesten Romans der Scudery. Als die beiden Herren eintraten, erhob sie sich zur Hälfte, entschuldigte sich, daß sie dieselben habe warten lassen und winkte ihnen, auf zwei Stühlen Platz zu nehmen, die ein betretter Diener nahegerückt hatte. Dann begann sie in dem Tone, als sei sie die Tochter eines Herzogs gewesen:

„Nun, meine Herren, was giebt es heute Abend Neues im Louvre? Wie befinden sich die Majestäten?“

Armand v. La Mailleraye war zu sehr geblendet, als daß er sogleich hätte antworten können. Saint Evremond zuckte bei den ersten Worten der Wahrsagerin zusammen, schlug sich an die Stirn, als wollte er eine Erinnerung wecken, und sah die Frau unverwandt und fragend an. Nach einigen Augenblicken endlich stammelte er:

„Haben wir Madame Boissin, die berühmte Kartenschlägerin vor uns?“

— „Zu dienen,“ entgegnete die Boissin lächelnd.

„So habe ich nicht das erste Mal das Vergnügen, Sie zu sehen.“

— „Auch wird es nicht das letzte Mal sein, wenigstens hoffe ich es, daß Sie mir diese Ehre erzeigen.“

„Ihnen begegnete ich vor einem Monate auf der großen Treppe im Schlosse von St. Germain und Sie weigerten sich, mir Ihren Namen zu nennen.“

Die Boissin brach das Gespräch ab und um näher zu ihrem Zwecke zu kommen, klopfte sie drei Mal. Ein Knecht erschien, der in der Hand einen Teller von eigenthümlicher Form hielt, welchen er auf einen Tisch stellte; auf diesem Teller lag ein Spiel Karten, ein Glas Wasser, eine Haselruthe, ein Zauber Spiegel und ein Beschwörungsbuch, in welchem man cabballistische Zeichen sah. Nachdem der Knecht sich wieder entfernt hatte, schlug die Boissin das Buch auf, mischte die Karten dreimal und ließ sich dabei stets von Saint Evremond abheben; dann legte sie alle Karten auf den Tisch in seltsamer Ordnung, murmelte halb laut Formeln, welche keiner menschlichen Sprache anzugehören schienen und die sie aus dem vor ihm liegenden Zauberbuche ablas.

Während dieser verschiedenen Operationen hatte das Aeußere der Wahrsagerin sich verändert. Sie war sehr ernst geworden und es lag fast etwas Feierliches in ihrem Blicke und in allen ihren Bewegungen. Der junge Marquis wandte kein Auge von ihr ab, während Saint Evremond immer ein spöttisches Lächeln auf den Lippen behielt. Endlich sprach er sogar im Tone der Ungebuld:

„Nun, Frau Zauberin, meine Zukunft scheint in dichtes Dunkel gehüllt zu sein.“

— „Geduld,“ entgegnete die Boissin, „sie wird sich aufhellen, denn der Geist steht mir bei. Herr General, Sie sind verliebt.“

Saint Evremond legte sich in seinem Stuhle zurück und lachte laut auf. Nach einiger Zeit entgegnete er: „Verständi-

gen wir uns; ich wollte wegen der Zukunft fragen und Sie sprechen von der Vergangenheit.“

„Lachen Sie, soviel als Sie wollen,“ sprach die Wahrsagerin in etwas hochmüthigem Tone, „ich wiederhole, daß Sie in dem Augenblicke, da ich mit Ihnen spreche, verliebt sind und daß diese jetzt im Entstehen begriffene Liebe die heftigste sein wird, die Sie je gefühlt.“

— „Kann ich den Gegenstand derselben erfahren? Das wird mir viel Vergnügen gewähren.“

„In Gegenwart des Herrn Marquis kann ich ihn nicht nennen.“

Saint Evremond schien viel von seiner Ruhe und Unbefangtheit zu verlieren.

„Wird diese heftige Liebe Gegenliebe finden?“ fragte er nach einiger Zeit.

Die Boisin betrachtete ihn einige Minuten lang, während sie von Zeit zu Zeit einen Blick auf die Karten warf, dann suchte sie zweifelnd die Uchfeln.

„Habe ich noch lange zu leben?“ warf Saint Evremond endlich ein.

— „Geben Sie mir Ihre rechte Hand.“

Der General reichte seine Rechte hin und die Wahrsagerin antwortete: „Sie werden ein sehr hohes Alter erreichen.“

„Desto schlimmer, denn die Frauen werden bald nichts mehr von mir wissen wollen. Das ist eine Ungerechtigkeit des Schicksals. Aber werde ich wenigstens ein ruhiges Alter haben?“

Die Boisin nahm die Ruthe, welche auf den Teller war und bewegte sie dreimal über dem Wasserglase hin; dann reichte sie dem General den Zauberspiegel und sagte:

„Neigen Sie den Spiegel so, daß das Wasser in diesem Glase da sich in demselben spiegelt. Das Wasser ist ein Symbol Ihres Lebens. Bleibt es in dem Spiegel klar wie hier in dem Glase, so können Sie eine friedliche Zukunft hoffen. Im Gegenfalle ist alles zu fürchten. Was sehen Sie?“

— „Gar nichts.“

„So sehen Sie nicht recht hin. Geben Sie mir den Spiegel. Mein Gott! wie trübe ist das Wasser. Herr von Saint Evremond, sehen Sie sich vor; Sie werden von einem großen Unglücke bedrohet. — Haben Sie noch andere Fragen an mich zu stellen?“

— „Ich habe genug gehört. Nun kommt die Reihe an meinen jungen Freund da.“

Die Boisin klopfte von neuem; der Reger erschien wieder; sie sagte ihm einige Worte in das Ohr und schien selbst einige Fragen an ihn zu richten, auf die er stets mit bejahenden Zeichen antwortete. Dann ging er hinaus und nahm den Teller, das Glas, die Karten und das Beschwörungsbuch mit sich. Nach etwa zwei Minuten kehrte er zurück und zwar mit einem großen Zauberspiegel in eigenthümlicher Form, den er knieend der Wahrsagerin überreichte. Diese wechselte eine seltsame Geberde mit ihm und befahl ihm sodann, die Kerzen auszulöschen, so

daß das Zimmer nur durch den Schein der glühenden Kohlen matt erleuchtet wurde, die in dem Kamine brannten.

Die Boisin trat darauf zu dem jungen La Mailleraye, blickte ihn starr an und fragte:

„Marquis von La Mailleraye, was wollen Sie von mir?“

— „Ich will mein Schicksal erfahren.“

„So folgen Sie mir.“

Die Wahrsagerin nahm seine Hand, während sie über seinem Haupte den Spiegel bewegte, der, die Gluth des Kamines widerstrahlend, Blitze zu schießen schien. La Mailleraye stand unwillkürlich, bleich und zitternd, auf, um der Frau zu folgen; Saint Evremond aber rief dazwischen: „ich muß auch dabei sein.“

Die Boisin sagte dem jungen Manne einige Worte in das Ohr und bat ihn dann, selbst zu entscheiden, ob Saint Evremond ihn begleiten könne.

„Nein,“ antwortete der Marquis mit veränderter Stimme; „aber, was Sie mir da sagen, kann nicht geschehen. Es ist unmöglich, die Gesetze der Kirche, wie die der Natur und des Verstandes sind dagegen.“

Der General konnte nichts entgegnen, denn sein junger Freund war bereits verschwunden. Etwa fünf Minuten blieb er allein, dann öffnete sich die Thüre wieder und die Boisin erschien von Neuem, mit einer Kerze in der Hand. Sie war allein und schien bewegt zu sein.

„Wo ist mein Freund?“ fragte Saint Evremond. „Sie bürgen mir für ihn mit Ihrem Kopfe.“

Er zog dabei ernstlich sein Schwert, die Zauberin aber lächelte und in demselben Augenblicke öffnete sich eine geheime kleine Thüre. Die Boisin entgegnete darauf ruhig:

„Da ist Ihr Begleiter.“

Es traten wirklich zwei Lakaien ein, die den jungen Marquis auf einem Sessel trugen. Er schien in tiefem Schlafe zu liegen und war sehr bleich. Saint Evremond trat zu ihm und schüttelte ihn am Arme. La Mailleraye war unempfindlich und bewegte sich nicht.

Die Boisin näherte sich nun dem jungen Manne und zog aus ihrem Busen ein Glason, an das sie ihn riechen ließ. La Mailleraye kam alsbald zu sich und die ersten Worte, die aus seiner gepreßten Brust hervordrangen, waren: „Hortense! Hortense! Wo ist sie? Ich sehe sie nicht mehr.“

— „Sind Sie zufrieden?“ fragte die Boisin.

Mailleraye zog einen Brillant von großem Werthe von dem Finger und reichte ihn der Zauberin.

Die beiden Herren entfernten sich, geleitet von dem hübschen Kammermädchen.

7.

„Sie haben sich also Beide im Theater nur gezeigt? Was ist später aus ihnen geworden? Ich will die ganze Wahrheit wissen.“

Der Mann, an welchen der Cardinal Mazarin diese Frage richtete, war eine Art von Geschäftsführer oder Intendant, sehr

einfach gekleidet, ohne Bänder, Treppen und Spitzen an seinem Anzuge von dunkler Farbe und ziemlich gemeinem Stoffe, so wie ohne Federn an dem Hute. In der Hand hielt er eine Tasche von schwarzem Sammet mit Papieren. Dieser Mann, der ungefähr vierzig Jahre zählen konnte, war von mittlerer Größe, hatte ein durchdringendes Auge, dicke Augenbrauen, einen strengen, finstern Blick und das Wesen eines Bürgers, ob er gleich den Degen an der Seite trug wie ein Edelmann. Er stand vor dem Cardinale, der nach seiner Gewohnheit auf seinem Lehnstuhle vor einem mit Papieren bedeckten Tische mehr lag als saß. Der Mann, von dem es sich handelt, war Commis bei einem Bankier gewesen, bevor ihn das Vertrauen des argwöhnischsten Ministers, der je gelebt hat, zur Leitung seiner Privatangelegenheiten erwählte. Er stieg durch die Vermittlung des Cardinals höher und höher und sein Herz war voll von dem unersättlichsten Ehrgeize. Dieser Mann, dessen Erinnerung von dem 17. Jahrhunderte nicht zu trennen ist, hieß Jean Baptiste Colbert.

„Mademoiselles Marie und Hortense,“ antwortete er halblaut, „haben den Abend bei einer Wahrsagerin verbracht, welche Boissin heißt und zu der sie die Gräfin von Soissons führte. Ich weiß dies von einer Person im Dienste der Wahrsagerin selbst, die sie alle drei deutlich erkannte. Sie waren als Bürgermädchen gekleidet.“

— „Diese Kinder werden mich durch Kummer in das Grab bringen. Ich sah mich bereits genöthiget, ihren Bruder zu verweisen und werde bald auch gegen die Mädchen selbst ernstlich auftreten müssen. Welche Schande für meinen Namen und meine Familie! — Was geschah bei der Zauberin?“

„Alle Marie verlangte zuerst einen Liebestrank, der ihr die Liebe des Königs wieder zuzuwenden vermöchte und die Zauberin versprach, ihr einen unfehlbaren zu geben.“

— „Marie wird sich bald unter sicherem Geleit nach Italien begeben, wo der Connetable Colonna, ist er erst ihr Gemahl, mit ihr thun mag, was ihm gut dünkt. Aber Hortense?“

„Hortense beschränkte sich darauf zu fragen, ob Jemand, den sie nicht nannte, noch immer an sie denke und ob er gesund und wohlbehalten in seinem Vaterlande angekommen sei.“

— Und was antwortete die Wahrsagerin?“

„Sie wisse es noch nicht, werde aber ihre ganze Kunst anbieten, um die Neugierde der Alle. Hortense zu befriedigen. — Dann wollte sie aber auch ihre Zukunft kennen. Die Zauberin entgegnete, Alle. Hortense habe sehr schöne Augen und diese würden vielen Leuten den Tod geben.“

— „Hat Niemand meine Nichten erkannt?“

„Nein, aber etwas muß ich noch erwähnen, an demselben Abend waren der junge Marquis von La Mailleraye und Saint Evremond bei der Zauberin?“

„Wieder der Saint Evremond! findet sich dieser Mann überall in meinem Wege? — Nun?“

— „Die Zauberin, welche die Liebe kennt, welche Alle. Hortense dem Marquis eingelöst hat, erbot sich, diesem, wenn er ihr einen sehr kostbaren Brillant geben wollte, in einem Zauber Spiegel den Gegenstand seiner Liebe zu zeigen.“

„Und er willigte ein?“

— „Ja und die Boissin zeigte ihm durch irgend ein Fenster hindurch Alle. Hortense, die sie in einem Cabinet versteckt hatte, während die Herren zugegen waren. Der Marquis wurde vor Schrecken ohnmächtig und liegt noch in diesem Augenblicke am hitzigen Fieber darnieder.“

„Dieser Evremond soll mir büßen. Fürchtete ich nicht, die Frondeurs, die doch nur scheinbar unterworfen sind, gegen mich aufzubringen, ich würde ihn schnell wieder in die Bastille schicken, aus der er nie wieder herauskommen sollte. Dazu braucht es aber eines Grundes, den man dem Könige vorlegen könnte.“

— „Der Herr Cardinal von Richelieu pflegte zu sagen,“ entgegnete Colbert, „er bedürfe nur zwei geschriebener Zeilen von einem Menschen, um ihn an den Galgen zu bringen.“

„Ah, der Cardinal war ein großer Minister. Schaffen Sie mir diese zwei Zeilen. — Und der verdammte Page! Wie geht es zu, daß man seit fünf Wochen seine Spur noch nicht wieder gefunden hat?“

— „Ich weiß es nicht. Man hat durchaus kein Mittel unversucht gelassen.“

„Dieser Page muß verschwinden.“

In diesem Augenblicke ließ sich der Herzog Marschall von La Mailleraye anmelden, der ohne viele Umstände für seinen kranken Sohn um die Hand der Nichte des Cardinals warb und sich erbot, alle seine Aemter dem Sohne abzutreten, demselben alle seine Güter zu überlassen, um nur den Cardinal zu bewegen, die Einwilligung zu geben und auf diese Weise den Sohn zu retten, der, wie der besorgte Vater jammerte, sterben würde, wenn er die Hand Hortensens nicht erhalte. Aber der Cardinal mochte auf den Antrag nicht eingehen, denn er hoffte jede Stunde, die geliebte Tochter mit dem Purpur Englands bekleidet zu sehen, und er berief Hortensen nach dem Fortgehen des Marschalls alsbald zu sich, um ihr dies mitzutheilen. Hortense konnte nicht umhin, ihm zu gestehen, daß sie bereits liebe und daß sie vor Gott geschworen habe, wenn sie dem Geliebten nicht angehören könne, ihr Herz auch keinem andern zu geben. Noch während sie davon sprach, erhielt der Cardinal ein Schreiben, das er seiner Nichte vorlas und worin ihm gemeldet wurde, der Page Alonso sei in einem Wirthshause in den Pyrenäen erkrankt und vor acht Tagen gestorben.

Hortense sank in Ohnmacht.

(Fortsetzung folgt.)

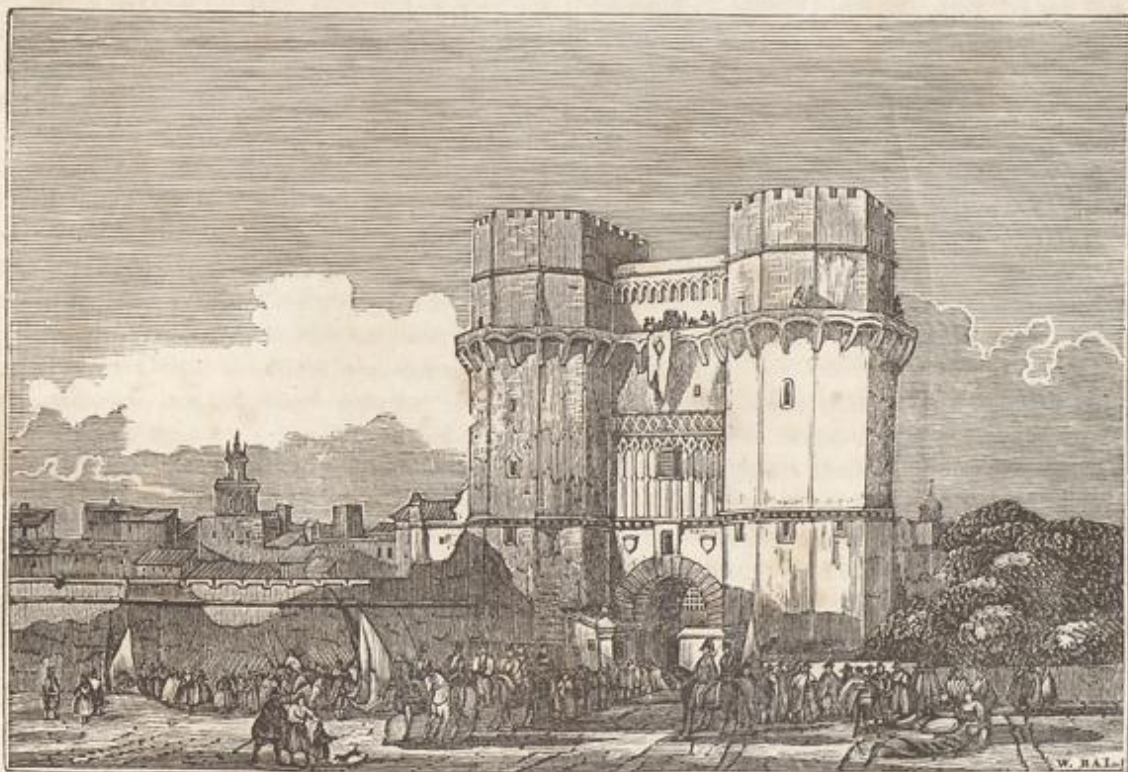


Valencia.

Valencia kann, was Wohlhabenheit und Bevölkerung anlangt, mit der Hauptstadt Spaniens um den Vorrang streiten. Sein Klima ist, gleich dem von Griechenland, der Bildung seiner Bewohner günstig; seit den Tagen des romantischen Cid und der hochgebildeten Mauren hat baselbst eine Vorliebe für Kunst und Wissenschaft geherrscht, und Valencia hat für beide mehr gethan, als irgend eine andere Stadt in Spanien. In den wenigen kurzen Zwischenzeiten, wo Friede und milde Regierung herrschte, traten Malerei, Bau- und Bildhauerkunst wieder hervor, und die Anzahl seiner Sammlungen, der Charakter seiner Gebäude und der Geschmack für Bildhauerei zeigen nicht weniger als die freiwilligen Ergüsse seiner Improvisatori, daß Valencia's Bewohner noch immer etwas von dem Geiste und der erfinderischen Thätigkeit der daraus vertriebenen Mauren

behaupten. Der Baustyl ist meistens vorzüglich. Die Kathedrale, obschon der von Sevilla nicht zu vergleichen, fesselt das Auge des Beschauers durch ihre gewaltigen Verhältnisse. Der von ihr emporsteigende achteckige Thurm, Micalet, ist hundertundfunzig Fuß hoch. Das Theater, ein kleines, schlecht geordnetes Gebäude, verdient kaum der Beachtung; das Hospital, die Börse, die Universität, der königliche Palast mit seinem zwanzig Fuß langen und achtzig Fuß breiten Saal, das Zollhaus, so wie die Paläste Dosoguas und Jura dagegen sind großartig und gewähren einen schönen Anblick.

Von kreisrunder Form und mit Mauern und Thürmen umgeben, hat die Stadt ein kühnes kriegerisches Ansehen. Die vier Thore: del Mar, de S. Vincente, de Quaste und de Serranos erhöhen diesen Eindruck noch. Das zuletzt genannte schöne Thor rührt aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts



(Das Thor der Serranos in Valencia.)

her, wo es nach der Einnahme Valencia's durch Jacob, zu benannt der Eroberer, erbaut wurde. Das Innere der Stadt, mit Ausnahme der neuen Gebäude, hat ein ziemlich maurisches Ansehen; enge krumme Straßen, niedrige Wohngebäude von großer Tiefe, gleich denen der Juden, mit einem Thorwege und einem geräumigen Hofe erinnern überall an Valencia's ehemalige Besitzer.

Die Herzogin von Mazarin.

(Fortsetzung.)

Abends als der Cardinal nach dem Souper über die Gallerie seines Palastes ging, fand er noch mehr Herren aus den vornehmsten Häusern da versammelt als gewöhnlich. Es war bekannt geworden, daß man jeden Augenblick den Courier erwarte, der den Abschluß des Heirathscontractes zwischen dem Könige Karl II. von England und Hortense von Mancini überbringen sollte. Der Cardinal stützte sich auf den Arm des Grafen von Soissons; man bemerkte es, daß er kaum zu gehen vermochte; er mußte von Zeit zu Zeit stehen bleiben, um zu hüsteln und auszuruhen. Trotzdem war er noch sorgfältiger gekleidet und stärker geschminkt als gewöhnlich.

Plötzlich hörte man den Schall von Pferdeschufen und Peitschenknall im Hofe; Mazarin zuckte zusammen, ließ den Arm des Grafen los und richtete sich seiner ganzen Länge nach auf. „Es ist der Courier aus England,“ flüsterte man und wirklich

wurde dem Cardinal bald ein mit dem großen Siegel Englands verschlossenes Schreiben überbracht. Mazarin erbrach es, las es, ohne daß auf seinem Gesichte irgend eine Empfindung sich kundgab, und steckte es in seinen Gürtel.

Alle Anwesenden warteten nur auf ein Wort, ein Zeichen, um ihre Glückwünsche darzubringen, aber der Cardinal setzte schweigend seinen Gang fort. In diesem Augenblicke erschien Colbert und Mazarin trat mit dem Vertrauten in eine Fensterbrüstung. „Hortense bleibt Französin,“ sprach er lächelnd.

„Auch ich habe eine gute Nachricht,“ entgegnete Colbert; „Saint Evremond begnügt sich nicht, gegen die Interessen Ew. Eminenz zu sprechen und zu handeln; er schreibt auch. Ich kann den Beweis davon morgen haben.“

— „Eine Verschwörung?“

„So scheint es.“

— „Saint Evremond soll für Alle büßen.“

Dann winkte er einem seiner Leute und gebot ihm, sogleich den Marschall von Maileraye zu bescheiden, mit dem er noch denselben Abend eine wichtige Angelegenheit zu verhandeln habe.

S.

„Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne,“ sprach der junge Maileraye am Morgen des 11. Februar 1661 zu Saint Evremond, dem er im Hofe des Louvre begegnete; „meine Krankheit ist schnell vergangen, denn ich stehe am Ziele, Hortense von Mancini wird endlich die Meinige.“

„Empfangen Sie meinen Glückwunsch, Marquis,“ entgegnete der General bestürzt.

— „Ich bin nicht mehr Marquis, sondern Herzog, Herzog von Mazarin; ich nehme den Namen und das Wappen des Cardinals an. Mein Vater tritt mir den Posten eines Generalfeldzeugmeisters ab und ehe ein Monat vergeht, wird der König meinen Heirathscontract unterzeichnen.“

In diesem Augenblicke erschien eine Dame, die vor den beiden Herren ihre Maske abnahm. Es war die Boisfin, die Saint Evremond warnte, auf seiner Hut zu sein, da die Spione des Cardinals alle seine Schritte beobachteten und man besonders nach einem Briefe trachte, den er an den Marquis von Crequi geschrieben und den dieser verloren habe. Sie rieth dem General, sich sobald als möglich zu entfernen und dieser fand den Rath begründet.

Am demselben Morgen nahm die Krankheit des Cardinals einen bedenklichen Character an und man benachrichtigte sogleich den König und die Königin Mutter. Beide erschienen und Mazarin sprach seinen Wunsch aus, seine geliebte Nichte Hortense noch bei seinem Leben mit Armand von La Maille-roye, oder vielmehr dem Herzoge von Mazarin, vermählt zu sehen. Hortense mußte sich fügen und am 28. Februar fand die Vermählung Statt, aber Hortense gestand dem leidenschaftlich in sie verliebten Gatten durchaus keine Rechte auf ihre Person zu. Als endlich am 9. März der Cardinal gestorben und das prachtvolle Leichenbegängniß vorüber war, erbat sich Hortense eine Unterredung mit ihrem Gemahle, in der sie ihm unverholen gestand, daß sie ihm zwar die Hand, aber nicht ihr Herz gegeben habe, weil dieses bereits einem Andern angehöre. „Man hatte mir gesagt, der, welchen ich liebte, sei todt, aber sehen Sie das Briefchen, das ich gleich nach unserer Trauung durch eine sichere Hand erhielt. Ich gebe Ihnen diesen Brief, zerreißten Sie ihn, aber schonen Sie mich und vielleicht kommt eine Zeit, wo ich Sie lieben lerne, ich bin ja noch jung. Nicht wahr, Sie haben Mitleiden mit mir!“

Bei diesen Worten sank sie mit gefalteten Händen und weinend vor ihm auf die Knie. Der Herzog vermochte nichts zu sagen, nahm aber den Brief Alonso's und warf ihn in die Flamme des Kamins. Drei Tage lang vermochte er weder zu essen noch zu trinken; auch verließ er sein Zimmer nicht. Was sollte er thun? Auf Scheidung antragen? Aber erregte er dadurch nicht ein großes Scandal und machte er sich nicht vor aller Welt lächerlich? Er wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte, und schlich tief betrübt umher, während ihm Jedermann, sobald er wieder ausging, Glückwünsche darbrachte, die ihm — das Herz zerschneiden. Hortense dagegen wurde nach einigen Monaten durch einen Brief ihrer Schwester Marie erfreut, die sich in Italien befand, wo sie den Connetable Colonna geheirathet hatte, und Hortensen berichtete, daß sie zufällig erfahren, Alonso de Lara diene in einem spanischen Reiterregimente in Neapel und daß sie denselben gesehen, als er sich dem Connetable vorgestellt.

Hortense antwortete darauf ihrer Schwester, sie möge Alonso

zu sich berufen, ihm sagen, daß sie alles wissen und ihn ersuchen, sie ihres Schwures zu entbinden; zwar werde sie ihn nie vergessen, aber sie dürfe doch nicht an ihn denken, ohne ein Verbrechen zu begehen. „Ich bringe damit,“ schloß sie, „ein schmerzliches Opfer und ich fühle, daß mein armes Herz ewig bluten wird. Mag indeß das Herz immerhin leiden, wenn nur das Gewissen rein ist.“

Während sie noch schrieb, trat der Herzog in ihr Zimmer. Er wollte den Brief sehen, was sie ihm aber fest verweigerte; er griff darnach und sie drohete, wenn er nicht ablasse, sogleich sein Haus zu verlassen und nie dahin zurück zu kehren. Der arme Herzog entfernte sich mit schwerem Herzen. In seinem Zimmer trat er an das Fenster; es war finstere Nacht. Um sich abzukühlen, nahm er einen Mantel und trat hinaus auf die Straße. Er schritt vor sich hin, ohne zu wissen, wohin er gehe, und gelangte endlich in die Vorstadt St. Antoine in die Nähe des Hauses der Wahrsagerin. Bei ihr wollte er sich Rathes erholen und er erhob bereits den Arm, um an der Thüre zu klopfen, als er Stimmen hinter derselben hörte.

„Sie haben meinen Rath verachtet, Herr General,“ sprach eine Stimme, in der der Herzog die der Boisfin erkannte, „und heute ist alles verloren. Ihr Brief an den Marquis von Crequi ist gefunden; Sie sind nebst Fouquet des Hochverrathes angeklagt und in diesem Augenblicke durchsucht man bereits Ihr Haus.“

— „Was soll ich thun?“

„Was Sie einst dem jungen Alonso riethen. Fliehen Sie! Fliehen Sie! Hier ist ein Paß unter falschem Namen nach Holland und ganz in der Nähe hier erwartet Sie ein Wagen. Eine Nacht Vorsprung ist viel werth.“

— „Soll ich so mein Vaterland und Alles verlassen, was mir theuer ist?“

„Sie ziehen sicherlich nicht vor, Ihren Kopf hier zu lassen, Herr von Saint Evremond. Es ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Ich weiß übrigens, was Sie jetzt denken. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen einst von der Liebe sagte? Die Herzogin von Mazarin wird aber Ihre Huldigungen nicht annehmen, so lange sie ihren schönen kleinen Pagen im Kopfe hat. Also fort!“

Die Thüre wurde geöffnet, der Herzog entfernte sich und hörte nichts mehr. Kaum eine Stunde darauf befand er sich wieder in dem Palaste Mazarin an der Thüre, die zu den Zimmern der Herzogin führte. Die Frauen derselben wollten ihn zurückhalten, es aber fuhr sie barsch an: „kennt man mich nicht? Ich bin der Herzog von Mazarin und gehe zu der Herzogin.“

9.

Es giebt eine Wissenschaft, welche man für die schwierigste von allen halten kann, diejenige nämlich, welche zu ergründen sucht, was in dem Herzen der Frauen vorgeht. Ohne darin ein großer Herenmeister zu sein, darf man wohl glauben, daß die Lage Hortensens sich in psychologischer Hinsicht seit dem Aus-

genblicke, da sie Herzogin von Mazarin geworden, sehr geändert hatte. Der Herzog hatte durch seine Schüchternheit und Zurückhaltung mehr Terrain gewonnen, als der stolze Eroberer mit einem entgegengesetzten Systeme erlangt haben würde. Sie beklagte ihn und das war schon viel, denn von dem Mitleiden bis zur Liebe ist häufig nur ein Schritt. Uebrigens ist die Zeit in allen Dingen ein mächtiger Gehilfe. Die Zeit und ich, sagte der Cardinal Mazarin; aber die Zeit allein ist auch mächtig. Der schöne Page verlor übrigens unvermeidlich durch die Abwesenheit alles, was der Herzog durch die Anwesenheit gewann. Kurz die Angelegenheit des Legtern ging vortreflich; leider giebt es aber Menschen, von denen man mit Recht sagen kann, daß sie unter einem bösen Sterne geboren sind, denn alles, was sie thun, schlägt zu ihrem Verderben aus. Hätte der Herzog von Mazarin noch einige Tage länger in dem Systeme verharrt, das er bis dahin verfolgt, so würde ihn die Herzogin wohl endlich geliebt haben; aber die Geduld ging ihm aus und als er die Partie mit Gewalt gewinnen wollte, verlor er sie ganz und gar.

Am Tage nach dem Abende, an welchem er in das Zimmer seiner jungen Frau eindrang, schrieb diese insgeheim an ihre Schwester in Italien einen Brief, der durchaus dem früher angefangenen nicht gleich, welchen sie in tausend Stücke zerrissen hatte. Der Anfang lautete: „Marie, meine gute Marie, Du hattest Recht, als Du bei dem Abschiede sagtest, ich würde noch unglücklicher sein als Du. Ich fühle es, daß ich den Herzog von Mazarin niemals werde lieben können.“

Der Herzog seiner Seits bot in seiner Eifersucht alles auf, um Hortensen von der Welt abzuschließen. Sie mußte den Palast Mazarin verlassen und mit ihm den düstern Palast des Arsenal's beziehen; sprach sie mit einem Diener, so wurde derselbe gewiß am nächsten Tage aus dem Hause gejagt; erhielt sie zweimal hinter einander einen Besuch von einem und demselben Herrn, so verbot man diesem gewiß das Haus. Alle Vergnügungen der jungen Frau kamen ihm tadelnswerth vor; er tadelte es, wenn sie blinde Kuh mit ihren Frauen spielte; er tadelte es, wenn sie spät zur Ruhe ging; sie betete nicht lange genug etc. Selbst das Arsenal war ihm bald nicht mehr sicher genug; er bestellte deshalb seine Wagen und noch denselben Abend war er mit der Herzogin auf dem Wege nach seinem Gouvernement Elsaß. Kaum aber hatte er erfahren, daß man dort Feste vorbereite, um die Ankunft der Herzogin zu feiern, so wendete er sich nach Sedan. Von Sedan, wo ihm dieselbe Gefahr drohete, kehrte er nach Paris zurück; dort aber blieb er kaum vier und zwanzig Stunden, denn er reisete nach der Bretagne ab, bloß um zu verhindern, daß die Herzogin mit einem Manne spreche.

Saint Evremond seiner Seits hatte ein Asyl in Holland bei dem berühmten Spinoza gefunden und er vergaß sein Exil in dem Umgange mit Gelehrten. Hortense hatte am Hofe, wo

sie freilich nur sehr selten erschien, ohne Vorwissen ihres Gemahls, die Minister und den König selbst zu Gunsten des Generals umzustimmen gesucht, denn wenn sie sich auch nicht geneigt fühlte, seine Liebe zu ihr zu erwidern, so verheimlichte sie es sich doch nicht, daß sie ihm Dank schuldig sei. Ludwig XIV. und seine Minister blieben fortwährend taub gegen die Bitten der schönen Herzogin und Saint Evremonds Schicksal blieb unverändert. Er hatte jedoch die Herzogin nicht zu beneiden; Tage, Monate, selbst Jahre vergingen, ohne daß in der Lage Hortensens eine Veränderung eintrat. Anfangs hatte sie die Launen ihres Gemahls ertragen ohne die geringste Klage; später weinte sie viel; dann stellte sich eine fast unbezwingliche Sehnsucht nach Italien ein, wo der ehemalige Page Hauptmann geworden war, und endlich erschien ein Augenblick, in welchem die zu sehr angespannte Kette riß. Nach einem achtmonatlichen Aufenthalte in der Bretagne kehrte sie endlich nach Paris zurück und bezog den Palast Mazarin wieder. Der König empfing sie sehr freundlich; sie erfuhr, daß am nächsten Tage ihr Bruder, der Herzog von Nevers, aus Italien ankommen würde, sie war also sehr heiter und kam endlich auf den Einfall, mit ihren Fräuleins, spät in der Nacht, blinde Kuh zu spielen. Auch ihr selbst wurden einmal die Augen verbunden; alles war still; sie tappte suchend umher, bis sie plötzlich von zwei kräftigen Armen sich umfaßt und einen Kuß auf der Stirn fühlte. Sie riß die Binde ab und sah den Herzog vor sich, der behauptete, zufällig erschienen zu sein, weil er ihr einen Ausspruch des Königs mitzutheilen habe. Er habe sich gedrungen gefühlt, diesen aufzufordern, seiner verbrecherischen Liebe zu der Herzogin von La Vallière zu entsagen, und der König habe ihm darauf zornig geboten, sogleich auf seinen Posten nach dem Elsaß abzugehen. Hortense, die sich auf die Ankunft ihres Bruders in höchstem Grade freute, ersuchte ihren Gemahl, sie wenigstens acht Tage noch in Paris zu lassen, er aber weigerte sich bestimmt, seine Einwilligung dazu zu geben.

„Herr Herzog,“ sprach sie endlich, „ich bin immer eine gehorsame Frau gewesen, bringen Sie mich nicht zur Verzweiflung.“

— „Nun, was würden Sie thun?“

„Ich werde gehen,“ antwortete sie.

— „Hortense! — Und wohin wollen Sie gehen?“

„Zu meiner Schwester, der Gräfin von Soissons, oder weit weg, daß es Ihnen schwer werden soll, mich zu finden.“

— „Ist es möglich? Sie könnten mich verlassen, Hortense? Nehmen Sie schnell dieses grausame Wort zurück, das eine Sünde ist.“

„Nehmen Sie erst das Ihrige zurück und erlauben Sie mir, hier zu bleiben.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Herzogin von Mazarin.

(Fortsetzung.)

Der Herzog schwieg eine Zeit lang, dann setzte er mit fast spöttischem Lächeln hinzu: „Zum Leben braucht man Geld und das haben Sie nicht. Sie sind zu verschwenderisch.“

„Ich habe meine Juwelen,“ antwortete die Herzogin entschlossen; „ich verkaufe sie.“

— „Ueber diesen Punct bin ich ruhig,“ antwortete der Herzog, der dabei unwillkürlich nach dem Schranke hinblickte, in welchem die Herzogin ihre Juwelen aufbewahrte. Kaum hatte Hortense diesen Blick bemerkt, als ihr ein Gedanke blitzschnell durch den Kopf schoß. Sie eilte zu dem Schranke und öffnete ihn. Das Schmuckkästchen war verschwunden. Sie wendete sich zu dem Herzoge um und sprach mit einem verachtenden Blicke:

„Herr Herzog, das hätte ich von Ihnen nicht erwartet.“

Der Herzog konnte seine Verlegenheit nicht bergen, bald aber erhielt der Unwille darüber, fast auf der That ergriffen worden zu sein, die Oberhand; er schritt nach der Thüre zu, riß sie auf und sprach: „nun können Sie entlaufen, wenn es Ihnen gut dünkt; vor der Hand aber bereiten Sie sich vor, morgen nach der Vesper mit mir nach meinem Gouvernement Elfaß abzureisen.“

Dann warf er die Thüre heftig zu und die Herzogin hörte, daß er den Schlüssel im Schlosse zwei Mal umbredete. Sie war gefangen, und überwältigt von Schmerz sank sie weinend auf einen Sessel.

Mit einem Male erschien das Gesicht ihres Kammermädchens Nanon zwischen den Gardinen eines Fensters. Die Herzogin erschrak und schrie auf; Nanon legte geheimnißvoll den Finger auf die Lippen und sagte:

„Still, still! Und beruhigen Sie sich; hier sind Ihre Juwelen, die ich Ihnen zurückgebe; der Herzog hat nichts davon als das leere Kästchen.“

Sie legte bei diesen Worten auf die Knie Hortensens den prachtvollsten Diamantenschmuck, den man vielleicht jemals gesehen hat. Es fehlte nichts daran.

„Wie geht das zu..?“ stammelte Hortense.

— „Ich will Ihnen Alles erzählen, Frau Herzogin,“ entgegnete Nanon. „Es ist allerdings wahr, daß ich in Ihren

Dienst nur unter der Bedingung treten durfte, dem Herrn Herzoge von allen Ihren Handlungen und Schritten Kunde zu geben. Verzeihen Sie mir! Aber Sie waren so gütig und so schön, daß ich nicht das Herz hatte, dieses häßliche Gewerbe fortzusetzen. Heute habe ich meinen Fehltritt abgebüßt. Der Herzog befahl mir, geschickt Ihre Juwelen wegzunehmen und sie ihm zu übergeben, damit Sie, wie er sagte, da Sie so freigebig wären, keinen Mißbrauch davon machen möchten. Ich stellte mich als gehorcht und übergab ihm das leere Kästchen. Da es verschlossen ist, so sagte ich, Sie hätten den Schlüssel dazu, und er ahnet gewiß nichts.“

„Gute Nanon, wie werde ich Dir meinen Dank erweisen können? Setz rathe mir, was soll ich thun in der Lage, in der ich mich befinde?“

Was Nanon der Herzogin rieth, weiß man nicht; am andern Morgen früh aber, kurz vor der Messe, als der Herr Po-lastron, der Capitain der Gardien des Herzogs, im Namen Mazarins erschien, sich nach den Befehlen der Herzogin zu erkundigen, waren Herzogin und Kammermädchen verschwunden, ohne daß Jemand im Palaste sagen konnte, was aus ihnen geworden.

Der Herzog von Mazarin sank, als er diese Nachricht erhielt, ohnmächtig in die Arme seines treuen Capitains.

10.

In dem alten Kloster Chelles, sechs Stunden östlich von Paris, waren die Würdenträgerinnen der Gemeinde unter dem Vorsitze der Aebtissin de la Porte de la Mailleraye, der Tante des Herzogs von Mazarin, versammelt, um sich wegen einer Novize zu berathen, die entflohen war, als die Schwester Pförtnerin meldete, es sei eben vor der Klosterpforte eine junge Dame aus dem Wagen gestiegen und wünsche sofort mit der Aebtissin zu sprechen. Einige Augenblicke darauf trat die Unbekannte ein, die sich kaum aufrecht zu halten vermochte, in einen Mantel von dunkelfarbiger Seide gehüllt war und eine Maske vor dem Gesichte trug. Sie nannte ihren Namen und alle anwesende Nonnen betrachteten sie mit der gespanntesten Neugierde, denn selbst hinter den Klostermauern hatte man schon viel von der schönen Herzogin gesprochen. Nachdem die Aebtissin die

übrigen Schwestern aufgefordert hatte, sich zu entfernen, bat Hortense um Zuflucht und Schutz in den heiligen Mauern.

„Eine Zuflucht gegen wen?“ fragte die Aebtissin.

— „Gegen die verblendete und tyrannische Eifersucht Eures Neffen, des Herzogs von Mazarin.“ Und sie erzählte ausführlich das Benehmen des Herzogs ihr gegenüber und wie sie sich genöthiget gesehen habe, zu entfliehen, um ihn nicht nach dem Elsaß begleiten zu müssen.

Noch sprachen sie, als Nonnen in das Zimmer stürzten und sprachen: „Unser Herr Jesus Christus und die heilige Jungfrau mögen uns gnädig sein; unser heiliges Kloster ist von Soldaten umringt, welche die Pforten einzuschlagen drohen, wenn man ihnen nicht sofort die Person ausliefere, die sich in das Haus geflüchtet habe.“

Hortense sank in die Arme der Aebtissin und rief: „rettet mich! rettet mich. Ich bin bereit, wenn es sein muß, lieber den Schleier nehmen, als mit dem Herrn von Mazarin zurückzukehren.“

In diesem Augenblicke erschien die Pfortnerin selbst und meldete, der Herzog in Person befinde sich vor der Klosterpforte an der Spitze einer starken Reitereschaar, und habe eine schriftliche Erlaubniß von dem Erzbischof von Paris vorgezeigt, die ihm gestatte, in die Abtei einzutreten und die Herzogin von Mazarin im Nothfalle mit Gewalt aus derselben fort zu schaffen.

Die Aebtissin befahl auf den Rath Hortensens sofort alle Thore zu verschließen und nur dem Herzoge von Mazarin zu erlauben, an das Sprachgitter zu kommen. Er erschien da, erschrak aber nicht wenig, als ihn die Herzogin empfing.

„Herr Herzog,“ sagte sie, „wenn ich Sie selbst empfangen, so geschieht es, um Sie zuerst um Verzeihung zu bitten, daß ich Sie verließ, ohne Ihnen Nachricht zu geben, dann aber auch, um Ihnen zu melden, daß ich fest entschlossen bin, vor den Gerichten durch alle gesetzliche Mittel eine nothwendig gewordene Scheidung zu betreiben. Ich fühle es, daß in der Ehe, die, wie Sie sich erinnern werden, gegen meinen Willen geschlossen wurde, weder für Sie noch für mich Glück zu finden ist.“

„Es ist hier der Weg nach dem Elsaß,“ entgegnete der Herzog; „ich werde meine Liebe hier campiren lassen. Ueber Nacht kommt guter Rath. Ueberlegen Sie wohl. Wenn Sie morgen bei Tagesanbruche nicht entschlossen sind, mir gutwillig zu folgen, werde ich von meinem Rechte Gebrauch machen. Gott möge dann zwischen uns richten.“

Mit diesen Worten verließ er das Sprachzimmer.

Die Herzogin konnte, wie man wohl glauben wird, die folgende Nacht kein Auge schließen. Nanon wachte mit ihr. Mit einem Male hörte man Stimmen unter den Mauern der Abtei und man zog die Schelle an der Pforte. Die beiden Frauen suchten zu entfliehen und gelangten bis an das Sprachzimmer, wo bald darauf drei bis an die Zähne bewaffnete Reiter erschienen. Hortense sank dem Einen in die Arme, denn es war ihr geliebter Bruder, der Herzog von Nevers, nebst ihren Schwägern, dem Herzoge von Bouillon und dem Grafen von Soissons. Die

ganze Elite des Adels befand sich draußen, das Schwert und die Pistole in der Hand, bereit, die schöne Herzogin gegen alle Teufel der Hölle und den Herzog von Mazarin zu vertheidigen. Dieser hatte sich, um es nicht zu einem offenen Kampfe kommen zu lassen, in der Stille aus der Nähe des Klosters entfernt und setzte, begleitet von seinen Reitern, in seinem Wagen die Reise nach dem Elsaß fort. Hortense ihrer Seite war durch keine Bitten zu bewegen, mit den Ihrigen nach Paris zurück zu kehren, sondern blieb in Chelles, das um ihre Willen bald ein Wallfahrtsort aller vornehmen Herren und Damen wurde, die sich in dem Kloster einfanden, um der schönen Unglücklichen ihre Huldigungen darzubringen.

Der König sandte, als er Nachricht von der Scheidungsklage der Herzogin erhielt, um ein großes Scandal zu vermeiden, seinen ersten Minister Colbert zu Hortensen, um dieselbe zu vermögen, ihren Antrag zurückzunehmen und ihr versprechen zu lassen, er würde ihr bei dem Herzoge jede Freiheit auswirken, die sie nur wünschen konnte. Hortense blieb fest bei ihrem Vorsatz, mußte aber dem Befehl des Königs nachgeben, der ihr statt der Abtei Chelles ein Kloster in Paris zum Aufenthalte anwies. Ihr Prozeß wurde unterdeß rasch gefördert und das Gericht entschied bald, daß die Herzogin den Palast Mazarin bewohnen, der Herzog aber in dem Arsenal bleiben solle, bis über die Scheidung völlig entschieden sei.

Mit welchem Entzücken verließ sie nach einem dreimonatlichen Aufenthalte das Kloster! Bald aber mußte sie bemerken, daß die Theilnahme, die sie früher überall gefunden hatte, verschwunden war. Sie hatte nie genau genug die falsche Stellung berechnet, in welcher sich eine junge Frau befindet, die von ihrem Manne getrennt ist. Ihre unschuldigsten Handlungen wurden ihr als Verbrechen ausgelegt; die Frauen fürchteten sich zu compromittiren, wenn sie dieselbe besuchten; man wies ihre Besuche zwar nicht ab ihres hohen Ranges wegen, aber man vermied sie so viel als möglich. Die Männer dagegen glaubten gegen sie eine Sprache führen zu können, die sie in die größte Verlegenheit brachte; es fanden mehrere Duelle ihre Wege Statt und selbst der König, der sie immer so theilnehmend behandelt hatte, war kalt und abgemessen gegen sie.

Eines Tages weinte sie vor ihrer vertrauten Nanon über ihr unglückliches Schicksal, bis das Mädchen ihr zum Troste zwei Briefe übergab. Der erste war von ihrem Bruder, der zweite erregte ihre Aufmerksamkeit gleich durch den Anfang: „Rom, 1. Mai 1668.“ Schnell las sie weiter: „Es ist also wahr, Crepa, daß die Bande, die Dich so sehr drückten, gelöst werden sollen. Ich weiß, wen diese Nachricht mit Freude erfüllt hat, wer darüber beinahe den Verstand verlor. Ich, liebe Schwester, freue mich sehr, daß Du endlich Deiner Familie, Deinen Freunden und der Freiheit wieder gegeben bist. Jetzt steht nichts mehr der Ausführung des Planes entgegen, von dem Du oft in Deinen Briefen gesprochen hast. Wir erwarten Dich, der Connetable, ich und noch Jemand, ja wir haben uns entschlossen, Dir alle drei bis Mailand entgegen zu kommen.“

Die Jahreszeit kann nicht günstiger sein. Ein Wort von Dir, meine schöne Crepa, und wir brechen auf.“

Die freudige Stimmung, welche dieser Brief in der Herzogin hervorbrachte, sollte leider bald durch die Ankunft ihres Bruders getrübt werden, der ihr erzählte, daß der Herzog von Mazarin alles aufgeboten habe, um die Richter für sich zu gewinnen, daß es ihm gelungen sei und daß noch diese Woche ein Urtheil gesprochen werden würde, welches das erste aufhebe und sie verurtheile, zu ihrem Gemahle zurückzukehren.

Am nächsten Tage trat ein Kammerdiener als Courier die Reise nach Rom mit Briefen an ihre Schwester an und einige Wochen später, am 13. Juni 1668, gegen Abend fuhr ein Wagen mit sechs Pferden aus dem Palaste Mazarin ab. Zwei hübsche junge Männer in Reifkleidung saßen darin — Hortense und Nanon, die in dieser Verkleidung leichter unbemerkt entkommen zu können glaubten.

An dem Thore St. Antoine erst bemerkte Hortense, daß sie das Kästchen mit ihrem Golde und ihren Juwelen vergessen hatte. Was thun? Eben als sie Befehl geben wollte, anzuhalten, begegnete ihnen ein anderer Wagen, in welchem sie den Herzog erkannte, der von Vincennes kam. Rasch lehnte sie sich in ihrem Wagen zurück und die Pferde jagten im Trabe weiter.

II.

Der Herzog geberdete sich wie ein Wahnsinniger, als er die Flucht Hortensens vernahm, zumal als er erfuhr, daß er an dem Wagen derselben vorüber gefahren sei. Er wollte ihr nach-eilen; er begab sich mitten in der Nacht zum Könige, um diesen um Hilfe zu beschwören, aber erst nach einigen Tagen erhielt er einen Erlaubnißschein, die Herzogin überall, wo sie sich betreffen lasse, festnehmen zu dürfen. Mit diesem Haftbefehle schickte er seinen getreuen Polastron ihr nach.

Nachdem Hortense dem Herzoge an dem Thore St. Antoine entgangen war, entschloß sie sich, umzukehren und erst das Kästchen mit dem Golde und den Edelsteinen zu holen. Mit diesem Kästchen schlug sie dann den Weg nach Lothringen ein, das damals nur wenig besucht war und wohin sie nicht verfolgt zu werden glaubte. Erst spät in der Nacht kam sie in einem Landhause der Fürstin von Guimenée an, wo sie ein wenig ausruhete und erfuhr, daß ihr Bruder schon Pferde voraus bestellt habe.

Völlig erschöpft kam sie Freitags, den 15. Juni, Mittags in Bar le Duc an, und, ob sie sich gleich nun in den Staaten des Herzogs von Lothringen befand, das damals noch nicht zu Frankreich gehörte, so wollte sie doch, um ihre Verfolger noch weiter hinter sich zu lassen, erst in Nancy bleiben, um auszuruhen.

Sie stieg in dem Wirthshause ab und Jedermann ahnte da etwas Geheimnißvolles, als man die beiden Herren mit den feinen Gesichtern unter den großen Perücken erblickte, die sie trugen. Eine junge Magd, die noch neugieriger war als die übrigen, wollte der Sache auf den Grund kommen, schlich an die

Thüre des Zimmers, das der Herzogin angewiesen worden war, und erblickte durch das Schlüsselloch hindurch die beiden Flüchtigen, die endlich die lästigen Perücken abgeworfen, das lange Haar aufgelöst hatten und, obgleich nur erst der dringenden Gefahr entgangen, bereits über das ganze Abenteuer laut und herzlich lachten. Die wie immer sorglose muthwillige Herzogin dachte nicht daran, daß sie in diesem Augenblicke in größerer Gefahr schwebte als jemals.

Mitten in der Nacht, als Hortense im tiefen Schlafe und in einem lieblichen Traume vielleicht den schönen Pagen vor ihr knien sah, ertönte mit einem Male Peitschengeknall unter den Mauern des Wirthshauses. Gleichzeitig wurde heftig an die Thüre geklopft und Einlaß verlangt. Eine Minute später war Alles auf den Beinen; man hatte die Thüre geöffnet und ein hochgewachsener Fremder mit hagerm dürrern Gesichte und ganz bestäubter Kleidung trat gravitatisch mit zwei Dienern in die niedere Stube.

„Entschuldigen Sie, mein Herr,“ sprach der Wirth, der in Person herbei geeilt war, „mein Wirthshaus ist voll und ich kann nur Sie allein noch aufnehmen.“

— „Ah,“ antwortete Einer der Diener (denn der Fremde selbst schien sehr schweigsam zu sein und saß da, ohne auf die Anrede des Wirthes im mindesten zu achten); „wir für unsere Person werden schon ein Plätzchen finden, wo wir uns niederlegen können, besonders wenn Damen hier sind.“

Der Wirth mochte darauf nicht hören, versicherte, es seien zwar nur Männer in seinem Hause, bestand aber darauf, die Diener des Fremden möchten irgend anderswo ein Nachtlager suchen. Bei den letzten Worten endlich stand der schweigsame Reisende auf, winkte seinen Dienern, hinaus zu gehen und schickte sich bereits selbst an, fortzugehen und ein anderes Wirthshaus mit seiner Gegenwart zu beehren, als die junge Magd, deren Neugierde wir bereits erwähnt haben, plötzlich mit Achselzucken und schadenfrohem Lächeln einfiel:

„Männer? Nur Männer? Das weiß man so gewiß nicht.“

Der Fremde zuckte zusammen als wache er plötzlich aus tiefem Schlafe auf, trat zu der Magd, richtete leise einige Worte an dieselbe, drückte ihr ein Goldstück in die Hand und dafür erhielt er wahrscheinlich die Auskunft, welche er wünschte, denn er ging sogleich mit seinen beiden Dienern fort, nachdem er sich höflich bei dem Wirthe entschuldiget, daß er ihn vergebens gesücht habe.

Hortense und Nanon bedurften der Ruhe von den Anstrengungen der Reise, die sie gemacht hatten, so sehr, daß sie weder durch das starke Klopfen an der Thüre, noch durch den darauf folgenden Lärm im Hause aus dem Schlafe geweckt worden waren und erst am andern Tage spät am Morgen erwachten. Eben als die Herzogin mit ihrem Kammermädchen sich berieth, ob sie die Männerkleidung ablegen könnten, die ihnen beiden sehr lästig war und die nun auch nicht mehr nöthig zu sein schien, wurde an der Thüre ihres Zimmers geklopft, die sie von innen verriegelt hatten.

„Wer ist da?“ fragte Nanon, indem sie so viel als möglich mit männlicher Stimme zu sprechen sich bemühte. „Es kann Niemand herein; mein Freund ist noch mit dem Ankleiden beschäftigt.“

Eine bekannte Stimme antwortete darauf ganz ernsthaft:

„Es nützt nichts, daß Sie sich weiter verstellen und verkleiden. Ich weiß recht gut, wen ich vor mir habe. Im Namen des Königs und des Gesetzes, öffnen Sie augenblicklich.“

— „Es ist Polastron,“ stammelte die Herzogin.

„Wohin sollen wir fliehen, wo sollen wir uns verbergen, Frau Herzogin?“

— „Laß mich machen,“ entgegnete Hortense. „Herr von Polastron,“ setzte sie dann laut hinzu, „da Sie sich die Mühe genommen haben, mir zu folgen, so will ich nicht läugnen, daß ich die Herzogin von Mazarin bin; aber die Macht meines Gemahls, in dessen Auftrage Sie handeln, erlöset an der Grenze Lothringens. Entfernen Sie sich also und lassen Sie mich in Ruhe, wenn Sie mich nicht zwingen wollen, die Behörden des Landes gegen Sie zu Hilfe zu rufen.“

„Frau Herzogin,“ antwortete Polastron durch das Schlüsselloch hindurch, „ich bitte unterthänigst um Verzeihung, wenn ich auf meinem Verlangen zu bestehen wage. Ich habe einen Befehl des Parlaments von Paris bei mir, Sie überall zu verhaften, wo Sie sich betreten lassen. Auch habe ich die Vorsicht gebraucht, diesen Befehl von dem Ministerresidenten Sr. Maj. des Königs von Frankreich in dieser Stadt unterzeichnen zu lassen, der mir selbst Hilfe leisten wird. Ergeben Sie sich also in das Schicksal, mir zu folgen, und nöthigen Sie mich nicht, Gewalt zu brauchen, was mir sehr leid thun würde, Frau Herzogin.“

Hortense erhob, als sie diese Worte vernahm, die Augen zum Himmel, dessen Bläue nie reiner und klarer gewesen war. Dann öffnete sie, entschlossen, lieber das Aeußerste zu wagen, als in die Hände Polastrons zu fallen, ein Fenster. Dieses Fenster in dem ersten Stocke des Wirthshauses ging zugleich auf einen Hof und einen Garten, der von dem erstern nur durch eine Mauer getrennt war. Die Mauer befand sich unmittelbar unter dem Fenster. Ehe Nanon sich widersetzen konnte, war Hortense rasch aus dem Fenster gestiegen und hatte sich auf die Mauer hinunter gelassen, wo sie sich einen Augenblick mit beiden Händen anklammerte, um dann hinunterzuspringen. Sie fiel aber auf ein Knie und wurde ohnmächtig. Nanon, die sie für todt hielt, fing an, entsetzlich zu schreien, so daß bald die ganze Stadt Nancy in Aufruhr kam und das Wirthshaus von einer großen Volksmenge umringt wurde, welche die schöne Herzogin von Mazarin sehen wollte, die bereits in ganz Europa berühmt war.

Unterdeß gelangte der Herzog von Lothringen, der von einer Jagd zurückkam, in die Nähe des Wirthshauses; als er die große Volksmenge da versammelt sah, ritt er hinzu, um sich

selbst von der Veranlassung zu überzeugen. Hortense war noch nicht wieder zu sich gekommen, ein Arzt aber, den man sogleich berufen, hatte erklärt, sie würde durch einen Aderlaß und durch ruhiges Verhalten leicht wieder hergestellt werden. Der Herzog, der früher um die Hand dieser reizenden Niichte des Cardinals Mazarin geworben hatte, fühlte sich bei ihrem Anblicke mächtig ergriffen; ja er fürchtete, seine Aufregung vor den Augen seiner Unterthanen nicht bemeistern zu können, wenn Hortense die Augen aufschlüge; er entfernte sich deshalb eilig und kehrte in seinen Palast zurück. Bald nachher erschien jedoch einer seiner Officiere, der in dem Namen des Herzogs erklärte, er nehme die Herzogin von Mazarin in seinen Schutz und würde nicht dulden, daß derselben irgend etwas zu Leide gethan werde. Die Agenten des Herzogs von Mazarin erhielten zugleich den Befehl, die Staaten des Herzogs zu verlassen. Endlich ließ er der Herzogin seinen Palast anbieten und erklären, er würde nur dann vor ihr erscheinen, wenn sie ihm die Erlaubniß dazu gäbe.

Hortense glaubte dieses letzte Anerbieten ausschlagen zu müssen und nahm sich vor, um sobald als möglich nach Mailand zu gelangen, ihre Reise fortzusetzen. Der Herzog von Lothringen schickte ihr zwanzig M. seiner Garden und einen Lieutenant mit dem Befehle, sie bis in die Schweiz zu begleiten. In diesem fast königlichen Aufzuge verließ Hortense Nancy. Auf der Weiterreise begegneten ihr noch mancherlei Vorfälle; hier im Triumph getragen, dort mit dem Tode bedrohet, bald verfolgt von der Liebe, die sie ihren Leuten einflößte, dann wieder von denselben verlassen, gelangte sie zu Ende des Juli 1668 endlich in Mailand an.

Wie klopfte ihr Herz, als sie von fern die Thürme der alten lombardischen Stadt erblickte! Die ganze Natur schien ihren schönsten Schmuck angelegt zu haben, um die Rückkehr Hortensens unter den schönen Himmel Italiens zu feiern. Von Zeit zu Zeit hörte man die Töne der Glocken von der Kathedrale.

Die Herzogin gelangte endlich in die Stadt hinein, ohne aber etwas zu sehen, denn die äußere Welt hatte für sie aufgehört zu sein; sie lebte nur noch in ihrem Herzen. Um so mehr war sie überrascht, als das Volk ihre Pferde anhielt.

„Was giebt es?“ fragte sie. „Ich sehe meine Schwester nicht, ich sehe nicht...“

— „Sie können in diesem Augenblicke nicht weiter, der Leichenzug kommt eben heran.“

„Ein Leichenzug?“

Sie bedachte nicht, daß Jemand in Mailand an dem Tage sterben oder begraben werden könnte, an dem sie voll von Freude und Liebe ankam.

(Fortsetzung folgt.)



Englische Matrosen.

Die hier dargestellte Matrosen-Gruppe ist einer Skizze des englischen Künstlers Lee entnommen, der als Charakter-zeichner vorzügliche Anerkennung verdient. Die drei Figuren, welche die Gruppe bilden, zeigen in ihren Gesichtern ganz jenen sorglosen, zufriedenen und eine stets heitere Laune verrathenden Ausdruck, welcher den englischen Seeleuten dieser Klasse so gewöhnlich ist; sie scheinen sich mit Singen zu belustigen; der Vortragende (die stehende Figur, links) hat in seinen Zügen etwas höchst Komisches und veranlaßt bei dem Beschauer auf den

ersten Blick die Vermuthung, als habe der wackere Bursche sich zu seinen Leistungen, denn er ist offenbar der Sänger, welchem die beiden Andern lauschen und durch ihr Mienenspiel ihre Bewunderung und Freude zu erkennen geben, zuvor durch die Rumflasche begeistert.

Die Matrosen stehen unter dem Befehl der Schiffsofficiere und der Unterofficiere, der Steuerleute des Bootsmanns, des Schiemanns und der Quartiermeister, von welchen sie bei den verschiedenen Posten vertheilt werden und mit denen sie zur See die täglichen vier- bis sechsständigen Wachen thun. Sie unter-



(Englische Matrosen, nach einer Zeichnung von Lee.)

scheiden sich in Dhrilümmer oder befahrene Matrosen, die bereits geraume Zeit zur See dienen und nicht allein mit den gewöhnlichen Handarbeiten, dem Rudern, dem Booten, dem Aus- und Einbringen der Anker, der Handhabung des Steuers und der Segel, dem Mähten und Abfeuern des Geschüzes vertraut sind, sondern auch die Masten mit ihrem Tauwerk zu versehen, alle Arten Verbindungen dieses durch Splissen, Schläge und Knoten zu machen, die Segel anz- und abzuschlagen, überhaupt Alles ohne weitere Anleitung zu verrichten verstehen, was zur Betafelung eines Schiffes erforderlich ist. Die noch nicht vollkommen geübten Matrosen heißen das halbbefahrene Volk oder Bonres; unbefahrenes Volk zum Auslaufen werden endlich diejenigen betitelt, welche noch nie zuvor zur See gewesen sind und daher noch wenig oder nichts vom Schiffswesen verstehen. In England, Nordamerika und in der Türkei ist das sogenannte Matrosenpressen noch sehr gewöhnlich; dasselbe besteht darin, daß taugliche Subjecte der ärmern Volksklasse ohne Weiteres und oft auf eine ziemlich rohe und barbarische Weise weggesaugen und zum Seebienste gezwungen werden. Cooper, Marryat, Howard, Chamier u. a. Seeromanendichter haben diese interessante Volksklasse, die so viel Eigenthümliches hat, trefflich geschildert.

Die Herzogin von Mazarin.

(Fortsetzung.)

Eine Frau aus dem Volke trat an den Wagen und sagte: „der, welchen man begräbt, ist ein junger Mann, der in einem Duell blieb. Man sagt, er sei in Streit gerathen mit einem Herrn, der übel von einer vornehmen Dame, von einer Fremden gesprochen, von welcher in der letzten Zeit viel die Rede gewesen ist, von der Herzogin von Mazarin nämlich, die ihren Mann verlassen hat.“

Hortense erröthete und erleichte zugleich. In diesem Augenblicke erschien der Leichenzug und das Volk rief: „steigen Sie aus, Signora und knien Sie nieder. Alle knien, die Reichen wie die Armen, die Großen wie die Kleinen.“

Hortense gehorchte; bleich und zitternd kniete sie auf der Strafe nieder. Nach der in Italien bestehenden Sitte war das Gesicht des Todten unverhüllt. Es war ein schöner junger Mann mit blondem Haar; man hätte ihn für Adonis halten können. Der Ausdruck des Gesichts war traurig, aber ruhig; er sah aus, als schlafe er bloß. Hortense trat einen Augenblick näher, um den Todten genauer zu betrachten, stieß aber einen Schrei aus und sank auf die Strafe nieder. Zu gleicher Zeit sprach ein Mönch mit näselnder Stimme:



„Betet für die Ruhe der Seele des Don Alonso de Lara.“

Auf den Schrei der Herzogin trat Einer aus dem Zug, ein Mann von etwa 55 Jahren, hervor, dessen Augen wie zwei Karfunkel unter ungewöhnlich dicken Augenbrauen hervorblickten, drängte sich zu der Ohnmächtigen und nahm sie in seine Arme.

Dieser Mann war der General von Saint Evremond.

12.

Wir überspringen nun einen Zeitraum von mehreren Jahren, in denen die Herzogin flüchtig einen Theil von Europa durchzog, über Berg und Thal, zu Wasser und Land verfolgt von den Dienern ihres Satten, bis sie endlich Schutz und Zuflucht bei Karl II., dem Könige von England, suchte, der ihr früher sein Herz und seine Hand angetragen hatte.

An einem Frühlingmorgen des Jahres 1682 war die Blüte des Adels Englands in einem der schönsten Häuser Londons versammelt, dessen Fenster auf den Park von St. James sahen. Alle drängten sich um einen Greis, dessen Kleidung die neuen Moden und die, welche vor etwa fünf und zwanzig Jahren in Frankreich an der Tagesordnung gewesen waren, mit einander verband. Dieser Mann, der wohl siebenzig Jahre zählen mochte, obgleich seine Augen sehr lebendig geblieben waren, zeichnete sich besonders durch eine ziemlich starke Loupe genau in der Mitte zwischen den grauen sehr dicken Augenbrauen aus, die seinem geistreichen und etwas spöttischen Gesichte einen ganz eigenthümlichen und ungemein charakteristischen Ausdruck gab. Er allein trug ferner die lockige Perücke nicht, welche die englischen Großen zu tragen pflegten. Der Greis hatte vielmehr sein weißes Haar wachsen lassen, das in mehr oder minder zierlichen Locken unter einem schwarzen Mützchen hervorquoll. Dieser Alte, in welchem die Leser gewiß den General von Saint Evremond bereits erkannt haben, sprach endlich:

„Ich danke Ihnen, Mylords, im Namen der Herzogin von Mazarin für den Antheil, den Sie an ihrem Besinden nehmen. Es geht heute um vieles besser und ich hoffe, der Unfall wird weiter keine Folgen haben. Sie wissen, daß sich die Herzogin gestern Abend in die Comödie begab. Mit einem Male wurde sie todtbleich; sie drückte meinen Arm und sagte, indem sie mit dem Fächer nach einer Loge zeigte, in welcher sich mehrere fremde Herren, unter andern auch der schwedische Gesandte, befanden: „da, sehen Sie! sehen Sie!“ Ich neigte mich hinaus und erkannte wirklich einen jungen blonden Mann mit edelm und traurigem Gesicht von ungewöhnlicher Schönheit. Er blickte die Herzogin mit verliebten Augen an. Es war, denn ich habe ihn vollkommen genau erkannt, so daß ich mich nicht irren kann, ein Cavalier Don Alonso de Lara, den ich früher genau gekannt, der Page des Cardinals von Mazarin gewesen war und vor funfzehn Jahren in Mailand in einem Duell, bei dem ich ihn secundirte, den Tod fand. Ich habe dort seinem Begräbnisse beigewohnt und ihn in seinem Sarge liegen sehen. Auch die Frau Herzogin sah ihn so wie ich, und überdies wurde der Sarg vor meinen Augen unter die Erde gebracht.“

— „Aber wie endigte die Sache in dem Theater?“

„Die Herzogin konnte ihre Aufregung nicht überwältigen, stieß einen lauten Schrei aus und versiel in Krämpfe. Man brachte sie halbtodt in ihre Wohnung, wo sie eine schreckliche Nacht hatte.“

— „Hat man nicht zu erfahren gesucht, wer jener junge Mann ist?“

„Allerdings.“

— „Nun?“

„Die Herzogin und ich, wir hatten uns getäuscht. Dieser Fremde heißt nicht Alonso de Lara, sondern ist ein schwedischer Herr, der zu seinem Vergnügen reiset, der Baron von Banier, der Sohn jenes berühmten Generals Gustav Adolphs, von dem dieser Monarch sagte, nächst Gott verdanke er Banier den Sieg von Leipzig. Der junge Mann will, wie ich höre, noch heute nach Frankreich abreisen und sich sodann nach Italien begeben.“

Die englischen Herren hörten das Letztere mit Vergnügen, denn Mehrere unter ihnen bewarben sich um das Herz der schönen Herzogin und hatten gefürchtet, der schwedische Baron, der eine so große Aehnlichkeit mit dem ersten und einzigen Geliebten Hortensens besaß, möchte ein sehr gefährlicher Nebenbuhler für sie werden. Zwar versicherte Saint Evremond, die Herzogin würde niemals einem Andern ihr Herz geben, aber Niemand wollte dem glauben. Saint Evremond ging dann sogar so weit, daß er behauptete, Hortense werde sicherlich am allerwenigsten einen Engländer lieben können.

„Erlauben Sie mir zu bemerken,“ fiel eine Stimme ein, „daß die schöne Herzogin England doch kaum entbehren kann. Was wäre aus ihr geworden ohne den Jahrgehalt von 4000 Pf. St., den ihr der König bewilliget? Und was würde aus dem Herrn von Saint Evremond, hätte er nicht die 300 Guineen, die er hier empfängt?“

Aller Blicke wendeten sich auf den, welcher so rücksichtslos zu sprechen gewagt hatte. Es war ein Mann von mittlerer Größe mit ziemlich regelmäßigem länglichem Gesichte. Er hatte eine braune Farbe und ein schwarzes stolzes Auge; aber sein ernstes kaltes Wesen stach seltsam von seiner großen Jugend ab, denn er schien kaum zwei bis drei und zwanzig Jahre zu zählen. Seine Kleidung unterschied sich in nichts von jener andern Herren, außer daß sie von dunkler Farbe war, während in der Jahreszeit, in welcher man sich befand, vorzugsweise helle Farben getragen zu werden pflegten. Der junge Mann sprach ferner das Französische so rein, daß er wenigstens längere Zeit in Frankreich gelebt haben mußte, obgleich seiner Farbe und Gesichtsbildung nach ein südlicheres Land sein Vaterland sein mußte.

Bei dem Anblicke des Fremden, den Niemand kannte, suchte Saint Evremond zusammen und betrachtete ihn mit gespannter Aufmerksamkeit, als wolle er sich erinnern, ob und wo er ihn schon gesehen und gekannt habe. Dann gewann aber doch der Unwille die Oberhand in ihm und er rief:

„Viertausend Pf. Sterling! Ist das nicht ein Grund mehr, die Herzogin von Mazarin zu verklagen? Viertausend Pf. Sterling, also bloß hunderttausend Livres des Jahres, was soll sie damit anfangen? Auch ist sie deshalb mit Schulden belastet. Wissen Sie denn nicht, Herr, den ich nicht kenne, daß die Herzogin anderthalbe Million Renten ihrem Gatten zubrachte, ungerechnet die Paläste und Schlösser, die ihr Oheim ihr hinterließ? Wissen Sie nicht, daß sie von diesem ganzen Vermögen jetzt gar nichts mehr besitzt?“

— „Ich weiß es,“ antwortete stolz der Unbekannte.

„So müssen Sie auch wissen,“ fuhr Saint Evremond fort, „daß dieser ganze Reichtum dem Herrn von Mazarin verblieben ist, der erklärt, er würde nie einen Pfennig davon hergeben, und müßte die Herzogin betteln.“

— „Auch dieß weiß ich; Sie vergessen aber, daß der Herzog von Mazarin sich erbot, das Vermögen mit der Herzogin zu theilen, sobald sie zu ihm zurückkehre.“

„Darauf möge er nicht rechnen. Sie wird, hoffe ich, nie so schwach sein, denn sie wird nie vergessen, daß der Mann, von dem Sie sprechen, seit funfzehn Jahren ihr Verfolger und Tyrann ist, ihr nicht bloß wie einer Verbrecherin nachspürt, sondern auch in ganz Europa sie verläumdete. Warum sollte sie zu ihm zurückkehren? Um das Vermögen mit ihm zu theilen, sagen Sie? Dieses Vermögen schmilzt aber alle Tage mehr zusammen in den Händen der Mönche, von denen er umringt ist. Schenkt ihm Gott das Leben noch einige Jahre, so wird von der Hinterlassenschaft des Cardinals Mazarin, so wie von der des Marschalls von La Meilleraye bald nichts mehr übrig sein. Schon sind alle Gemälde, alle Statuen, alle kostbaren Teppiche, alle Bronzen und Vasen, die mit so großen Kosten in dem Palast Mazarin gesammelt worden sind, zerschlagen oder verbrannt, unter dem Vorwande, die Gegenstände könnten die Herzogin auf schlimme Gedanken bringen. Die Schlösser und Güter hat man verkauft. Ehe wir Hortensen zu ihrem Gatten zurückkehren lassen, würden wir alle lieber dem Herrn von Mazarin die Kehle abschneiden, nicht wahr, Mylords? denn unsere Königin ist Hortense; sie ist nothwendig zu unserm Leben, zu unserm Glücke; ihre schönen Augen sind unsere Sonne, ihr Athem ist die Luft, in welcher wir leben, ihr Wort das himmlische Manna, das uns nährt. Wehe dem, der versuchen wollte, uns unsere Königin zu rauben!“

— „Ja wehe ihm!“ stimmten alle Anwesenden ein.

In diesem Augenblicke trat ein junger Page in der niedrigsten scharlachnen Livrée ein, die man sich denken kann, und meldete, daß die Herzogin aufgestanden und für Jedermann sichtbar sei. Alle Anwesenden stürmten sogleich nach dem Zimmer ihrer Königin, um derselben wetteifernd die Hand zu küssen. Der Unbekannte sah die Herren mit Achselzucken sich entfernen und ein Ausdruck von Spott, fast von Verachtung, trat auf sein Gesicht, während er leise vor sich hinhinmurmelte:

„Auch ich, Mylords, werde dem Eurer schönen Königin beiwohnen und wir wollen sehen, ob sie sich weigert, mit nach Frankreich zu folgen.“

13.

Die Herzogin befand sich in einem achteckigen Gemache das mit reichen Tapeten ausgeschlagen war und in das Gardinen von Damast nur ein mattes Licht hereindringen ließen. An der einen Wand bemerkte man ein großes Gemälde, das die Liebe der Venus und des Adonis darstellte; hier und da auf Piedestalen sah man chinesische Pagoden, Blumenvasen und vergoldete Käfige mit seltenen Vögeln. Hortense selbst saß nachlässig auf einem Stuhle vor ihrer Toilette, umgeben von ihren Frauen, in einem anmuthigen Negligé. Zu ihren Füßen auf sammetnen Kissen lagen mehrere kleine niedliche Hunde, während ihr Papagei Pretty und ihre Lieblingskatze Puffy, die von damaligen Dichtern besungen worden sind, von der Toilette herab sie mit verliebten Augen anzublicken schienen. An jeder Seite der Toilette standen wie zwei Schildwachen und in gravitätischer Haltung der kleine Türke Hortense's, Mustapha und ihr kleiner Nege Pompejus, beide in ihrer reichen Nationaltracht. Am Eingange des Zimmers standen die Pagen, der junge Dery, der junge Stourton und die Andern. In einer Ecke endlich saß der Abbé Milon, der Beichtvater der Herzogin, und las andächtig sein Brevier, nicht ohne von Zeit zu Zeit den Kopf zu schütteln.

Dobgleich Hortense damals in ihrem sechs und dreißigsten Jahre stand, so war sie doch noch bewundernswürdig schön. Alle die, welche ihr den Hof machten, traten ein; jeder küßte ihr die Hand und jedem wußte sie etwas Angenehmes zu sagen. Dann sang einer der Pagen, und es wurden Briefe in Versen vorgelesen, welche der Schönheit der Herzogin huldigten. Nach einiger Zeit erhob sich Einer der Anwesenden, der bisher kein Wort gesprochen hatte, trat zu Hortensen, verbeugte sich vor derselben und sprach:

„Auch ich überbringe ein Schreiben an die Frau Herzogin von Mazarin.“

Alle Blicke wendeten sich verwundert auf den Fremden, in dem man den jungen Herrn erkannte, der in dem Vorsaale eine so feste Sprache zu führen gewagt hatte.

— „So geben Sie mir Ihr Schreiben,“ entgegnete die Herzogin gleichgiltig, ohne aufzusehen. Da der Fremde ihren Wunsch nicht sogleich erfüllte, so richtete sie endlich die Augen auf ihn; sie zuckte zusammen und sprach:

„Wer sind Sie, Herr und was wollen Sie von mir? Ich kenne Sie nicht.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Herzogin von Mazarin.

(Fortsetzung.)

Auf die Frage der Herzogin antwortete der Unbekannte kalt: „sollte der Sohn der Gräfin von Coiffons für die Herzogin von Mazarin völlig unbekannt sein? Ich bin der Prinz Philipp von Savoien.“

„Willkommen, Prinz, in diesem Hause, in dem Sie allerdings so ziemlich wie ein Romanheld erscheinen, aber ich liebe das. Je mehr ich Sie ansehe, um so mehr erinnere ich mich Ihrer Tüchtigkeit, ob Sie gleich noch sehr jung waren, als ich Frankreich verließ. Ohne Zweifel bringen Sie Nachrichten von meiner Familie. Ihre Mutter, die Gräfin, ist meine ältere Schwester, und ob sie gleich nicht immer schweesterlich gegen mich gehandelt hat, so liebe ich sie doch nicht minder innig. Gewiß nimmt sie an einer unglücklichen Verbannten ebenfalls Antheil.“

— „Ich weiß es nicht; meine Mutter hat seit einiger Zeit ihren Aufenthalt in Spanien genommen in der Nähe des Klosters, in welchem ihre Schwester, die Connetable Colonna, ihre Zuflucht suchen zu müssen glaubte, und in den Briefen, die meine Mutter mir geschrieben, finde ich Ihren Namen nicht.“

Hortense, an fortwährende Huldbigungen und Schmeicheleien gewöhnt, ließ bei dieser strengen Antwort das Haupt sinken und sprach nach einer Pause: „Sie haben einen Brief an mich; ich bin bereit, ihn in Empfang zu nehmen. Von wem ist er?“

„Ich kann Ihnen den Brief nur unter vier Augen geben, auch wird es gut sein, wenn Sie ihn ohne Zeugen lesen, aber so schnell als möglich.“

Hortense winkte, Alle entfernten sich, selbst der kleine Mustafa und der kleine Pompejus, und die Herzogin forderte den Prinzen auf, neben ihr Platz zu nehmen.

„Frau Herzogin,“ sprach dieser, „noch sind Sie nicht Wittwe, aber Ihre Bande werden wahrscheinlich bald gelöst werden, denn der Herzog v. Mazarin kann nicht lange mehr leben. Seine Leiden haben schnelle Fortschritte gemacht und Sie haben zu entscheiden, ob Sie den einsam und allein sterben lassen wollen, der vor Gott Ihr Gatte ist. Gnügen meine Worte nicht, so ist hier ein Schreiben von der Hand Ihres sterbenden Gemahls, der mir aufgetragen hat, dasselbe Ihnen selbst zu übergeben. Lesen Sie.“

Hortense nahm zitternd den Brief, erbrach das Siegel und las: „Madame, der, welcher Ihnen diesen Brief überbringt, ist unser lieber Neffe, der Prinz Philipp von Savoien. Er wird Ihnen sagen, in welchem Zustande er mich verlassen hat. Bereit, vor Gott zu erscheinen, glaubte ich, Sie würden mich aus dieser Welt nicht scheiden lassen, während Sie mit meinem Fluche beladen im Auslande leben. Hat die Verzeihung eines Sterbenden Werth für Sie, so folgen Sie dem Prinzen von Savoien. Er wird Sie an das Sterbebett dessen führen, den seine verderbliche Liebe zu Ihnen im Leben zu dem unglücklichsten Menschen gemacht hat. Ich bitte Gott, daß er Sie leite, da er Sie am Tage des Gerichtes richten wird nach dem, wie Sie in diesem Falle handelten. Ihr Gatte, der Herzog von Mazarin.“

„Prinz,“ sprach die Herzogin nach einiger Zeit, „welches Unrecht der Herzog mir auch angethan hat, ich kenne meine Pflicht und bin bereit, mich in dieselbe zu fügen; ein Umstand aber, der Ihnen vielleicht unbekannt ist, könnte mich daran hindern. Ich habe während meines Aufenthaltes hier ziemlich bedeutende Schulden machen müssen und Sie werden einsehen, daß die Herzogin von Mazarin London nicht verlassen kann, ohne diese Schulden bezahlt zu haben.“

— „Ich habe Creditbriefe für den Fall, daß Sie mir folgen wollen. Aber die Zeit drängt; der Herzog hat nur noch wenige Augenblicke zu leben und es ist von Wichtigkeit, daß Sie ihn sehen, bevor er stirbt. Das Schiff, welches mich nach London brachte, ist bereit, sogleich unter Segel zu gehen; es setzt uns an der Bretagne an das Land und wir erreichen bald und leicht das Schloß La Mailleraye. Uebertragen Sie die Sorge für Ihre Interessen dem Herrn von Saint Evremond, dem ich die nöthige Vollmacht geben will, mit Ihren Gläubigern sich abzufinden. Nach zwei Stunden können wir London verlassen, wenn Sie es wollen.“

— „Lassen Sie mir wenigstens noch eine Nacht,“ sprach Hortense, aus deren Augen eine so unwiderstehliche Bereitschaft sprach, daß Philipp von Savoien das Feuer ihres Blickes nicht zu ertragen vermochte. Sein bleiches, ernstes Gesicht überflog eine leichte Röthe, als erkenne er eben erst die wunderbare Schönheit der Herzogin, und er wendete sich ab. „Morgen also, mit Sonnenaufgang,“ sprach er endlich.

Hortense reichte ihm die Hand hin mit einem traurigen Lächeln und sprach: „ich sehe, man hat Sie gegen mich eingenommen, ich hoffe aber, Sie werden mich weniger hassen, wenn Sie mich erst näher kennen.“

Philipp von Savoyen, der einen Augenblick nicht wußte, was er thun sollte, ergriff sodann die ihm gebotene Hand, drückte sie zitternd an seine Lippen und eilte, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer hinaus.

„Mein Gott,“ dachte Hortense bei sich; „ich bin nicht abergläubisch, aber in diesem jungen Manne liegt etwas, das mich mit Schauer erfüllt. Vater im Himmel, bin ich noch nicht gestraft genug?“

13.

Der Mond ging auf und auf den blauen Gewässern der Themse glitten die Barken der Herren vom Hofe und der reichen Bürger umher, welche die Küste des schönen Frühlingsabends genießen wollten. Unter diesen Barken machte sich eine besonders bemerklich. Auf dem Hintertheile ließen halb offene Vorhänge eine junge Dame und einen Greis sehen, die still, in Gedanken versunken, neben einander saßen, während am Vordertheile eine Gruppe von Zuhörern um einen Pagen saß, der zu der Gitarre sang. Unter dieser Gruppe befand sich ein junger Türke und ein junger Reger und wir brauchen dem Leser nicht zu sagen, wer die junge Dame und der Greis waren.

„Trösten Sie sich, mein armer alter Freund,“ sprach die Dame; „eigentlich sollten Sie mir Muth zusprechen. Sehen Sie mich minder trostlos an. Es ist ja noch nicht alles verloren; ich komme wieder, ich verspreche es und bis dahin sollen Sie meine Angelegenheiten führen. Versprechen Sie es?“

Der tiefgerührte Alte konnte anfangs keine Worte finden und küßte bloß die Hand seiner Begleiterin.

„Ach,“ rief er sodann, „immer so gütig als schön! Gott segne Sie für die Hoffnung, die Sie mir wiedergeben. Ja ich will, so lange Sie abwesend sind, unter den Gegenständen leben, die mich an Sie erinnern können. Alles, was Sie auf der Welt lieben, will ich auch lieben; alles, was Sie gewöhnlich beschäftigt, soll mich auch beschäftigen, und allem werde ich entsagen, das mir nicht eine Erinnerung an Hortensen gewährt.“

— „So sind Sie nun,“ fiel die Herzogin ein, „und Ihre Augen funkeln wie vor vielen Jahren, als ich noch ein kleines Mädchen war. Aber, sehen Sie, wie schön der Abend ist! Hatte ich Unrecht, daß ich vor meiner Abreise von meinem hübschen Landhause in Chelsea Abschied nehmen wollte?“

„Wie könnten Sie jemals Unrecht haben, meine schöne Königin?“

In diesem Augenblicke begann der Page Dery ein Vorspiel auf seiner Gitarre und sang an zu singen. Das Lied aber, das er gewählt hatte, war nichts weniger als heiter, sondern eine jener klagenden spanischen Romanzen, welche vor zwanzig Jahren durch das Gefolge der Infantin von Spanien an dem Hofe Frankreichs in die Mode gekommen waren. Die Herzogin und

Saint Evremond sprachen nicht mehr, die übrigen Barken hatten sich fast alle entfernt und die Stille der Nacht wurde nur durch den Gesang des Pagen und den Schlag der Ruder unterbrochen.

Nach einiger Zeit sah man eine sehr kleine Barke erscheinen, in welcher sich außer dem Ruderer nur ein Mann befand, der ganz dunkel gekleidet war und einen Hut mit schwarzen Federn trug. Hortense drehte sich um, als sie den Rudererschlag einer andern Barke hörte, zuckte zusammen und stieß einen schwachen Schrei aus. Der Fremde, der ihr folgte, war jener, den sie am Abende vorher im Theater gesehen hatte und der eine so auffallende Ähnlichkeit mit Konso de Lara besaß, der Baron von Banier.

Als die leichte Barke des Barons an jener der Herzogin vorüber glitt, grüßte er diese mit vieler Artigkeit. Hortense neigte sich, um den Gruß zu erwidern, fühlte aber zu gleicher Zeit einen kalten Schweiß auf ihre Stirne treten. Selbst Saint Evremond flüsterte halb laut vor sich hin:

„Es ist wahrhaftig eine merkwürdige Ähnlichkeit und je mehr ich den Herrn ansehe..“

— „Sie sagten mir,“ unterbrach ihn die Herzogin, „er sei diesen Morgen nach Frankreich abgereiset.“

„Man hatte mir es bestimmt erzählt,“ entgegnete der General. „Er muß sich eines Andern besonnen haben.“

— „Aus welchem Grunde wohl?“

„Wer weiß das? Vielleicht weil er wünschte, Sie noch einmal zu sehen..“

— „Schweigen Sie!“ unterbrach ihn die Herzogin hocherröthend; „ich glaube es nicht.“

Man konnte bemerken, daß der Baron, ohne Zweifel um nicht neugierig zu erscheinen, sich entfernt hatte, wenn auch nicht so weit, um die Herzogin von Nazarin aus dem Gesichte zu verlieren, auf der unabgewandt seine Blicke hafteten. Dery sang noch immer die alte spanische Romanze.

Bekanntlich liegen London und Chelsea ungefähr zwei Meilen aus einander. Nach einigen Minuten hatte man den letztern reizenden Ort erreicht; die Ruderer der Herzogin steuerten nach dem Ufer zu. Der Baron Banier gebot seinem Ruderer dasselbe zu thun und sprang dann gewandt an das Land, während Hortense ihrer Seite auf das Bret trat, das ihre Leute von der Barke an das Ufer legten. Entweder weil das Bret nicht fest lag, oder weil die Unruhe der Herzogin zu groß war und sie nicht Aufmerksamkeit genug brauchte, ihr Fuß glitt aus. Man sah sie wanken, zusammen sinken und in die Themse fallen, die an dieser Stelle ziemlich tief ist. Dies alles geschah in der Zeit einer Secunde. Es erhob sich alsbald ein allgemeiner Angstschrei, denn die Herzogin verschwand sogleich in dem Wasser und man mußte fürchten, daß sie unter die Barke gerathe, die man deshalb sogleich vom Ufer lösete, was indes doch einige Zeit in Anspruch nahm. Ehe man damit fertig war, hatte sich ein Mann angekleidet in den Fluß gestürzt und glücklich die Herzogin erfaßt, die er sanft am Ufer niederlegte.

Hortense war lange ohnmächtig. Als sie endlich die Augen wieder aufschlug, sah sie alle ihre Leute weinend um den Arzt von Chelsea stehen, den man eilig herbei gerufen hatte. Nur Saint Evremond kniete neben ihr und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

„Ich danke, alter Freund,“ sagte sie, sobald sie wieder sprechen konnte; „ich danke Ihnen, denn Sie haben mich gerettet.“

Er schüttelte traurig das Haupt und sprach: „ach nein, ich habe dieses Glück nicht gehabt. Ein Anderer kam mir voraus, ein anderer Jüngerer und Rascherer.“

— „Wer denn?“

„Jener Fremde . . . der Baron von Banier.“

Bei diesem Namen färbte die bleichen Wangen der Herzogin ein schwaches Roth.

„Wiederum er!“ stammelte sie mit bewegter Stimme. „Wo ist er, Herr von Saint Evremond? Ich möchte ihm selbst Dank sagen.“

— „Ich weiß es nicht,“ entgegnete der General. „Sobald er erfuhr, daß Sie nicht mehr in Gefahr wären, zog er sich zurück.“

„Und Sie ließen ihn gehen?“

Mit diesen Worten griff sie nach der Hand des Generals, die sie stark drückte, neigte sich nach seinem Ohre und sprach mit leiser Stimme:

„Rein alter Freund, wenn ich Ihnen so theuer bin, als Sie es sagen, so müssen Sie mir es beweisen, jenen Fremden auffuchen und hierher bringen. Ich will ihn sehen, mit ihm sprechen. Ach thun Sie dies noch für Hortensen!“

— „Haben Sie vergessen, daß Sie morgen früh England verlassen sollen?“ entgegnete Saint Evremond.

„Allerdings habe ich dies versprochen,“ sagte die Herzogin, indem sie die Augen gen Himmel aufschlug; „aber ein Etwas in meinem Herzen verbietet mir abzureisen, bevor ich jenen Fremden wieder gesehen habe.“

Der alte General konnte einen Seufzer nicht unterdrücken und antwortete dann in schmerzlichem Tone:

„Ich werde Ihnen gehorchen.“

Am nächsten Morgen ruhte Hortense, welcher der Arzt verboten hatte, ihr Haus in Chelsea zu verlassen, auf einem bequemen Stuhle und neben ihr befanden sich der General Saint Evremond und der Baron von Banier, denn der General hatte sein Wort gehalten, obgleich sehr ungern. Hortense war noch sehr blaß, aber der schmachthende Ausdruck ihrer Züge auch nicht ohne Reiz.

„Verzeihen Sie mir, mein Herr,“ sagte die Herzogin, nachdem sie den Fremden mit ziemlicher Neugierde gemustert hatte, „verzeihen Sie mir, daß ich dieses Land nicht verlassen wollte, ohne meinen Dank gegen Sie für eine That ausgesprochen zu haben, auf die ich keinen Anspruch hatte, der ich aber vielleicht das Leben verdanke.“

— „Madame,“ entgegnete der Baron, „ich habe Ihnen vielmehr Dank zu sagen dafür, daß Sie mir erlaubten, vor Ih-

nen zu erscheinen. Jeder Gefahr würde ich trohen, wenn ich immer solchen Lohn dafür erhielt. Wie sehr wünsche ich mir nun Glück, meine Abreise verschoben zu haben, da dies mir gestattete, der schönen Herzogin von Mazarin einen geringen Dienst zu erweisen. Es ist dies eine Erinnerung, die mich auf allen meinen Reisen begleiten und nur mit meinem Leben erlöschen wird. Ich bin dafür dem schwedischen Gesandten Dank schuldig, der mir anzeigte, der König würde heute in Windsor erwartet und Se. Majestät wünschten mich zu sehen; dies bestimmte mich, meine Abreise zu verschieben.“

Während Banier so sprach, wechselte Hortense mit dem General Saint Evremond Blicke der Bewunderung. Der Fremde glied dem ehemaligen Pagen Alonso de Lara nicht blos in den Zügen des Gesichtes, sondern sogar in dem Tone der Sprache. Ob er gleich das Französische sehr rein sprach, so bemerkte man doch einen leichten fremden Accent, welcher Aehnlichkeit mit dem des Verstorbenen hatte. Wir müssen jedoch hinzusetzen, daß er größer war und schärfer ausgeprägte Züge hatte; es waren jedoch auch viele Jahre vergangen seit der Nacht Allerheiligen 1660 und selbst seit dem Duelle, in welchem Alonso de Lara den Tod gefunden hatte. Der Herr von Banier war viel gereift, hatte viel beobachtet und von seinen Reisen mannichfaltigen Nutzen gezogen. Seine Conversation war höchst anziehend und die Herzogin wie Saint Evremond fragten ihn schon bei dem ersten Besuche um die Wette nach seiner Vergangenheit, als wollten sie beide sich in der Ueberzeugung bestärken, daß er wirklich ein Anderer sei als Alonso de Lara, den sie noch immer vor sich sahen. Dem Herrn von Banier entging jedoch ebenfalls der Eindruck nicht, den er auf die Herzogin und den General gemacht hatte, und als er bemerkte, daß dieser Eindruck sich nicht schwächte, wagte er nach einiger Zeit nach der Ursache desselben zu fragen. Die Herzogin begnügte sich in anscheinend gleichgültigem Tone zu antworten, sie finde in ihm eine große Aehnlichkeit mit einem jungen Pagen ihres Oheims des Cardinals.

„Frau Herzogin,“ entgegnete Banier galant, „ich halte es für ein großes Glück, einer Person zu gleichen, die einen Platz in Ihren Erinnerungen besitzt; aber glauben Sie mir, dieses Glück würde noch viel größer sein, wenn die Aehnlichkeit in jeder Hinsicht vollständig wäre.“

Eine leichte Röthe überflog die Wangen Hortensens, die so dann mit einem traurigen Lächeln hinzusetzte:

„Glauben Sie mir, und beneiden Sie das Schicksal jenes jungen Mannes nicht, denn er war sehr unglücklich.“

— „Ach, Frau Herzogin,“ erwiderte Banier, „ich weiß nicht, welche Zukunft der Himmel mir beschieden hat, aber das Geschick meines Vaters und Großvaters war nicht von der Art, daß ich darüber ruhig sein könnte. Mein Großvater war einer jener Senatoren, welche Karl IX. von Schweden nach einer Sitzung der Stände hinrichten ließ, weil sie seinem Willen entgegen gewesen waren. Mein Vater, Sieger in so vielen Schlachten, starb aus Liebe zu der Prinzessin Johanna von Baden, meiner Mutter. Ich lag noch in der Wiege, als ich ihn verlor.“

„Und Sie wollen nicht sterben wie er?“

— „Ich weiß nicht, was Gott über mich verhängen wird, mein Vater aber wollte mich, als er starb, gegen einen dem feinigsten gleichen Tod schützen und in einem Briefe, den er auf dem Sterbebette schrieb und der mir von der Regierung übergeben wurde, sobald ich mündig geworden war, forderte er mich auf, meine ganze Jugendzeit hindurch zu reisen und an einem Orte nie länger als eine Woche zu bleiben. Bis jetzt habe ich den Rath meines sterbenden Vaters immer befolgt.“

„Und Sie haben sich dabei ohne Zweifel wohl befunden?“

— „Allerdings; aber es giebt Personen, die man, so schön sie auch sein mögen, eine ganze Woche lang jeden Tag, jeden Augenblick ohne Gefahr sehen kann, während man andere nur ein einziges Mal zu sehen braucht, um..“

Banier konnte nicht weiter sprechen, denn die Thüre wurde eben geöffnet und eine Stimme sprach: „der Prinz von Savoiën wünscht sogleich mit der Frau Herzogin zu sprechen.“

Hortense erbebt und sprach mit kaum vernehmlicher Stimme: „man lasse ihn eintreten.“

Philipp von Savoiën warf dem schönen Banier einen wüthigen Blick zu. Er sah denselben zum ersten Male, fühlte aber sogleich, daß er sein Gegner sei.

Banier erhob sich, um von Hortensens Abschied zu nehmen und dem Neuankömmlingen seinen Platz abzutreten.

„Wird man Sie vor Ihrer Abreise noch ein Mal sehen?“ fragte die Herzogin, indem sie ihm die Hand reichte.

— „Fragen Sie mich lieber,“ antwortete er, während er ihre Hand an seine Lippen drückte, „ob ich jetzt abreisen kann?“

Saint Evremond begleitete den Baron bis an den Wagen und unterdeß war Hortense mit ihrem Neffen allein.

„Wissen Sie, Prinz,“ sagte sie nicht ohne einige Verlegenheit zu ihm, „was mich hindert, für jetzt das Ihnen gestern gegebene Versprechen zu erfüllen?“

— „Ich weiß alles,“ antwortete Philipp von Savoiën kalt.

„Ich hoffe,“ fuhr Hortense verwundert fort, „daß Sie keine traurigern Nachrichten von dem Herzoge von Mazarin erhalten haben.“

— „Gott sei Dank! nein, aber lassen Sie mich nur zwei Worte sagen. Wird der zubringliche Saint Evremond bald zurück kommen?“

„Ich weiß es nicht. . . Aber warum diese Frage?“

— „Warum? Weil die Augenblicke kostbar sind, weil Sie noch heute erfahren müssen..“

Der Prinz von Savoiën ließ sich bei diesen Worten vor der Herzogin auf die Knie nieder.

„Was thun Sie, Prinz?“ rief Hortense erstaunt; „Sie kniend vor mir?“

— „Diese Stellung gebührt dem reuigen Sünder.“

„Was meinen Sie damit?“

— „Ich habe, um Sie zu vermögen, mich nach Frankreich zu begleiten, in Verbindung mit dem Herzoge von Mazarin eine List gebraucht; der Herzog leidet an keiner andern Krankheit als an der Liebe zu Ihnen. Ich habe versprochen, Sie im Nothfalle mit Gewalt in seine Arme zurück zu führen, aber es ist mir jetzt unmöglich, dieses Versprechen zu erfüllen, da ich Sie selbst liebe.“

Die Herzogin stand bei diesen Worten rasch auf und sprach mit vieler Würde:

„Prinz, vergessen Sie, mit wem Sie reden?“

— „Nein,“ antwortete er leidenschaftlich, „nein, ich ver-
gesse nichts; ich weiß, daß Sie die Schwester meiner Mutter sind, ich weiß, daß meine Liebe ein Verbrechen ist, lebte auch Ihr Gemahl nicht mehr; aber kann ich es ändern? Ich fühle die Macht Ihrer Reize wie so viele Andere und es ist bereits nicht Zeit mehr, die Flamme zu verlöschen, welche Ihre Augen in meinem Herzen entzündet haben. Beklagen Sie mich, oder beklagen Sie vielmehr sich selbst, denn wir beide gehören der Familie Mancini an, die von ihren Entschlüssen durch kein Hinderniß abzubringen ist.“

„Prinz, aus Barmherzigkeit, nehmen Sie Ihre Worte zurück und verlassen Sie mich.“

— „Unmöglich. Es bleibt mir nur der einzige Gedanke übrig, daß Sie die Liebe, welche Sie mir verweigern, einem Andern gewährt haben. Wehe ihm, wenn ich ihn entdecke! Von diesem Tage an folge ich Ihren Schritten wie Ihr Schatten. Ueberall werden Sie mich finden und vergebens versuchen, mich zu vertreiben, denn ich liebe Sie, nicht wie man hier liebt unter der bleichen Sonne des Nordens, sondern wie man unter dem Himmel liebt, der die Gräfin von Soissons, die Gattin des Connetable Colonna und die Herzogin von Mazarin geboren werden sah, wie die Mancini lieben. Es steht Ihnen frei, diese Liebe nicht zu theilen; wenn Sie aber einen Nebenbuhler begünstigen, . . . so beten Sie für ihn.“

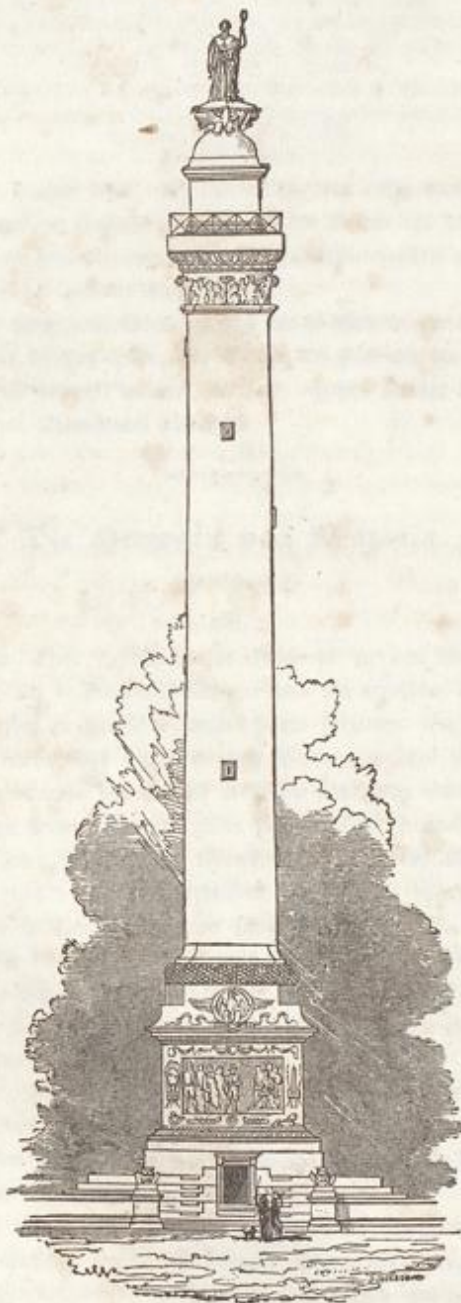
Unterdeß trat Saint Evremond in das Zimmer; der Prinz von Savoiën verbeugte sich vor der Herzogin, küßte ihr ehrerbietig die Hand und sagte:

„Wenn Sie erlauben, komme ich heute Abend wieder, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

Sobald die Thüre hinter dem Prinzen sich geschlossen hatte, brach Hortense in Thränen aus, ergriff die Hand ihres alten Freundes und sprach:

„Ich muß noch um einen Dienst bitten. Reisen Sie sogleich nach London und suchen Sie den Herrn von Banier auf; werfen Sie sich ihm in die Füße und beschwören Sie ihn, England noch heute zu verlassen, ohne die Rückkehr des Königs abzuwarten, besonders aber ohne mich wieder zu sehen.“

(Fortsetzung folgt.)



Die Napoleons-Säule zu Boulogne,

nach ihrer neuesten Umgestaltung im August 1841.

Im Jahre 1803 waren die von Buonaparte zu einer Landung in England bestimmte Armee und Flotte in dem Hafen und auf dem Ufer von Boulogne unter dem Oberbefehl des Marshalls Soult versammelt, und wären nicht unvorhergesehene Umstände eingetreten, so dürfte Britannien einen sehr harten Kampf zu bestehen gehabt haben. Eine historische Thatfache von solcher Wichtigkeit verdiente wohl der Nachwelt durch ein dauerndes Denkmal überliefert zu werden. Das National-Gefühl der Franzosen war hierüber so einstimmig, daß am 1. Vendemiaire, im Jahre XIII der französischen Republik, das vierte Corps der großen Armee zu Ehren Napoleon's, seines Generals, der im Jahre zuvor zum Kaiser ausgerufen worden war, ein Monument zu errichten gelobte. Dieses Monument verdankt mithin sein Entstehen nicht dem Machtbefehl eines ehrgeizigen Heerführers, sondern dem freiwilligen Enthusiasmus einer ganzen Armee.

Indes war all dieser Enthusiasmus nicht hinreichend, die Denksäule zu vollenden, die Unterzeichnungen erfolgten etwas spärlich, und das Werk schritt nur langsam und mit Unterbrechungen vorwärts.

Im November 1804 legte Marshall Soult, umgeben von der Armee, den ersten Stein, auf welchem in französischer Sprache folgende Inschrift zu lesen war:

Der erste Stein
dieses Denkmals, welches
die zu Boulogne versammelte Armee
und die Flotte
dem Kaiser Napoleon geweiht,
wurde vom Marshall Soult, Oberbefehlshaber
am 18. Brumaire, Jahr 13 (9. Novbr. 1804),
dem Jahrestage der Wiederherstellung Frankreichs,
gelegt.

Die Basis und der Schaft der Säule wurden endlich aufgerichtet. Ein Theil der Basis war von schwarzem, der Schaft von graulich-gelbem Marmor, welcher letztere einer hohen Politur fähig ist. Außer diesem wurde wenig mehr gethan, als daß man man bestimmte, was noch gethan werden sollte.

Die Rückkehr der Bourbons nach Frankreich bewirkte eine Umänderung des Namens und der Bestimmung der Säule. Ihre Vollendung wurde allgemein gewünscht, ja man machte

fogar den Vorschlag, sie in einen Leuchtturm zu verwandeln; allein die Kosten, welche eine solche Umgestaltung verursacht haben würde, verhinderten die Annahme des Plans. Im Jahre 1818 wendete sich die Stadt Boulogne mit dem Gesuch an die Kammer von Paris, die Säule Ludwig XVIII., als dem Wiederhersteller der Monarchie und dem Beschützer der Freiheit widmen zu dürfen, und im Jahre 1819, nach wiederholten Gesuchen derselben Art, an deren Aufrichtigkeit Ludwig nicht ohne Grund gezweifelt zu haben scheint, wurde der Befehl erteilt, die Säule zum Andenken an die Rückkehr des Königs in seine Besitzungen zu vollenden. Eine Oeffnung wurde jetzt in die steinernen Stufen geschnitten, und eine Büchse, enthaltend Münzen mit Ludwig's XVIII. Brustbild, krystallene Portraits von den Gliedern seiner Familie und eine bronzene Platte mit einer ausführlichen Erwähnung des Anfangs, der Fortschritte und der Vollendung der Säule in dieselbe eingesenkt. Hierauf wurde vorgeschlagen, die Spitze des Denkmals mit einer Statue des Königs zu schmücken, allein er war so klug, diese zweifelvolle Ehre abzulehnen; und nach manchen Entwürfen und Vorschlägen vereinigte man sich endlich dahin, an die Stelle der Statue eine vergoldete Kugel von fünf bis sechs Zoll Durchmesser treten zu lassen. Diese wurde mit vier Lilien geziert, und vier andere wurden, in jede Ecke des Säulendeckels eine, eingehauen. Zugleich wurde Befehl zur Anfertigung von Basreliefs erteilt, welche die Rückkehr der Bourbonen verewigen sollten; die für ein an der Basis anzubringendes Basrelief bestimmte Inschrift lautete folgendermaßen: —

Diese Säule,
gelobt von der bei Boulogne versammelten Armee,
welche England bedrohte,
und begonnen im Jahre 1804,
wurde durch die Wiederherstellung
des Throns der Bourbonen
ein Denkmal des Friedens.
Sie ward vollendet
unter dem Schutze und der Begünstigung
Seiner Majestät Ludwig's XVIII.
und geweiht der Frankreich stets theuern Erinnerung
an seine im Jahre 1814 erfolgte glückliche
Rückkehr in seine Staaten.

Die Säule war jetzt zur Säule der Bourbonen geworden und wurde den 24. August 1814 den Augen des Publikums enthüllt; allein die Juli-Revolution (1830) gab sie so ziemlich ihrer frühern Bestimmung zurück: die Lilien wurden entfernt, und dafür Sterne angebracht. Kurze Zeit darauf wiesen die französischen Kammern die zur Vollendung des ursprünglichen Plans erforderlichen Summen an. Die Ausführung der Statue Napoleon's wurde dem Baron Bosio übertragen. Der Held ist in seinem kaiserlichen Costüm, in der einen Hand das Scepter, in der andern den Orden der Ehrenlegion haltend, dargestellt. Die Statue ist sechszehn Fuß hoch. Die Anzahl der Basreliefs ist auf zwei beschränkt worden. Das eine, an der Vorderseite, ausgeführt von Herrn Bra, stellt, wie das frühere, zerstörte, die Huldigung der Armee dar; man erblickt Napoleon, auf seinem Throne sitzend und von seinen Generalen umgeben, welche ihm den Entwurf der ihm von der Armee ge-

lobten Säule überreichen. Auf der entgegengesetzten Seite ist von Herrn Lemaire die Vertheilung des Ordens der Ehrenlegion im August 1804 dargestellt. Die Basreliefs sind von Bronze, aber die umgebenden Verzierungen sind, wie die ägyptischen Hieroglyphen, in den Marmor eingehauen. Die beiden andern Seiten tragen Inschriften; auf der Südseite liest man in französischer Sprache: —

Auf diesem Ufer
am 16. August 1804,
vertheilte Napoleon, in Gegenwart der großen Armee,
die Abzeichen des Ordens der Ehrenlegion
unter diejenigen Soldaten und Bürger,
welche sich um ihr Vaterland wohl verdient gemacht.



Das vierte Corps, befehligt vom Marschall Soult, und die Flotte, unter dem Oberbefehl des Admirals Beuir, wünschte das Andenken an diese Begebenheit durch ein Denkmal zu verewigen, und Ludwig Philipp I., König der Franzosen, vollendete diese Säule, geweiht von der großen Armee dem Kaiser Napoleon, MDCCCXXI.

Auf der Nordseite steht in lateinischer Sprache: —

Ludwig Philipp I.,
König der Franzosen,
hat auf der Stelle, wo der Kaiser Napoleon
von seinem Throne
die Abzeichen des Ordens der Ehren-Legion
an seine ruhmreichen und unbeflegten Krieger,
an die Vertheidiger ihres Vaterlandes vertheilte,
um das Andenken dieses Tages, den 16. August 1804,
und den Ruhm der Armee durch ein von ihr gelobtes
Denkmal der Nachwelt zu überliefern,
diese Säule, begonnen von der Armee den 9. Nov. 1804,
aber in Folge verschiedener Ursachen unendet geblieben,
vollenden und weihen lassen
im Jahr 1841.

Im August 1841, am Jahrestage der ersten Vertheilung des Ordens der Ehren-Legion, wurde die Statue auf die Säule gesetzt, und diese Ceremonie gab Boulogne Gelegenheit zu einem Feste, welches mehrere Tage dauerte.

Die Napoleons-Säule ist eine der höchsten in Europa. Die Basis hat 34 Fuß Höhe, der Schaft 126 Fuß und die Statue, wie bereits bemerkt worden, 16 Fuß, mithin beträgt die Höhe des ganzen Monuments 176 Fuß.

Die Herzogin von Mazarin.

(Fortsetzung.)

II.

„Ja, Herr,“ sagte Saint Evremond zu dem Baron von Banier, als er etwa drei Monate nach den erzählten Ereignissen mit ihm in dem St. James-Parke spazieren ging, „jetzt, da die schöne Miß Charlotte von Beverweert Ihre Huldigungen angenommen hat und ich in Ihnen nicht mehr einen Nebenbuhler zu fürchten brauche, kann ich Ihnen die ganze Wahrheit sagen: jener junge Page, mit dem Sie so große Nehnlichkeit haben, war der geliebte Liebhaber der Herzogin von Mazarin. Sie hat in ihrem Leben nur für ihn Liebe gefühlt und diese Liebe war so unglücklich, daß man sich nicht wundern darf, daß Hortense von da an ihr Herz der Liebe verschloß. Sie thaten deshalb ganz Recht, als Sie meinem Rathe folgten und sich zurückzogen, während es noch Zeit war.“

— „Ich will Ihnen nicht verhehlen,“ antwortete der Andere, „daß es mir sehr schwer geworden ist; ich erinnerte mich jedoch der letzten Ermahnungen meines Vaters. Doch kommt hier nicht die Frau Herzogin von Mazarin?“

Es war wirklich Hortense, begleitet von ihrem Pompejus und Mustapha, welche die Schleppe ihres Kleides trugen, und in einiger Entfernung gefolgt von zwei Pagen und zwei Dienern. So begab sie sich durch den Park in den Palast White-

hall in reicher Hoftracht. Sie glich einer Königin und Saint Evremond wie Banier blieben stumm vor Bewunderung stehen. Als sie zu den beiden Herren gelangt war, blieb sie stehen. Auf ihrem Gesichte bemerkte man keine Spuren mehr von den peinlichen Gefühlen, welche sie vor einiger Zeit erschüttert hatten.

„Guten Abend!“ sagte sie mit einem unbeschreiblich reizenden Lächeln. „Wollen auch Sie sich zum Könige und zur Königin begeben? Doch ich bin zubringlich, denn Sie schienen eben sehr lebhaft mit einander zu sprechen.“

— „Ich fragte blos den Herrn von Banier, ob wir bald seiner Hochzeit würden beiwohnen können?“

„Ich höre allerdings, daß von dieser Verbindung viel die Rede ist.“

— „Ich erwarte nur noch die Antwort auf einen Brief,“ entgegnete Banier.

„Ich werde Ihre Sache bei Miß Charlotten führen,“ sprach Hortense. „Doch wer von Ihnen, meine Herren, reicht mir die Hand, um mich in den Palast zu führen?“

— „Ich, Madame, wenn es Ihnen beliebt,“ antwortete eine wohlklingende Stimme, die des Prinzen Philipp von Savoyen, der unter den Bäumen hervorgetreten war, ohne daß man ihn bemerkt hatte. Hortense erbebt und reicht dem Prinzen die Hand, ohne ein Wort zu sprechen und Alle wendeten sich nach dem Palaste Whitehall.

Nicht für die schönen Augen der Miß Charlotte schwärmte der Baron von Banier, nicht von ihr erwartete er eine entscheidende Antwort, sondern von der Herzogin. Die Vermählung, welche alle Vornehmen beschäftigte, war nur eine Comödie, zwischen der Herzogin und Miß Charlotte verabredet, um die Rachepläne des Prinzen von Savoyen abzuwenden. Die Liebe war endlich in dem Herzen Hortensens wieder erstanden. Obgleich sie es sich noch selbst zu verheimlichen suchte, hatte sie doch für Monso de Lara das nie gefühlt, was sie jetzt für den schwedischen Baron empfand. Das Blut der Mancini kochte endlich in den Adern der Herzogin von Mazarin.

Man fragt hier vielleicht, wie es gekommen, daß die dem Saint Evremond übertragene Sendung ein gerade entgegengesetztes Resultat herbeigeführt hatte? Es sind hier einige Erklärungen nöthig. Der Baron hatte Hortensens nicht sehen können, ohne für sie das zu fühlen, was sie allen denen einflößte, welche in ihre Nähe kamen; belehrt aber durch das Beispiel seines Vaters und ohne Hoffnung da Glück zu haben, wo so Viele gescheitert, würde er wahrscheinlich London verlassen haben, ohne sich der Herzogin von Mazarin vorstellen zu lassen, nachdem er ihr das Leben gerettet, hätte Saint Evremond ihn nicht selbst im Namen Hortensens eingeladen, bei derselben zu erscheinen. Von diesem Augenblicke an fiel ein Strahl der Hoffnung in das Herz des schönen Banier und sie vergrößerte sich noch, als er bei einem zweiten Besuche erkannte, welchen Eindruck er gemacht. Selbst die Aussicht auf einen gewissen Tod würde ihn nun nicht abgehalten haben, die glänzende Eroberung zu versuchen, die ihm jetzt so leicht erschien. Der Bitte, welche die

Herzogin durch den alten Saint Evremond an ihn richtete, sie nicht wiederschen zu wollen, setzte er keinen Widerstand entgegen, aber vor seiner Abreise ließ er insgeheim ein Briefchen an Hortensen gelangen, in welchem er sie ersuchte, ihm zum Lohne für seinen Gehorsam die Rückkehr zu erlauben.

Die Herzogin wurde durch dieses Briefchen in große Verlegenheit gesetzt und es läßt sich schwer vermuthen, wozu sie sich entschlossen haben würde, wäre ihr nicht eingefallen, den Brief einer vertrauten Freundin, Charlotte von Beverweert, von der bereits die Rede gewesen ist, mitzutheilen. Charlotte lebte an dem leichtfertigen Hofe und wunderte sich nicht wenig, wie Hortense zögern könne, dem Baron die unbedeutende Bitte zu gewähren. Sie war es, welche den Vorschlag machte, die erwähnte Comödie zu spielen. Hortense ging nach einigem Zögern in den Plan ein, der denn auch vollkommen gelang.

So war es zu einer Correspondenz zwischen Hortensen und Banier gekommen, weil sie einander nur auf diesem Wege ihre Gefühle mittheilen konnten; indeß gab das Geheimnißvolle, welches diesen Briefwechsel umhüllen mußte, dem ganzen Verhältnisse einen erhöhten Reiz. Wie es meist geschieht, die Briefe wurden zuletzt von beiden Seiten leidenschaftlich und Banier beklagte sich, daß er das Ende seines schmerzlichen Martyrerthumes nicht absehen könnte. Auch für Hortense war der Augenblick gekommen, welcher der Niederlage vorausgeht, und sie fühlte sich von Zweifeln und Scrupeln gequält, zumal sie die Rache Philipps von Savoiens fürchten mußte, denn dieser hatte Wort gehalten, folgte ihren Schritten wie ihr Schatten und wollte verhindern, daß der Schatz, den er nicht besitzen sollte, einem Andern zufalle. Hortense konnte nicht ausgehen, sich nicht am Hofe, nicht auf der Promenade zeigen, ohne vor ihr zwei schwarze glühende Augen funkeln zu sehen, die sich keine Minute von ihr abwendeten. Saint Evremond konnte jetzt ruhig schlafen, denn er hatte in dem Prinzen von Savoiens einen Stellvertreter, wie er ihn kaum hoffen durfte.

Bei den Festen, welche Karl II. in Whitehall oder Windsor gab, begegneten Banier und Hortense einander und sie legten ihre ganze Liebe in einen verstohlenen Händedruck, in einen Blick, in einige Worte, die sie unbeachtet wechseln konnten. Drei Monate lang bestand ihr ganzes Glück darin, einander zu lieben, zu schreiben und zu sehen. Warum begnügten sie sich damit nicht?

An demselben Abende, in dem Palaste Whitehall, machte auch Charlotte von Beverweert die Bemerkung, daß der Baron von Banier doch ein schöner Mann sei. Als sie ihn nachdenkend umher gehen sah, redete sie ihn an und sagte: „brauchen denn die Schweden zehn Jahre wie die Griechen, um eine Stadt zu erobern? Wenn ich ein Mann wäre, ich würde ganz anders handeln, um nicht nach einer so langen Belagerung außer Stand zu sein, eine andere zu unternehmen.“

Banier biß sich auf die Lippen, hütete sich aber wohl, eine

Antwort darauf zu geben. Der König erschien eben, der sehr gut gelaunt war und lächelnd zu Charlotten, der Ehrenbame der Prinzessin seiner Nichte, sagte:

„Ich möchte wohl wissen, was Sie so geheim mit dem Herrn Baron von Banier gesprochen haben, Miß?“

— „Das kann ich wohl sagen, Sire,“ entgegnete die Dame; „ich fragte den Herrn Baron, welchem von den beiden Tänzen, der Sarabande oder der Courante, er den Vorzug gäbe?“

„Und ich, ich wette,“ sagte heiter der König, „daß der Herr von Banier seine Entscheidung aussetzt, bis Sie beide Tänze mit ihm getanzt haben. Nicht wahr?“

Banier verneigte sich; konnte er anders? Miß Charlotte hielt den Fächer vor das Gesicht, entweder um ihr Erröthen oder ihre Lachlust zu verbergen.

Banier und Miß Charlotte mußten nach einander die Sarabande und die Courante mit einander tanzen und sie erledigten sich ihrer Aufgabe auf eine Weise, daß sie allgemein bewundert wurden. Der König selbst sprach, als Banier seine Tänzerin an ihren Platz zurückführte:

„Ich würde wahrhaftig selbst in Verlegenheit sein, wenn ich mich für einen der beiden Tänze entscheiden sollte. Wenn Miß Charlotte ihrem Tänzer einen Kuß auf jede Wange gestattet wil, und ich glaube, er verdient diesen Dank, so wird er uns wohl sagen können, welchen Kuß er und welchen Tanz er vorzieht.“

Alle lachten und die Dame hielt, ohne sich viel bitten zu lassen, dem Baron ihre Wangen hin. Die Herzogin von Mazarin, welche die ganze Scene mit hatte ansehen müssen, wurde dadurch sehr ernst gestimmt und rief bald darauf ihre Leute, um sich zu entfernen. Da die Nacht sehr schön war und der Mond hell schien, so wollte sie zu Fuße gehen, wie sie gekommen war. Saint Evremond und der Prinz von Savoiens begleiteten sie.

Kaum eine Stunde später, als der Baron Whitehall ebenfalls zu verlassen gedachte, fühlte er sich an dem Kermel gezogen und eine Hand drückte in die seinige ein Briefchen und einen Schlüssel. Im Schatten glaubte er den kleinen Neger der Herzogin zu erkennen, der sich schnell entfernte. Erst als er einige hundert Schritte über Whitehall hinaus war, entfaltete er vorsichtig das Billet und fing an, in dem Mondenscheine zu lesen. Seine Ahnung hatte ihn nicht getäuscht, das Billet war von der Hand Hortensens, wenn auch von ihr nicht unterzeichnet. Es enthielt nur die Worte: „ich erwarte Sie. Dieser Schlüssel öffnet die kleine Thüre, die von meinem Zimmer in den Park führt.“

(Beschluß folgt.)



Die Herzogin von Mazarin.

(Beschluß.)

15.

Es ist Mitternacht, die Stunde des Schweigens und der Liebe. Hortense hatte, nachdem sie sich entkleiden lassen, ihren Frauen geboten, sich zur Ruhe zu begeben und trat, bloß mit einem leichten Ueberwurfe bekleidet, an ihr Fenster, von dem aus sie in den St. James-Parc blickte. Ihr schönes schwarzes Haar lösete sich bei einer schnellen Bewegung des Kopfes auf und wallte in dicken Locken an ihren halbentblößten Schultern nieder. Mit einem Male zuckte sie zusammen und schloß das Fenster. Dann nahm sie die Guitarre und ließ gedankenlos ihre Finger über die Saiten gleiten, bis sie in das Lied des Pagen Alongo sich gefunden hatte.

Es schlug ein Uhr und noch war Banier nicht gekommen. „Warum?“ dachte Hortense. „Sollte er mich weniger lieben, als er in seinen Briefen sagt?“

Um sich zu beruhigen, holte sie das Kästchen hervor, in welchem die Briefe von dem Barone lagen und las diejenigen, die, wie sie wohl wußte, die zärtlichsten waren. Damit war sie noch beschäftigt, als sich ein leichtes Geräusch in dem Gange hören ließ, der von dem Zimmer zu der kleinen Thüre am Parke führte. Hortensen's Herz klopfte so gewaltig, als wolle es ihr die Brust zersprengen, und sie schloß das Kästchen schnell wieder zu; dann wartete sie. Bald drehte sich auch die Thüre geheimnißvoll in ihren Angeln; sie hörte männliche Tritte, aber kein Wort wurde gesprochen. Verwundert schlug Hortense endlich die Augen auf und, was vermöchte ihr Entsetzen zu schildern? — sie sah vor sich den Prinzen Philipp von Savoien, der bleich, stumm und unbeweglich dastand.

„Was wollen Sie von mir?“ redete ihn die Herzogin mit bebender Stimme an, „und wer hat Ihnen erlaubt...? Entfernen Sie sich! Entfernen Sie sich!“

Ein bitteres und fast unbemerkliches Lächeln spielte um die Lippen des jungen Prinzen.

„Madame,“ sagte er, „ich weiß recht wohl, daß Sie nicht mich zu dieser Stunde erwarteten, sondern den Baron von Banier. Er ist gekommen und befindet sich unter Ihrem Balcon

und ich glaubte, es würde Ihnen angenehm sein, dies aus meinem Munde zu erfahren.“

„Sie haben ihn getödtet!“ rief Hortense mit dem Tone des Entsetzens; „Sie sind ein Mörder.“

— „Ich fürchte es,“ antwortete der Prinz; „der Baron wird Ihnen aber sagen können, wenn er noch sprechen kann, daß Alles nach den Regeln der Ehre geschehen ist. Ich hatte Sie gewarnt und Sie hätten bedenken sollen, daß ich ein Mancini bin. Indem ich mich rächte, habe ich zugleich ihren Gemahl gerächt; jetzt steht es Ihnen frei, den Baron zu jeder Stunde zu empfangen; ich werde es nicht mehr hindern; Sie werden mich nicht wiederschen.“

Hortense sank ohnmächtig nieder. Als sie wieder zu sich kam, war der Prinz von Savoien verschwunden und an seiner Stelle befand sich der Leichnam des Barons. Der Herzog von Mazarin hielt, als er den Vorfall erfuhr, den Augenblick für geeignet, Hortense zur Rückkehr zu vermögen. Er vermochte mehrere fromme Damen, sich zu diesem Zwecke nach London zu begeben. Die Deputation fand die ganze Wohnung der Herzogin schwarz ausgeschlagen, alle Diener in Trauerkleidung und in der Mitte eines Zimmers einen mit schwarzem Sammet verhangenen Sarg, in welchem der schöne Schwede lag. Die Herzogin wollte sich von dem Geliebten auch im Tode nicht trennen und hatte den berühmten Dr. Ruysch nach England kommen lassen, damit er den Leichnam einbalsamire.

Die Deputation bot alles auf, vermochte aber nicht, Hortensen zu vermögen, nach Frankreich zurückzulehren. Der Prinz von Savoien seiner Seits konnte die Liebe nicht überwinden, welche ihm die Schwester seiner Mutter eingeflößt hatte, trat in einen Orden und starb einige Zeit darauf als Malteser-Ritter. Im Juli 1699 endlich starb auch die Herzogin von Mazarin plötzlich in ihrem Hause zu Chelsea am Ufer der Themse, in allem Glanze ihrer Reize, wie Cleopatra, wie Diana von Poitiers, wie die Marquise von Montespan. Sie starb mit einem Lächeln auf den Lippen, mit dem Fächer in der einen und Karten in der andern Hand. Der Herzog seiner Seits rief, als er die Nachricht erhielt: „da sie lebend nicht zu mir zurückkehren wollte, so will ich sie wenigstens todt besitzen“ und er sandte seinen Vertrauten Polastron mit dem Auftrage nach England, die sterblichen Ueberreste Hortensen's zurückzubringen.

Polastron fand in dem Hause zu Chelsea den alten Saint Evremond, der ihm sagte, sein Auftrag werde sich schwerlich vollziehen lassen, da nach den Gesetzen des Landes der Leichnam nicht fortgebracht werden dürfe, bevor nicht alle Schuldner des Verstorbenen befriediget worden. Der Herzog von Mazarin gab sogleich Befehl, alles zu bezahlen, und der Leichnam wurde darauf dem Bevollmächtigten übergeben. Der Sarg kam glücklich in dem Schlosse des Herzogs an, der ihn mit allen seinen Leuten knieend und in tiefer Trauer empfing; aber als man den Sargdeckel abnahm, stieß der Herzog einen Schrei des Entsetzens aus und stürzte ohnmächtig nieder. In dem Sarge befand sich nicht der Leichnam Hortensens, sondern jener des Schweden Banier. Saint Evremond hatte sich dieses Betrugs schuldig gemacht, um sich von der geliebten Herzogin nicht trennen zu müssen.

Der Herzog von Mazarin war von jenem Tage an wahnsinnig, überlebte aber seine Gemahlin noch viele Jahre.

Der Marquis von Terzay.

Novelle von Paul v. Musset.

I.

Die kleine Provinz Verin, deren Hauptstadt Mantes, ist immer eine der schönsten und angenehmsten von Frankreich gewesen. Im Jahre 1649, als der Bürgerkrieg und die Unruhen von Paris den höchsten Grad erreicht hatten, blieben Verin und die Normandie glücklich verschont. Seit der Schlacht von Ivry hatte man daselbst keinen Kanonendonner gehört; das Getraide wuchs im Frieden, während in den andern Provinzen Pferdehufe die Ernten zertraten. Mit Worten war man indeß im Verin unzufrieden genug. Man verachtete den Herzog von Beaufort, den Herrn von Bouillon und die Herzogin von Longueville, ohne sie zu kennen. Man setzte ein blindes Vertrauen auf den Muth und das Genie des Coadjutors und erfand hundert lächerliche Geschichten von der Macht dieses großen Verschwörers. Der Cardinal von Mazarin sollte die Regentin bezaubert haben. Die Pfarrer sprachen über solche Dinge von den Kanzeln herab und die Bauern äußerten ihren Haß dadurch, daß sie Hundem den Namen des ersten Ministers beileigten.

Sehr groß war die Bestürzung in Verin, als man erfuhr, der Krieg gehe zu Ende und die Deputirten des Parlamentes würden sich in Ruel mit der Königin verständigen. Das Ende der Belagerung von Paris und der Waffenstillstand wurden für öffentliche Unglücksfälle angesehen und man hoffte nur noch auf die Hartnäckigkeit des Coadjutors.

Um diese Zeit sah man in der Nähe des Dorfes Bonnières am Ufer der Seine ein kleines Schloß, in welchem ein junger Edelmann wohnte, der, nach dem gewöhnlichen Ausdrücke, Alles für sich hatte. Der Marquis von Terzay war schön wie der Tag, gewandt, galant, muthig, prachtliebend und reich genug,

um nicht fürchten zu müssen, zu verarmen. Das Bestreben zu gefallen, mäßiger Ehrgeiz und ein offenes redliches Herz, das waren seine guten Eigenschaften. Er hatte indeß auch einige bedeutende Fehler an sich: übertriebene Selbstschätzung, Unbeständigkeit, Leichtsinns und die Eitelkeit, die ihm einredete, alle Frauen achteten auf ihn.

In einem Alter von zwanzig Jahren konnte er unbeschränkt über sein Vermögen verfügen. Der alte Marquis, sein Vater, hatte sich Ruhm im Kriege und die Freundschaft des verstorbenen Königs Ludwigs XIII. durch die Fähigkeit erworben, am Morgen voraus zu sagen, ob es Abends regnen würde. Zur Belohnung erhielt er das Amt des Mantelträgers Sr. Majestät, mit dem Versprechen, daß dasselbe auf seinen Sohn übergehen sollte. Der Großvater hatte sich am Hofe Heinrichs IV. ausgezeichnet, der ihn geliebt, ob er gleich gewagt hatte, gegen die Königin Marie von Medici von Liebe zu sprechen.

Als der junge Terzay seinen Vater verlor, äußerte er aufrichtigen Schmerz, dann tröstete er sich, wie es bei jungen Leuten gewöhnlich der Fall ist. Er richtete sein Haus ein, füllte seine Ställe mit Pferden und zog mit seinen Hunden in dem Walde umher. Da er aus Neigung und Interesse dem Hofe ergeben war, so wartete er nur auf die Majorenmität des jungen Königs, um sein Amt in Anspruch zu nehmen; auch schickte er sich an, der Königin-Mutter sein Schwert anzutragen für den Fall, daß der Krieg von neuem ausbrechen sollte. Aus diesen Gründen wagte man es in seiner Gegenwart nicht, von dem Hofe und dem Cardinale Böses zu sagen.

An der Grenze der Normandie und Picardie wohnte ein anderer Edelmann, der aus Reid über den kleinen Ruhm unseres Marquis nicht schlafen konnte. Der Herr Ritter von Menil, der ebenfalls mit dem zwanzigsten Jahre Herr eines ansehnlichen Vermögens war, ahmte Terzay in allen Stücken nach. Sein Anzug war von demselben Schnitte wie der des Marquis, seine Equipagen von demselben Muster und sein ganzes Haus auf gleiche Weise eingerichtet. Terzay trug den Hut ein wenig auf der Seite; der Ritter setzte ihn ganz auf das Ohr und wurde so unmerklich die Caricatur seines Nachbarn. Man war indeß gegen seine Lächerlichkeiten nicht eben so nachsichtig als gegen die Fehler unseres Helden, weil er dessen guten Eigenschaften und Grazie nicht besaß. Terzay und Menil lebten freundschaftlich mit einander, bis böse Zungen Unfrieden stifteten. Bei einem Gelage fragten ihn Spötter, wie es mit seinem Magen stehe, wenn Terzay Medizin einnehme. Als die Frondeurs einander Nachrichten mittheilten, sagte ein Spasvogel, man müsse leise sprechen, um Menil nicht zu beleidigen, welcher der Königin Dank schuldig sei für alles das Gute, das der selige Marquis von Terzay von dem alten Hofe empfangen habe. Menil entfernte sich ergrimmt und in der Vermuthung, man lache schon längst über ihn, während er mit Terzay die allgemeine Bewunderung zu theilen glaube. Zu eitel, um die Schuld in sich selbst zu suchen, wendete sich sein Kerger gegen den, dessen Nachahmung ihm so schlecht gelang. Terzay hatte

einem Diener eine halbe Pistole gegeben, weil er ihm das Pferd gehalten; den andern Tag gab Menil einem Diener des Marquis für denselben Dienst einen Goldthaler. So hörte die Nachahmung auf und Menil suchte immer das Gegentheil von dem zu thun, was Terzay that, oder ihn zu überbieten.

Noch lebten übrigens Beide als gute Nachbarn. Terzay achtete auf die Umwandlung in der Sinnesart des Ritters nicht. Beide überhäuften einander mit Complimenten, aber allmählig und unbemerkt schlich sich der Haß ein, früher in das Herz Menils als in den Busen Terzays, der Niemandem etwas Böses wünschte und nur auf eine Gelegenheit wartete, auf einem seiner würdigen Schauplätze sein Glück zu suchen. Es schloß nur, daß ein Paar schöne Augen die gegenseitigen Reckereien zu ernstem Kampfe ansachte.

In dem Dorfe Bonnière befand sich eine Fähre, auf welcher man über den Fluß sehte. Auf dieser Fähre traf unser Marquis einst einen Herrn aus der Gegend, den man den Wilden nannte, weil er ein ganz seltsames Leben führte. Er galt für einen Anhänger der Fronde, hatte aber eine schöne Tochter, gegen welche Terzay nicht denselben Widerwillen fühlte, wie gegen den Vater. Der Herr von Endreville brachte seine Tochter Cécilie aus dem Kloster zurück. Das junge Mädchen war etwa siebzehn Jahre alt und sobald der Marquis sie gesehen, vergaß er Politik und Fronde, um die Bekanntschaft der Schönen zu machen. Das war nicht leicht, denn der wilde Herr gab trostige Antworten auf die Fragen, die Terzay an ihn richtete, um ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, während die Fähre langsam von einem Ufer zu dem andern schwamm. Ohne sich abschrecken zu lassen, fuhr der Marquis in aller Höflichkeit fort, wendete aber, während er mit dem Alten sprach, seine Augen nach Cécilien. Terzay war, wie bereits erwähnt, ein schöner Mann; Cécilie hatte noch keinen jungen Herrn gesehen; die Pforte ihres Klosters hatte sich zum ersten Male geöffnet und der Zufall führte ihr plötzlich den lebenswürdigsten jungen Mann der ganzen Provinz zu. Das Mädchen war ungewöhnlich reizend und noch zu unerfahren, um nicht merken zu lassen, wie große Freude ihr die Wirkung ihrer Schönheit mache. Das Blut stieg ihr in die Wangen, während Terzay den Faden des Gesprächs verlor. Ihre Augen sagten einander offenbar etwas Liebliches und Bedeutungsvolles, das wir nicht kennen.

Als der junge Marquis in sein Schloß gekommen war, kummerte er sich nicht mehr um seine Pferde und Hunde, sondern ging unter den Bäumen im Garten umher, um ungestört an Cécilien denken zu können. Vielleicht wäre er in Trübsinn versunken, hätte ihn seine natürliche Eitelkeit nicht aufrecht erhalten. Er gedachte an die Blicke, die Cécilie ihm zugeworfen, bildete sich ein, daß er ihr Herz gerührt habe, und seufzete für einen angehenden Verliebten nicht eben gar zu sehr.

Terzay ritt in das Dorf Bonnière und stieg in dem „Weißen Dachsen“ ab. Die Wirthin, Frau Ledru, kannte ihn von seiner Kindheit her und hatte Mitleiden mit ihm, als er ihr versicherte, er sei sehr krank, sehr zu beklagen und sehr verliebt.

„Der Wilde, sagt man,“ begann sie ihr Geschwätz, „soll mehr Vermögen haben, als er sehen läßt. Sein Schloß unten im Walde ist zur Zeit der Lique niedergebrannt worden und es ist nichts mehr davon übrig, als ein Steinhäufen und zwei Thürmchen. Er verrichtet die Pflichten, die ihm die Kirche auferlegt, hat keine Schulden und bezahlt stets baar. Rauh ist er, wenn er böse wird, aber das geschieht selten. Einige sagen, er mache falsches Geld, Andere meinen, er öffne früh vor Tage seine Thore, um die wilde Jagd durch zulassen, und behandle den Bösen wie seinen Fürsten. Das sind aber Märchen, die man nur in Ställen und Küchen glaubt. Der Herr von Endreville ist ein Staatsmann, denn er bekommt Depeschen von Paris durch expresse Boten. — Das Mädchen,“ fuhr die Wirthin fort und sie schnalzte dabei mit der Zunge, „ist ein Leckerbissen, Herr Marquis, aber die Unschuld selber, sanft wie ein Lämmchen und mitleidig mit den Armen. Wenn der Herr Marquis Sonntags nach Bonnière kommen und im „Weißen Dachsen“ frühstücken wollten, würden Sie sehen, wie Cécilie in der Messe betet gleich einer Heiligen.“

— „Ich werde gewiß kommen.“

Die Zeit, in welcher unser Held lebte, war nicht wie die unsrige eine Zeit der Heuchelei. Terzay erzählte sein Abenteuer aufrichtig seinen Freunden. Sobald aber Menil davon gehört hatte, wollte er auch Cécilien sehen, um über den Marquis sich lustig zu machen, wenn sie nicht so hübsch wäre, als man sie schilderte. Er fand sie schöner noch als der Ruf sie geschildert hatte, bildete sich sofort ein, daß er verliebt sei und erklärte laut, er würde sie dem Marquis abspenstig machen; Einer von Beiden müsse weichen und sollte es zum Zweikampfe darum kommen.

Der Marquis lag eines Morgens ausgestreckt auf weichen Kissen und dachte an seine Geliebte, als Menil ernst wie ein Botschafter erschien.

„Herr Marquis,“ sagte er, „wir haben bisher in Eintracht gelebt. Es wäre Schade, wenn es in Zukunft anders sein sollte; wir wollen uns deshalb friedlich über eine kleine Angelegenheit verständigen, was gewiß nicht schwer ist. Sie lieben Cécilien, nicht wahr?“

— „Mehr als ich es Ihnen beschreiben kann.“

„Ich liebe sie ebenso sehr, vielleicht mehr noch als Sie.“

— „Nun so lieben wir sie Beide.“

„Sehr wohl; aber was soll daraus werden? Warum wollen wir einander hindertlich sein? Ueberall, wo wir den Herrn von Endreville mit seiner Tochter treffen, werden wir einander schaden. Halten Sie sich zur Rechten des Mädchens, so werden Sie mich an ihrer Linken sehen, denn ich weiche keinen Zoll breit, wenn nicht ein Uebereinkommen zwischen uns zu Stande kommt. Siebt sie Ihnen den Fächer zu tragen, so wird sie mir die Ehre nicht versagen, ihre Handschuhe oder ihre Maske zu halten. Wir werden auf diese Weise ihre Koketterie reizen, ohne etwas dabei zu gewinnen. Es wäre besser, wie ich Ihnen eben sagte, wir verständigten uns miteinander. Der Vater ist

ein seltsamer Mensch, mit dem man nichts anfangen kann. Vereinigen wir uns gegen ihn. Einer von uns soll einen Tag oder eine Woche lang an der Reihe sein und so werden wir einander beistehen, statt Nebenbuhler zu sein. Sie theilen mir Ihr Verfahren mit, ich verheimliche Ihnen das meinige nicht. Dieser Vertrag dauert so lange, bis sich das Glück sichtbar für Einen von uns entscheidet und der Besiegte räumt ohne Zögern das Feld."

— „Das ist eine Träumerei, Ritter. Sobald Einer von uns vorgezogen ist, wird er den Andern auslachen, ohne daß es eines Vertrags bedarf, und wenn dieses Glück mir beschieden ist, wird mir es sehr gleichgültig sein, ob Sie mir freiwillig Platz machen oder nicht."

„Sie weigern sich also, einen solchen Vertrag mit mir zu schließen?"

— „Ich mag nichts mehr davon hören."

„Wie es Ihnen gefällt. Sie werden später erkennen, welchen Mißgriff Sie jetzt gethan haben, da Sie mich überall im Wege finden werden."

— „Ich werde thun, als wären Sie nicht da."

„Und ich werde dafür sorgen, daß Sie meine Anwesenheit wohl bemerken."

— „Lassen Sie uns die Sache noch mehr aufklären. Ich sehe, daß es Ihnen weniger darauf ankommt, dem Mädchen zu gefallen, als mich zu hindern ihm zu gefallen. Es wird Ihnen nichts nützen, wenn ich nach ihrem Geschmacke bin. Ihr Verfahren ist nicht ganz ehrlich und dürfte auch nicht ohne Gefahr sein."

„Gefahren schrecken mich nicht."

— „Wie mich Ihre Rivalität nicht schreckt. Sie fühlen nicht Liebe, Herr, das beweiset Ihr Antrag klar und deutlich. Ich wette, daß Sie nicht einmal wissen, welche Farbe die Augen Cäcilien's haben."

„Sie sind vom schönsten Blau und ihre Haare reizend blond."

— „Und ihre Hände?"

„Ich glaube sie vor mir zu sehen: Klein mit ziemlich langen Fingern, die sich an den Spitzen etwas zurückbeugen."

— „Allerdings. Ist Ihnen aber in dem Gesichte des Mädchens kein besonderes Zeichen aufgefallen?"

„Ich habe keines bemerkt," entgegnete der Ritter etwas verlegen.

— „Eine Kleinigkeit, etwas Unbedeutendes, das ihr Gesicht unter tausend andern kenntlich macht?"

„Die schön gebogenen Augenbrauen?"

— „Das nicht. Eine Schönheit, die auf den ersten Blick auffällt und die Einem den Kopf verdreht, wenn man daran denkt. Die haben Sie nicht bemerkt?"

„Meinen Sie ihre Perlenzähne?"

— „Sie errathen es doch nicht."

„Jetzt weiß ich es. Das madonnenhafte milde Lächeln."

— „Herr Ritter," entgegnete Terzay ernst, „Sie lieben das Mädchen nicht nur nicht, sie haben es auch nicht einmal mit Aufmerksamkeit angesehen."

„Was so Seltsames haben Sie denn aber gesehen?"

— „Ein Grübchen, Herr, ein Grübchen im Kinn, das einen unaussprechlichen Reiz, eine unbeschreibliche Anmuth gewährt; ein Grübchen, das man nicht sehen kann, ohne den Verstand zu verlieren. Darauf hätten Sie achten sollen. Sehen Sie, Herr, Sie können den Leuten nicht einmal sagen, wie das Mädchen aussieht, das Sie lieben wollen."

„Weinetwegen, lieben Sie Cäcilien des Grübchens wegen, ich liebe sie um etwas Andern willen."

— „Sie sind nicht würdig, sie zu bewundern."

(Fortsetzung folgt.)

(Der Amsterdamer Tenorsänger Tuyn.) Tuyn ist von Prag aus in einem hiesigen Blatte mit großer Animosität angegriffen worden, was uns bewegt, uns über jenen Sänger hier auszusprechen, den wir in unsern Gewandhaus-Concerten während der größeren Hälfte des letzten Winters hören und hinreichend beurtheilen konnten. Hr. Tuyn's Stimme gehört allerdings nicht zu den starken, metallreichen Naturstimmen, die gleich von Haus aus durch ihren schmeichelnden Wohlklang das Ohr des Zuhörers gewinnen und zum Herzen dringen; wenn aber auch etwas dünn und in den obern Tönen zuweilen gepreßt, ist sie eine angenehme, welche ihr Besitzer mit einer bewunderungswürdigen Umsicht zu gebrauchen versteht. Eine gründliche musikalische Bildung ist in der Manier des Hrn. Tuyn beim ersten Anschlag des Tons sogar für den Laien ersichtlich. Sein Anschlag geschieht mit Reinheit und Bestimmtheit, sein Portamento ist vollkommen schön, seine Coloraturen sind stets verständlich und abgerundet, auch in der Verbindung mit dem höchsten Falset, welches er unmerklich mit der Bruststimme verschmilzt. Tuyn weiß seine Mittel mit großer Umsicht zu bemessen, so daß sie ihn nie im Stiche lassen, und es ist seinem Vortrage Gefühl und ein feiner Geschmack nicht abzuzprechen.

Als derselbe in Leipzig auftrat, merkte man seinem Gesange eine französische, übertriebene Manier an, was ihm jedoch von Kennern angedeutet ward und später weniger hervortrat, da er die Wichtigkeit des Tadel's einsah und ihm seitene Bescheidenheit und Berücksichtigung gründlicher Urtheile eigenthümlich sind.

Wir hegen die Ueberzeugung, daß Tuyn als Concertsänger jeden Falls eine bemerkenswerthe Erscheinung ist und derselbe zwar nicht durch eine besondere natürliche Begabung, wohl aber durch die verständige und angenehme Verwendung seiner Mittel interessiren muß.

Bgr.



Krieg zwischen England und Spanien im J. 1760. Eroberung von Havanna.

Frühzeitig im Jahre 1762, unter der Regierung Georg's III., rüstete England, in Folge eines Bündnisses, welches Karl III., König von Spanien, mit Frankreich abgeschlossen, und der daraus entspringenden Mißhelligkeiten und Zerwürfnisse zwischen Spanien und England, eine Flotte gegen Havanna, den wichtigsten Platz auf der spanischen Insel Cuba, aus, und bereits am 5. März des nämlichen Jahres segelte dieselbe von Portsmouth ab unter dem Befehl des Generals Lord Albemarle und des Admirals Pococke. Später vereinigte sie sich mit einem starken Geschwader unter Sir James Douglas und am 4. Juni langte sie vor Havanna an. Eine Landung wurde mit wenigem oder keinem Widerstand bewirkt, und man schritt sofort zur Belagerung des Moro's, eines starken Forts (s. die Abbild.), welches den Hafen beherrscht und für uneinnehmbar galt. Auf große Schwierigkeiten stieß man bei Anlegung der Laufgräben wegen des harten, felsigen Bodens, durch welchen sie geführt werden mußten, und die englischen Truppen litten sehr durch Strapazen, Krankheit und das Feuer des Feindes. Aber

Verstärkungen kamen von New-York und den englischen westindischen Inseln; eine Abtheilung Matrosen und achthundert See-Soldaten wurden von der Flotte ans Land gesetzt; drei Linienschiffe bombardirten den Platz an einem Tage von acht Uhr Morgens bis drei Uhr Nachmittags. Das Fort wurde von der Stadt abgeschnitten und am vierundvierzigsten Tage nach Beginn der Belagerung durch eine enge und gefährliche Bresche mit gefälltem Bajonnet von den Engländern erstürmt. Die Vertheidigung der Spanier war eben so heldenmüthig als der Angriff seitens der Belagerer. Don Louis de Velasco, der Commandant und der zweite Befehlshaber nach ihm fielen in der Bresche. Die Stadt Havanna selbst hielt sich noch vierzehn Tage länger; aber am 13. August mußte auch sie capituliren und wurde nebst 150 Geviertmeilen (engl.) des umliegenden Gebiets, dem besten Theile der Insel Cuba, dem Feinde übergeben. Neun spanische segelfähige Linienschiffe und drei Fregatten wurden im Hafen genommen; drei Linienschiffe und eine Gallione waren kurz zuvor in den Grund gehohrt und vier andere zerstört worden. Die Beute, welche in die Hände der Sieger fiel, belief sich an Werth zusammen auf drei Millionen Pfund Sterling. Die Besignahme von Havanna gab den Eng-



(Havanna. — Die Forts Moro und Puntaf.)

ländern völlige Herrschaft über den Weg, welchen die spanische Silberflotte verfolgte, und schien den Reichthum und den Ruhm Spaniens zu ihren Füßen niederzulegen.

Der Marquis von Terzay.

Novelle von Paul v. Musset.

(Fortsetzung.)

„Wenn ich nur würdig bin, sie zu heirathen, so genügt dies schon, und meine Frau soll sie werden,“ meinte Menil.

— „Es ist eine Schmach, nicht einmal ihr Grübchen haben Sie gesehen.“

„Ich verliere nun die Geduld durch Ihr Grübchen. Soll ich Ihnen beweisen, daß ich im Ernste rede? Nehmen Sie Ihren Degen und folgen Sie mir in den Garten.“

— „Ja wir müssen uns schlagen, auf andere Weise kommen wir nie zu Ende.“

Terzay maß den Degen Menils, um einen von gleicher Länge zu wählen, dann begab man sich eilig in den Garten.

„Wollen wir das Abkommen treffen, daß der, welcher zuerst verwundet wird, seine Bewerbungen um das Mädchen aufgeben muß?“

— „Und wenn ich hundert Wunden erhalte, ich werde von meiner Bewerbung nicht ablassen. Auch dies beweiset, daß Sie nicht wirklich lieben.“

„Das Ende wird es beweisen. Legen wir uns aus!“

Menil, welcher der Stärkere war, wollte diesen Vortheil geltend machen, Terzay aber, der gewandter war, sprang zurück und verwunderte sodann den Gegner am Arm. Der Ritter nahm den Degen in die linke Hand.

„Sie haben die Partie gewonnen,“ sagte er; „ich werde mich aber revanchiren.“

Da der Unwille darüber, sich besiegt zu sehen, zu dem physischen Schmerze hinzutrat, so schwur Menil, ehe er nach Hause zurück kam, wohl hundert Mal, nicht eher zu ruhen, bis er seinen Gegner umgebracht, und er dachte von nun an mehr an seine Rache als an seine Liebe.

2.

Die Wunde des Ritters war nicht gefährlich und heilte in weniger als acht Tagen zu. Da damals solche Duelle sehr häufig vorkamen, so hielt man es gar nicht für der Mühe werth, davon zu sprechen, wenn nicht Einer der Kämpfenden dabei auf dem Plage blieb. Der Verwundete hatte indeß Sorge getragen, den Vorfall bekannt werden zu lassen, damit Cäcilie erfahre, er habe sich für sie geschlagen. Freilich arbeitete er dadurch für seinen Nebenbuhler und in ihren Augen lag eine ungewöhnliche Theilnahme, als sie zum ersten Male wieder mit Terzay zusammenkam.

Eines Sonntags bei dem Herausgehen aus der Kirche erschienen die beiden Nebenbuhler gleichzeitig, um Cäcilien das Weihwasser zu reichen. Die Hände der beiden Herren streckten sich gleichzeitig aus, als hätten sie sich das Wort gegeben. Mit der Geistesgegenwart aber, die den Frauen eigenthümlich ist, sah Cäcilie sogleich ein, daß sie an dieser Stelle keinem einen Vorzug geben dürfe. Sie stellte sich deshalb, als bemerke sie den Dienst nicht, den man ihr erzeigen wollte, tauchte den Finger in das Weihwasser und ließ die beiden Nebenbuhler unbeachtet stehen.

„Hol' Sie der Teufel, Ritter!“ sprach der Marquis, als das Mädchen aus der Kirchenthüre hinaus war.

— „Ich wünsche Ihnen dasselbe.“

„Warum kümmern Sie sich um eine Person, die gar nicht auf Sie achtet, und drängen sich stets wie eine Fliege zwischen sie und mich?“

— „Wahrscheinlich will ich es, weil ich es thue. Bin ich eine Fliege, so sind Sie eine Hornisse.“

„Das muß ein Ende nehmen.“

— „Es ist dies auch meine Meinung.“

„Siehen wir?“

— „Gern.“

„Der Gottesacker da scheint sich recht wohl für unsern Zweck zu eignen.“

Dhne zu warten, bis die Leute, welche aus der Kirche kamen, sich zerstreut hatten, traten die beiden Nebenbuhler einander gegenüber. Menil bot diesmal seine ganze Fechtkunst auf. Der Kampf dauerte lange und Terzay, der aufgeregter war als sein Gegner, vergaß die Vorsicht. Er wurde leicht an der Seite verwundet und durch einen Stoß gegen alle Regel traf er seinen Gegner am Handgelenke.

„Verflucht!“ rief der Ritter; „wieder eine Kleinigkeit! Herr Marquis, ich verschiebe die Fortsetzung auf vierzehn Tage, dann aber mag es zu Pferde geschehen mit zwei Secundanten und mit Pistolen.“

— „Wie es Ihnen beliebt.“

Die Wunde, welche noch unbedeutender zu sein schien als die erste, hatte doch ernstere Folgen. Der Arm schwellte auf und Menil mußte unthätig bleiben. Am nächsten Sonntage warf Terzay, der diesmal keinen Nebenbuhler fand, in der Kirche dem Fräulein die zärtlichsten Blicke zu. Er fühlte ein leichtes Bittern in den Fingern seiner Schönen, als er ihr das Weihwasser reichte. Er zweifelte nun nicht mehr, daß er geliebt sei. Seine Leidenschaft wuchs nach der gewöhnlichen Regel; das Grüdchen im Kinn kam ihm fast gar nicht mehr aus dem Sinne, denn jene Thorheit, die man Liebe nennt, quält uns nie stärker, wie Montaigne sagt, als wenn sie an irgend einer Einzelheit eines schönen Gesichtes haftet.

Eines Morgens, als Terzay vor dem Wirthshause zum „Weißen Ochsen“ vorbeikam, rief ihm die Wirthin zu:

„Sind Sie denn nicht in Rosny, Herr Marquis? Man jagt dort diesen Morgen einen Hirsch und Sie würden den Herrn von Endreville sehen. Fräulein Cécilie ist nie schöner als auf ihrem kleinen Pferde mit ihren rothen Stiefelchen.“

— „Ich werde sogleich mich hinbegeben.“

Er gab wirklich seinem Pferde die Sporen und die Wirthin wünschte ihm glücklichen Erfolg. Er gelangte zu den Jägern, als man sich eben in den Wald begab, in welchem sich der Hirsch befand. Die erste Person, die er bemerkte, war Cécilie neben ihrem Vater. Er redete den wilden Alten artig an und sagte:

„Da das Fräulein, Ihre Tochter, die Jagd liebt, so gestatte ich Ihnen gern auch die Benutzung meines Reviers. Wir haben in Terzay einige Rehe, über die Sie verfügen können.“

— „Ich danke, Herr; meine Tochter liebt die Jagd nicht so sehr, als Sie es glauben und auch ich bin nur aus Geschäften hier.“

„Erlauben Sie mir wenigstens, dem Fräulein bisweilen meine Spielleute zu schicken?“

— „Das ziemt sich nicht und übrigens muß ich Ihnen sagen, daß wir beide verschiedene Wege gehen. Warum sind Sie nicht am Hofe, Herr Marquis? Der Mantel des kleinen Königs wird bald lang genug sein, daß er getragen werden kann, und das Amt eines Mantelträgers ist doch ein schönes Amt.“

„Wie es scheint so schön, daß es Neid erregt.“

— „Sie werden aber große Verantwortlichkeit haben. Wenn sich der König beim Ballspiele einen Schnupfen holt, wird man Sie beschuldigen, Sie hätten ihn nicht zu rechter Zeit eingehüllt.“

„Ich weiß es, daß ich überall Neckereien hören werde; in Verin dulde ich sie, um gute Nachbarschaft zu halten, am Hofe aber werde ich drein schlagen.“

Der Marquis entfernte sich, weil er fürchtete, selbst gegen seinen Willen in Streit zu gerathen mit dem Vater seiner Geliebten.

Die Fansaren kündigten eben an, daß der Hirsch aufgejagt sei, und im nächsten Augenblicke zerstreute sich die ungestüme Jugend in dem Walde. Die Grauköpfe und Politiker blieben allein zurück und in der Mitte derselben schien der Herr von Endreville sehr beschäftigt zu sein. Seine Tochter hielt sich in geringer Entfernung, vielleicht absichtlich. Terzay benutzte die Gelegenheit, um zu ihr zurückzukehren.

„Ich habe das Glück nicht, Ihrem Herrn Vater zu gefallen,“ sagte er zu ihr.

— „Der Anfang ist Ihnen allerdings nicht wohl geglückt; mein Vater ist rauh; verzeihen Sie ihm aber sein rauhes Wesen.“

„Ich muß die Hoffnung aufgeben, suche aber mit wahren Eifer seine Freundschaft als ein Mittel, dann auch die der Person zu gewinnen, die ich liebe und über die er verfügen kann.“

— „Ach!“ entgegnete das Mädchen hocherröthend, „das war allerdings der beste und ehrlichste Weg.“

„Die Abneigung des Herrn von Endreville nöthiget mich, einen entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Ich habe nur dafür zu sorgen, daß ich der gefalle, welche ich liebe, und werde sie dann ersuchen, mir seinen Haß, den ich nicht verdiene, bekämpfen zu helfen. Die Augenblicke sind kostbar. Sie kann mir schon jetzt sagen, ob sie meinen Plan billigt, ob die Liebe, die sie schon hundert Mal in meinen Augen bemerkt haben muß, sie unempfindlich gelassen und ob ich meine Gefühle ersticken muß, selbst auf die Gefahr hin, dabei zu Grunde zu gehen.“

Ein Verliebter weiß aus der Schamröthe und einzelnen Worten recht wohl die Wahrheit herauszufinden; aber die Gelegenheit war so lange schon herbei gewünscht worden, die Blicke waren seit langer Zeit den Worten vorausgeeilt, daß es nicht mehr bei jener stummen, wenn auch noch so beredten, Sprache bleiben konnte. Cécilie schlug die Augen auf, überwand ihre Verlegenheit und antwortete mit bebender Stimme, sie billige den Plan des Marquis und würde denselben von ganzem Her-

gen unterstützen. Allmählig schwand ihre Schüchternheit mehr und mehr und an die Stelle derselben trat die Vertraulichkeit.

„Verbergen Sie sich aber nicht,“ fuhr Cäcilie fort, „daß die Hindernisse groß sind. Mein Vater gehört zu der dem Hofe entgegenstehenden Partei. Der Bürgerkrieg wird uns auseinander reißen. Man sagt, der zu St. Germain unterzeichnete Friede würde nicht angenommen werden und man wolle den Abgeordneten des Parlaments die Thore von Paris verschließen.“

— „Sie zerreißen mir das Herz, indem Sie das Parlament und den Krieg zwischen Sie und mich stellen, denn ich kann nicht aufhören, der Königin treu zu sein.“

„Bewahren Sie diese Treue; sie ehrt Sie und Sie müssen dieselbe treu beobachten, damit man glauben kann.“

— „Daß ich auch Ihnen treu sei?“ unterbrach sie Terzay.

Der Marquis that darauf jene tausend Schwüre von Liebe und Treue, die nichts beweisen, außer daß das Herz in dem Augenblicke liebt, in welchem der Mund sie ausspricht. Cäcilie hörte ihn an, so lange er sprach, und aus ihren Augen glänzte Freude und Rührung.

„Sie müssen,“ entgegnete sie endlich, „aus dem Gedanken Hoffnung schöpfen, daß in dem Herzen meines Vaters die Liebe zu mir noch größer ist als sein Haß gegen den Hof. Vermeiden Sie seine Gegenwart und ertragen Sie seine Ausfälle mit Geduld, — aus Liebe zu mir. Das Klügste dürfte jetzt sein, die Jagd zu verlassen und nach Hause zurückzukehren.“

Terzay dachte nicht an das Gesprochene. Während man von der Klugheit, von der Zukunft, von zu überwindenden Schwierigkeiten sprach, wiederholte man auf hundertertei verschiedene Weise, daß man einander liebe und immer an einander denke.

Als der Herr von Endreville die politische Conferenz beendet hatte, wurde die der Liebenden auch getrennt. Terzay streifte mit der den Verliebten eigenthümlichen Unentschlossenheit noch eine Zeit lang um seine Geliebte umher und suchte nach einer zweiten Gelegenheit, die sich nicht finden wollte. Ein Gespräch zwischen zwei Unbekannten riß ihn endlich aus seinem Sinnen.

„Das ist ein kühner Anschlag,“ sagte der Eine, „den der Endreville gegen die Königin entworfen hat.“

— „Der Herr von Menil soll auch von der Partie sein; wir legen den Weg einzeln zurück; der aber, welcher sich erst diesen Morgen der Fronde angeschlossen hat, wird den Chef begleiten.“

„Es liegt gewiß eine Heirath mit dem Fräulein im Hintergrunde.“

— „Das könnte wohl möglich sein.“

Aus noch andern Worten, die er zufällig vernahm, schloß der Marquis, daß diese Jagd der Deckmantel einer Verschwörung sei. Das, was man von Menil sprach, hätte ihn vielleicht besorgt gemacht, wenn er nicht kurz vorher von Cäcilien selbst

das Geständniß erhalten, daß sie ihn liebe. Er besaß überdies zu viel Selbstvertrauen, als daß er hätte eifersüchtig sein können, kehrte deshalb ganz vergnügt zurück, blos mit seiner Liebe beschäftigt, ohne sich um die Tagesneuigkeiten zu kümmern. Abends brachte ihm ein Bote des Ritters Menil einen Brief folgenden Inhaltes:

„Herr Marquis,

„Ich habe nicht vergessen, daß wir in den nächsten vierzehn Tagen wieder einander entgegnetreten sollten. Eine wichtige Reise nöthiget mich aber, Sie um einen Aufschub zu ersuchen. Ich wünsche von Herzen, Ihnen die beiden Degenwunden zurückzugeben, die ich Ihnen schuldig bin, und hoffe, Sie werden durch das Warten nichts einbüßen. Sie hatten übrigens ganz recht, als Sie das Uebereinkommen zurückwiesen, das ich Ihnen vorschlug. Es würde jetzt mit Ihnen sehr schlecht stehen, das heißt, es ist eine vortheilhafte Aenderung eingetreten in den Angelegenheiten Ihres ergebensten Dieners und Nachbars.“

Der Marquis antwortete sogleich:

„Herr Ritter,

„Unsere Sache hat keine Eile. Sie werden mich zu jeder Zeit eben so bereit finden wie jetzt. Was Ihre Herzensangelegenheiten betrifft, so wünsche ich Ihnen zu der vortheilhaften Veränderung Glück und bin überzeugt, daß Sie sich gleichfalls freuen werden, zu erfahren, daß auch eine sehr vortheilhafte Veränderung eingetreten ist in denen Ihres ergebensten Nachbars und Dieners.“

Nach dem Lese dieser Antwort machte die triumphirende Anzeige Menils dem Marquis eben keine Sorge. Indes bemühte er sich doch, zu seiner Schönen zu gelangen. Der Sonntag war noch fern und die Blicke in der Messe gnügten seinen Wünschen nicht. Plötzlich meinte er, das einfachste Mittel sei, den Hut zu nehmen, das Pferd zu besteigen und sich zu ihr zu begeben. Dies that er denn auch. Die Nacht war finster und die Luft lau. Der Marquis ritt also mit einem erprobten Diener in den Wald hinein, entschlossen, jedes Abenteuer zu bestehen.

Eine Viertelstunde von Endreville überließ Terzay die Pferde seinem Diener, um allein nach dem Schlosse zu gehen. Mit seinen jungen Beinen hatte er die Einzäunungen bald überstiegen und gelangte bis an den Fuß der Mauern. Ueberall herrschte eine tiefe Stille. Die alte Bauart des Schlosses und die schlechte Unterhaltung desselben, sein phantastisches Aussehen zu dieser Zeit in der Nacht, der Epheu, welcher die Mauern umzog, das Brombeergebüsch, das den Zugang wehrte, gaben ihm eine Aehnlichkeit mit jenen Spukschlossern, von denen sich in den alten Rittergedichten so ausführliche Schilderungen befinden. Es lag nur an unserm Helden, sich für einen irrenden Ritter der alten Zeit zu halten, den das Schicksal daher geführt, um eine Schöne zu befreien, aber es lag in ihm kein poetisch-phantastisches Gefühl.

(Fortsetzung folgt.)



Der Marquis von Terzay.

Novelle von Paul v. Musset.

(Fortsetzung.)

Daß Terzay sich die Zeit nicht nahm, das alte Schloß zu betrachten, wird man wohl glauben; er suchte vielmehr einen Punkt, von dem aus er in das Zimmer hinein sehen konnte. Ein Kastanienbaum schien sich trefflich dazu zu eignen; der Marquis stieg also auf denselben und setzte sich auf einen Ast, von wo aus er in ein Zimmer blicken konnte.

Cécilie saß vor einem Tischchen und schrieb, was ihr Vater, der in dem Zimmer auf und abging, ihr dictirte. Der Herr von Endreville strich bisweilen mit der Hand über den Bart und blieb vor seiner Tochter mit übereinander geschlagenen Armen stehen. Endlich öffnete er auch das Fenster, so daß unser Held das Ende des politischen Schreibens hören konnte, welches das weiße Händchen seiner Geliebten auf das Papier übertrug.

„Wo bist Du, Cécilie?“ fragte der Alte.

— „Ich habe keine einzige abschlägige Antwort erhalten.“

„. . . Antwort erhalten. Sie können dem Herrn Coadjutor die binnen hier und drei Tagen bevorstehende Ankunft der achtzig Herren aus Verin anzeigen. Sie sind alle reich, mit Waffen, Pferden und Dienern gut versehen und werden sich in dem erzbischöflichen Palaste einfinden, ohne daß es eine Dublone kostet. Man braucht nur für ihr Unterkommen in der Nähe der Notre Dame zu sorgen. Der Sammelplatz ist Mantes, wo wir morgen rasten und vierundzwanzig Stunden bleiben werden, um den Nachkommenden Zeit zu lassen, sich uns anzuschließen. Ich weiß aus guter Quelle, daß man den kleinen König täglich mit einer schwachen Begleitung in dem Walde von St. Germain spazieren führt. Ist der Herr Coadjutor derselben Meinung, so begeben wir uns zur Zeit dieser Promenade in den Wald und ich übernehme die Verpflichtung, wenn nicht ein unvorhergesehenes Hinderniß eintritt, mit meinen Leuten die Prinzen zu entführen und diese kostbaren Geiseln in das Dunkel der Thürme der Kathedrale zu bringen. Dadurch wird sich die Weigerung der Königin aufheben, ihren Sohn nach Paris zurück zu führen. Der Herr Coadjutor wird dann in seiner

Weisheit entscheiden, ob er der Protector Frankreichs werden will, wie Lord Cromwell der Protector Englands ist. Da ich indes die Pläne des Coadjutors nicht hinreichend kenne, um zu wissen, ob er diese Entführung billigen wird, so ersuche ich ihn, mir nach Mantes einen Courier zu schicken und mir seine Willensmeinung anzuzeigen. . . .“

An dieser Stelle nahm der Herr von Endreville die Feder, um das Uebrige selbst zu schreiben. Aus dem Vorhergehenden kann man abnehmen, daß das Nachfolgende irgend eine zu gräßliche Andeutung enthielt, als daß er sie seiner Tochter mittheilen wollte. Terzay hätte in seiner Entrüstung den alten Herrn vielleicht von dem Baume herab angeredet, wenn ihn nicht die Gegenwart der Geliebten erinnert hätte, daß er nicht der Politik wegen gekommen. Seine Liebe stand über dem Interesse der Königin, ob er sich gleich vornahm, den abscheulichen Plan zu verhindern, von dem er so unerwartet Kenntniß erhielt. Cécilie schien sehr ergriffen zu sein.

„Wir werden also morgen abreisen?“ fragte sie ihren Vater.

— „Um acht Uhr früh müssen wir zu Pferde sitzen; triff also Deine Vorbereitungen noch heute. Mit Tagesanbruch wird ein Wagen nach Mantes abgehen.“

„Warum erhalte ich aber so spät Nachricht von diesem Plane?“

— „Du brauchtest ihn nicht zu kennen.“

Cécilie wagte es nicht, etwas gegen den Plan der Entführung des Königs zu sagen. In ihrer Angst trat sie auf den Balcon, um frische Luft zu schöpfen. Die Mädchen erwarteten immer, den Liebhaber aus der Erde auf- oder von dem Himmel herunter an ihre Seite steigen zu sehen, und als Terzay Cécilien recht geschickt einen kleinen Zweig zuwarf, der auf ihr Kleid fiel, errieth sie sogleich, wer da versteckt sein möchte. Man schloß eilig das Fenster, doch nicht ohne durch das Taschentuch ein Zeichen zu geben, daß man gar nicht erzürnt sei und später wiederkommen würde.

Als der Brief beendet war, übergab ihn der Vater selbst dem Diener, der denselben forttragen sollte. Cécilie erschien sogleich in dem Hofe und rief den Marquis, der schnell von dem Baume herunterkletterte.

„Sie haben wahrscheinlich Alles gehört,“ sagte sie zu ihm; „eilen Sie nach St. Germain und retten Sie den König.“

— „Dazu wird erst morgen Zeit sein. Ich kam, um von meiner Liebe zu sprechen.“

„Das Nützlichste und Nöthigste ist, zu verhindern, daß mein Vater ein großes Verbrechen begehe.“

— „Er soll es nicht begehen, dafür verbürge ich mich. Bedenken Sie, daß wir uns trennen müssen, daß Sie diese Gegend verlassen. Können Sie mich nicht bis morgen früh hier behalten?“

„Bedenken Sie, daß ich Ihnen wegen Ihrer Unvorsichtigkeit zümen würde, wenn der Zufall Sie nicht zu recht geeigneter Zeit hergeführt hätte. Ich liebe Sie und Sie wissen es. Das ist die Hauptsache. Halten Sie sich nicht bei Kleinigkeiten auf. Gehorchen Sie mir, fliegen Sie nach St. Germain, eilen Sie zur Königin und geben Sie nicht zu, daß man den Prinzen in den Wald führe.“

— „Sie denken immer nur an den Prinzen und haben auch nicht ein Wort des Trostes für mich in dem jekigen Augenblicke, in dem ich Sie verliere.“

Das Mädchen reichte ihm die Hand und ließ sich, ohne der Terzay's zu widerstehen, der sie an sich zog, einen Kuß nehmen, den er wohl verdient hatte.

„Welche Schuld würden Sie auf sich laden, wenn Sie mich nun vergäßen!“ sprach sie dabei.

— „Der Himmel strafe mich, wenn ich Sie jemals vergesse!“

Man hörte die Stimme des alten Herrn, der seine Tochter rief. Cécilie entschlüpfte deshalb und Terzay kehrte nach seiner Wohnung zurück.

Am nächsten Tage reisete der Marquis, versehen mit seinen besten Waffen und begleitet von vier Lakaien auf trefflichen Pferden, nach St. Germain ab. Der Herr von Endreville war wahrscheinlich noch vor der von ihm festgesetzten Zeit aufgebrochen, denn Terzay traf ihn in der Gegend von Rosny. Menil, der ihn begleitete, hielt sich immer neben Cécilien und auf seinem Gesichte strahlte die Freude des Triumphs, als er seinen Nebenbuhler ceremoniös grüßte und dann in starkem Trabe weiter reiten sah. In Mantes, wo Terzay seinem Pferde Ruhe gönnte, begegnete er vielen Personen, die, wie er wusste, sich zur Fronde bekannten und ganz zum Kriege gerüstet zu sein schienen. Es herrschte in der Stadt eine auffallende Lebendigkeit. Die Ställe waren voll und in den Sälen der Wirthshäuser kirkten überall Sporen. Die Bürger standen in den Thüren ihrer Häuser und die Kinder liefen den Rittern gaffend nach.

Unser Held setzte rasch seinen Weg fort und kam gegen Mittag in St. Germain an. Der Herzog von Aumont war ein Freund seines Vaters gewesen und sobald Terzay ihm den Zweck seiner Reise mitgetheilt hatte, rief der Herzog, das treffe sich herrlich. Auch nahm er unsern Marquis sogleich am Arme und führte ihn in das Cabinet des Ministers.

„Der junge Herr da,“ sagte er beim Eintreten, „bringt

Er. Eminenz eine fertige Antwort für die Herren vom Parlemeute. Er hat ein Complot entdeckt, den König während seiner Morgenpromenade zu entführen.“

— „Recht gut!“ antwortete der Cardinal; „erzählen Sie mir, was Sie wissen, junger Freund, geben Sie alle Details an und alle Namen, damit man die Sache nicht läugnen kann.“

Terzay erzählte sein Abenteuer klar und umständlich und sprach von dem Briefe an den Coadjutor, milderte aber die Ausdrücke ein wenig, um den Herrn von Endreville zu schonen. Er nannte alle Verschworenen, die er in Mantes versammelt gesehen hatte, ohne den Herrn von Menil zu vergessen, bat aber den Cardinal, ihn nicht zu zwingen, den Vater seiner Geliebten anzuklagen, und versicherte, er würde alles aufbieten, um ihn wieder auf den rechten Weg zu führen.

„Wir wollen Ihnen diesen überlassen wegen des Dienstes, den Sie uns leisten,“ entgegnete der Cardinal, „obwohl er der Schutdigste von Allen ist. Ich werde mit der Königin darüber sprechen. Der Herr von Aumont wird Sie noch diesen Abend vorstellen, damit sie Ihnen danken kann.“

Der Marquis, welcher sich in das Zimmer des Gardecapitains zurückgezogen hatte, sah die Abgeordneten des Parlamentes eintreten. Die Conferenz dauerte nicht lange. Gleich nach Beendigung derselben wurde Befehl gegeben, zu Pferde zu steigen und die Equipagen bereit zu halten. Der Hof verließ St. Germain. Aumont sorgte dafür, Terzay auf die Bortreppe zu stellen, auf welcher die Königin herabkommen mußte. Die Escorte und die Wagen kamen bald an, die Thüren öffneten sich und die Regentin erschien mit ihren Kindern an der Hand.

„Meine Herren Abgeordneten,“ sagte die Majestät, „wenn die Stadt Paris so sehr wünscht, den König wieder zu sehen, so möge sie aus ihren Mauern die Verräther vertreiben, die noch nach Unterzeichnung des Friedens conspiriren. Das ist mein letztes Wort.“

— „Das Complot geht nicht von Paris aus, Madame, und Ihre gute Stadt verläugnet die Urheber desselben,“ sprach eine Stimme in der Gruppe der Schwarzröcke.

„Wir reisen nach Compiègne, meine Herren. Der König darf da nicht bleiben, wo er nicht die Oberhand hat.“

Anna von Oesterreich schritt mit majestätischer Haltung durch die Vorhalle. Trotz ihren fünf und vierzig Jahren war sie noch schön; ihre Aufregung erhöhte in ihren kräftigen Zügen die königliche Majestät. Die Augen unseres Helden wurden davon geblendet; sein Herz schlug rascher als gewöhnlich bei dem Gedanken, mit der stolzen Dame zu sprechen, welche drei Kronen trug. Das adelige Blut des alten Marquis seines Vaters regte sich indeß und eine innere Stimme rief ihm zu, daß er hier auf seinem Gebiete sei, daß er sich als Mann von Stande, als treuen, klugen und muthigen Diener zeigen müsse. Der Herzog von Aumont rief ihn und sagte, während er ihm eine Hand auf die Achsel legte, zu der Königin:

„Ich stelle Ihnen meinen Schützling vor.“

— „Der Herr von Terzay ist uns nicht unbekannt,“ sprach

Anna von Oesterreich wohlwollend. „Er hat seinen bestimmten Platz in dem Haushalte des Königs. In der jetzigen unglücklichen Zeit, in welcher man die treuen Unterthanen zählen kann, sehen wir mit Vergnügen einen mehr ankommen. Sie können uns nach Compiègne begleiten, dort werden wir mit Muße über den Dienst sprechen können, den Sie uns geleistet haben, denn dort werden wir Herrin sein.“

„Ich kann mir nicht denken,“ entgegnete Terzay, „daß Ew. Majestät an irgend einem Orte im Lande nicht Herrin und Gebieterin wären. Es würde, glaube ich, leicht sein, nach Paris zu gehen.“

— „Das Hineinkommen ist allerdings leicht, da man uns dahin beruft und der Friede angenommen ist; aber man muß auch sicher vor Beleidigungen sein und, wie ich schon sagte, die Oberhand haben.“

„Die Oberhand hat der, welcher sie nimmt, und wenn Ew. Majestät sie haben wollen, wird ein Wort aus Ihrem Munde genügen.“

— „Und welches wäre dieses Wort?“ fragte die Königin; „nennen Sie es mir und ich will es aussprechen.“

„Es heißt: ich will, und ich ersuche alle die, welche mich lieben, so zu handeln, daß es bald geschehe.“

— „So gebe ich Ihnen diesen Befehl. Gewinnen Sie die Oberhand.“

„Binnen acht Tagen werde ich sie haben.“

Die Königin und Aumont sahen einander lachend an.

— „Er wird sie unzweifelhaft erhalten,“ sprach der alte Herzog.

Anna von Oesterreich lächelte Terzay zu und stieg in den Wagen.

„Ihr Schützling,“ sagte sie, „hat ganz das Aussehen, als müsse ihm Alles gelingen, was er unternimmt. Solche Männer brauchen wir. Er ist einer der schönsten jungen Männer, die ich jemals gesehen habe.“

Die Augen der Majestät suchten unsern Marquis und als sie ihn gefunden, lächelten sie ihn noch viel freundlicher an. Anna von Oesterreich war sehr kokett; sie benahm sich als hübsche Frau bis in ihr vorgerücktes Alter, wie es bei Personen nicht selten der Fall ist, die durch ihre Stellung mehr als durch ihre Natur bewahrt werden. Noch in dem Augenblicke, als der Wagen abfuhr, rief sie: „Herr von Terzay!“

Der Marquis trat mit dem Hute in der Hand vor.

„Was wollte ich Ihnen doch sagen?“ sprach die Königin leise mit einem Blicke gen Himmel, indem sie ihre wirklich selten schöne Hand auf den Wagenschlag legte. Nachdem sie ein wenig nachgedacht, setzte sie hinzu:

„Verständigen Sie sich in Paris mit den Herren v. Bouville und v. Candale, die Ihnen wohl beistehen werden. Ihr Plan gefällt mir sehr.“

— „Es wäre schon viel, wenn er Ew. Majestät nur unterhielte.“

„Der Herr Herzog wird mir weiter davon erzählen.“

Auf einen Wink der Königin gab der Capitain der Gardien das Zeichen zur Abfahrt. Zwei Stunden später kam Terzay in der Hauptstadt an und als er die tumultuösen Straßen sah, aus denen das aufrührerische Volk den Hof vertrieben hatte, sprach er bei sich: „hier muß man von sich reden machen, nicht im Verin.“

3.

Die drei letzten Jahre der Fronde sind sicherlich die ereignisreichsten, welche die französische Geschichte kennt. Jeden Morgen wurde um die Gewalt gewürfelt. Alles, was zwischen der Königin und dem Volke stand, die es beide ehrlich meinten, die erste in ihrem hartnäckigen Eigensinne, den Cardinal zu halten, das letztere in seinem Haffe gegen Mazarin, bestand aus Ehrgeizigen, die ihre Leidenschaften unter der Maske des Eifers für die Interessen des Königs oder das Unglück der armen Leute verhüllten. Man stellte sich erzürnter gegen den Hof, als man wirklich war, um am Tage der Ausöhnung günstigere Bedingungen zu erlangen. Das war der geheime Grund der meisten Streitigkeiten. Das Parlement begünstigte diese Intriguen, während es seine unterthänigen Vorstellungen verwarf und hartnäckig die Steuern verweigerte. Hätte die Königin Alle zufrieden stellen wollen, als die Ansprüche keine Grenzen mehr kannten, so würden die Schätze beider Indien nicht hingereicht haben zum Bau der goldenen Brücken, auf denen man zurückkehren wollte. Nach dem Ende der Belagerung und dem Friedensschlusse von Ruel errieth man leicht, daß eine neue Fronde sich bald auf den Trümmern der ersten bilden würde.

Der Cardinal von Retz sagt in seinen Denkwürdigkeiten nicht, daß er bei der Vertreibung Mazarins den Wunsch gehabt, den König unter Vormundschaft zu stellen und den Platz Richelieus einzunehmen; er war aber in der Verschwörungs- und Volksaufwiegelungskunst vollendeter Meister. Auch würde der Coadjutor ohne Zweifel gesiegt haben, hätte nicht die Unentschlossenheit Monsieurs die Hälfte seiner Bemühungen nutzlos gemacht und der große Condé ihm das Gegengewicht gehalten.

Der Herzog von Beaufort, der zwar unaufhörlich sagte, er würde seinen Weg gerade aus nehmen, war der einzige unter den Leitern der Kabale, der nicht wußte, was er eigentlich wollte. Wegen seines blonden Haares, wegen des Blutes seines Großvaters Heinrich IV. und seines ritterlichen Aeußern verehrten ihn die Haringeweiber sehr. Er brauchte sich nur zu zeigen, um die Hallen in Aufruhr zu bringen; aber der Coadjutor führte ihn an der Nase herum und der junge Prinz war der beste Diener im erzbischöflichen Palaste, während er sich selbst für gefürchtet und unabhängig hielt.

Monsieur, Gaston von Orleans, der geistreiche, Fabalenfuchtige Mann, eignete sich ebensowenig zur Faction als zur Regierung. Der Coadjutor macht ihm bittere Vorwürfe darüber, daß er sich nie zu etwas habe entschließen können.

Auch die Damen nahmen einen bedeutenden Antheil an den

Intriguen und wenn sie zur Unordnung treiben, wissen sie Verwirrung vortreflich herbeizuführen. Mlle. von Chevreuse, die in Paris angekommen war, liebte den Coadjutor; sie war die Richtige von Madame und verständigte sich mit dieser, um Monsieur beizubringen, was man im erzbischöflichen Palaste wünsche. Die Frau von Recurreur, eine Verwandte des Herrn von Condi, wußte Alles, was man am Hofe sprach. Die Frau v. Montbazon, die sehr schön und galant war, zählte Anbeter in allen Parteien. Sie beherrschte den Herzog von Beaufort und man streift sich um die Ehre, durch sie jenen Prinzen zu leiten. Der Marschall Albret, dessen Huldigungen sie annahm, versprach sie Mazarin; Vigneul, den sie liebte, vermochte nicht, sie zur Partei Condés hinzuziehen; der Coadjutor hielt sie bei der Fronde. Die Frau v. Longueville war von dem Schauplatze verschwunden, nachdem sie in der ersten Reihe glänzt hatte. Sie begab sich auf das Land, mehr um nicht in das Haus ihres Gemahls zurückkehren zu müssen, als aus Besorgniß vor der Rache der Königin.

Was den Prinzen von Condé betrifft, so werden wir von ihm so viel zu sprechen haben, daß wir über ihn voraus nichts zu sagen brauchen, da Terzay sein Vertrauter und sein Opfer wurde.

Als unser Held auf dem Schauplatze des Krieges und der Rabalen ankam, wollte er sich daselbst zuerst bekannt machen. Die große Geldsumme, die er mit nach Paris gebracht hatte, machte es ihm möglich, da die Rolle zu spielen, die er wünschte. Er miethete ein Haus, als bei dem ersten Traiteur bis er sich selbst einen Koch angenommen haben würde, und kam mit Candale und Montmorenci-Boutteville überein, daß man sich vereinigen und vielleicht zu Dreißigen in dem Garten der Tuilerien erscheinen wolle.

Seit der Entfernung des Hofes hatten die Bürger diese Promenade inne. Sobald sie aber in der Ferne die Federhüte sahen, überließen sie die großen Alleen den vornehmen Herren, die wie Eroberer von dem Raume Besitz nahmen. Sie schwagten und lachten ganz laut. Die Diener erneuerten zugleich mit ihren Herren frühere Bekanntschaften und so entstand Lärm genug, um Neugierige anzulocken. Man begab sich auf den Wall am Ende des Gartens, wo sich der berühmte Traiteur Renard befand, speisete im Freien und trank besonders viel.

Da viele Personen nach Paris zurückkamen, so wuchs die Gesellschaft alle Tage um etwa zehn Edelleute, so daß sie bald über hundert zählten. Man nahm Musiker und Sänger an. Das Volk blieb an dem Walle stehen, um die Musik anzuhören; auch die Damen fingen an, ihre Promenaden nach den Tuilerien zu verlegen. Renard machte sein Glück dabei und wollte Niemanden mehr bedienen als den Marquis von Terzay und dessen Freunde. Im Theater des Marais füllte diese Gesellschaft einen großen Theil der Logen.

Alles, was die Fronde in Verlegenheit bringen oder demü-

thigen konnte, war der Königin so angenehm, daß sie über die Kühnheit und die Erfolge Terzays große Freude empfand.

Der Cardinal fand, daß diese Thorheiten eine Wichtigkeit erlangten und ein empfindlicher Streich für die Rebellen wurden. Man scherzte in Compiègne über die Frondeurs, die sich aus ihren Häusern nicht heraus wagten, und bildete sich wohl sogar ein, sie wagten sich gar nicht wieder hervor, das Parlament sei besänftiget, das Volk entmuthiget, der Herzog von Beaufort der Lächerlichkeit verfallen und der Coadjutor ohnmächtig geworden. Die Rückkehr des Prinzen von Condé nach Paris schien diesen Ideen einen Anschein von Wahrheit zu geben und der Name desselben allein hinzureichen, um den Aufbruch überall, wo er sich zeigen möchte, zu zügeln. Die glänzendste Hälfte der Jugend hatte sich ihm ergeben und dieses reiche und abenteuersüchtige Gefolge stieg auf mehr denn vierhundert Edelleute, die ihn im Triumph begleiteten.

Terzay bildete sich nicht ein, ein tief sinniger Staatsmann zu sein. Er theilte das Vertrauen des Hofes und wartete nur, daß die Partei der Fronde jede Hoffnung verloren haben würde, um dem Vater seiner Geliebten die Verzeihung der Königin auszuwirken und Cäcilien eine ihrer würdige Stellung bei der Majestät zu verschaffen. Ein Briefchen, das er zu Hause fand, zeigte ihm indes an, daß er noch nicht da stand, wo er zu stehen glaubte.

„Herr Marquis,“ schrieb man ihm, „Ihr Name hat in kurzer Zeit Aufsehen erregt. Ich freue mich der Gunst, die Ihnen Ihre hohe Beschützerin gewährt; aber Sie stehen an dem Rande eines Abgrundes. Es ist gestern bei dem Coadjutor von Ihnen gesprochen worden. Man berieth sich, ob man Sie und Ihre Freunde ermorden solle. Gehen Sie nicht mehr in die Versammlungen, welche die Mitglieder der Fronde reizen. Sie ahnen die Macht derselben nicht. Ich sehe sie in der Nähe und weiß, daß sie mit einem Worte das Volk zum Aufstande bringen können. Die Person, welche Ihnen diesen Rath giebt, ist zwar nicht Königin von Frankreich, würde sich aber ein Gewissen daraus machen, Sie in Gefahr stürzen zu lassen.“

Obgleich der Brief keine Unterschrift hatte, so errieth Terzay doch, daß er von Cäcilien sei. Der Schein von Eifersucht, der sich in den letzten Worten aussprach, setzte ihn eben so sehr in Verlegenheit, als er Freude in ihm erregte, denn er fühlte wohl, daß der Ehrgeiz sein Herz zum Nachtheile der Liebe beschäftigt hatte. Er küßte das Papier, steckte es in die Tasche, dachte an alle Reize Cäcilien's und wurde recht traurig, als er die glückliche Entwicklung, die er für so nahe gehalten hatte, sich weit in dem Dunkel der Zukunft verlieren sah.

(Fortsetzung folgt.)



Der Marquis von Terzay.

Novelle von Paul v. Musset.

(Fortsetzung.)

„Erklären Sie der Königin Ihre Liebe,“ empfahl der Prinz Condé dem Marquis von Terzay weiter. „Man wird Ihnen diese Keckheit verzeihen, man wird darüber nachdenken und es muß zu einer Niederlage des Italieners führen, die Sache mag für Sie endigen, wie sie will. Unterdeß trete auch ich hervor und wenn man mir nur erst erlaubt hat, den Minister zu entfernen, soll er sicherlich nicht wieder zurückkehren, das verspreche ich Ihnen. Die Volksunruhen werden aufhören. Ich begeben mich zu der Armee und Sie folgen mir dahin, wenn Ihre Liebenschaft nicht von langer Dauer sein sollte. Nimmt dagegen die Königin Sie zu sich, so wird Ihre Stellung von der Art sein, daß Sie nichts weiter wünschen. Ihre Maj. ist noch schön.“

— „Gewiß sehr schön, aber noch hält mich ein Umstand zurück. Ich habe mein Herz bereits einem Mädchen gegeben und ihr Treue geschworen.“

„Ich will ja auch nicht, daß Sie die Königin-Wittve heirathen sollen. Zu dem Mädchen kehren Sie später zurück. Die Königin geht dem Mädchen vor und Ihre Geliebte erfährt gar nichts davon; sollte es doch zu ihrer Kenntniß kommen, so wird sie wohl einsehen, daß Sie nicht anders handeln konnten.“

Unter solchem Gespräche gelangten sie in dem Palaste Condé's an. Eine Anzahl Menschen war da versammelt und schrie: „es lebe Sr. Hoheit! Nieder mit Mazarin!“ Der Prinz aber nahm eine schreckliche Miene an, wendete sich an das Volk und rief: „Denkt Ihr denn, daß solche Menschen wie Ihr etwas über meinen Willen vermögen? Ich gebe Euch fünf Minuten Zeit zum Fortgehen. Bleibt Ihr darüber, so lasse ich Euch alle, wie Ihr da seid, hier an dem Gitter aufknüpfen. Ich habe, müßt Ihr wissen, während der Blockade nur von Pariser Bürger-Ohren gelebt; die Eurigen aber sollen meinen Hundenvorgeworfen werden, wenn Ihr mich aufbringt. Diejenigen, welche Euch zu solchen Ausläufen treiben, wollen Euch betrügen. Pakt Euch nach Hause und erzürnt mich nicht mehr.“

In einem Augenblicke hatte sich die Menge verlaufen.

„Sie sehen, Terzay,“ sagte der Prinz darauf zu seinem Begleiter, „daß ich nicht den Beifall des Volkes suche, doch werde

ich es eher zufrieden stellen, da seine Ansichten mit den meinigen übereinstimmen. Ueberlegen Sie unsern Plan und kommen Sie heute Abend mit einem guten Entschlusse wieder.“

Unser Held verließ den Prinzen an den Stufen des Palastes und begab sich in den Garten von Luxemburg, der dem Publicum geöffnet war. Er schwankte in der Unentschlossenheit hin und her, welche die Augenblicke der Ruhe stört, bevor man sich zu irgend einem unklugen Schritte entschließt. Das, was man ihm rieth, war allerdings ernsthaft. Dem Cardinal von Richelieu war es früher inmitten seiner Macht mißglückt; Buckingham aber war glücklicher gewesen, weil er jung und lebenswürdig war, und Terzay fühlte, daß er die Vorzüge Buckinghams auch besitze. Was die Augen der Königin aussprachen, konnte nicht zweifelhaft sein. Der Prinz hatte es ja sogar bemerkt. Er hielt es so gewiß für eine ausgemachte Sache, daß er sogar den Plan zu einer Regierungsveränderung darauf baute. Die Liebe einer noch schönen Königin, die durch ihre spanische Lebendigkeit schon so vielen großen Herren die Köpfe verdrehet hatte, war für die Eitelkeit eines jungen Mannes gewiß eine verführerische Lockung. Wenn es kühn war, einer so hochgestellten Dame seine Liebe zu erklären, so mußte sicherlich auch der Mann, der einer günstigen Antwort sicher ist und das nicht verlangt, was man ihm so gern geben möchte, eine lächerliche Rolle spielen. Je mehr die Eitelkeit Terzays Boden gewann, um so mehr zog sich die Liebe zu Cäcilien zurück. Das Bild dieses lebenswürdigen Mädchens hüllte sich in Nebel und das der Königin erschien vor ihm in majestätischem Glanze. Unser junger Held war um Entschuldigungen für seine Untreue nicht verlegen. Er redete sich ein, eine Hofintrigue könnte kein Hinderniß seiner Verheirathung sein und das zukünftige Glück dürfe den Genuß des Augenblickes nicht stören. Terzay baute sich die schönsten Luftschlösser. Er sah sich schon an der Spitze der Regierung, indem er den Willen der Königin lenkte. Wenn dann der König mündig geworden, wollte er zu Cäcilien zurückkehren. Nachdem er so alles zwanzig Male überdacht hatte, hielt es unser Held endlich für feig, noch länger zu schwanken. Er richtete den Kopf empor, stemmte die Hand auf die Hüfte und schritt so sichern Trittes durch die Höfe des Palastes Condé.

„Nun, Terzay,“ redete ihn der Prinz an, „wozu haben Sie sich entschlossen?“

— „Ich ergebe mich ganz Ew. Hoheit.“

„Daran erkenne ich, daß Sie den Umständen gewachsen sind. Sehen Sie sich daher an diesen Tisch und schreiben Sie ein Briefchen an die Königin; dann wollen wir überlegen, wie wir es noch diesen Abend in ihre Hände bringen. Fassen Sie Ihre Liebeserklärung galant, ohne zu große Demuth. Auch unter dem Purpur ist eine Frau so schwach als jede andere und übrigens verspreche ich Ihnen, Verzeihung für Sie zu erlangen, wenn sie es übel aufnehmen sollte.“

Terzay nahm die Feder und warf ohne langes Zögern folgende Zeilen auf das Papier:

„Madame“

„Sein Leben für Ew. Majestät zu wagen, ist eine Handlung, die ihren Lohn schon in sich trägt, ich bin stolz darauf, dieses Glück gefunden zu haben; aber die Schwerdter Ihrer Feinde haben mir minder schmerzende Wunden geschlagen als die Pfeile, die aus Ihren schönen Augen flogen. Kaum von den erstern genesen, muß ich den letztern erliegen, wenn Ihr Herz nicht Mitleid mit mir hat. Ich erkenne recht wohl mein thörichtes Verlangen, vermag aber dem Oranzen nicht zu widerstehen, der mich zu Ihnen treibt. Weder die hohe Achtung gegen Ew. Majestät, von der ich durchdrungen bin, noch die Größe Ihres Namens, noch die Besorgniß, Ihren Zorn zu verdienen, vermögen mich zurückzuhalten. Dieser Zorn wird mir minder schrecklich sein als es die Ungewißheit ist, in welcher ich schweben, und was kummert mich mein Geschick, wenn ich das Unglück habe, Ihnen zu mißfallen! Ich beschwöre Ew. Majestät wohl zu bedenken, wie grausam es sein würde, sollte ich in der Gewogenheit, mit welcher Sie mich beehrten, die Quelle des größten Ungemaches in meinem Leben finden. Mit einem einzigen Worte können Sie mich zu dem glücklichsten oder dem unglücklichsten Sterblichen machen und in der Erwartung dieses Wortes zählt jeden Augenblick der getreue und zitternde Unterthan Ew. Majestät

„Terzay.“

Der Prinz fand dieses Schreiben dem herrschenden Geschmacks entsprechend und da die Stunde des Cercles nahte, fuhr man nach dem Palais Royal in der Absicht, das Briefchen der Königin durch eine ihrer Damen übergeben zu lassen. Damit es nicht scheine, als habe der Prinz Antheil an diesem Unternehmen, sollte Terzay sich unter die Herren des Gefolges mischen und den ganzen Abend hindurch dem Prinzen sich nicht nähern.

Der Cercle der Königin war sehr bewegt. Courriere von Bordeaux hatten schlimme Nachrichten überbracht. Die ganze Guienne hatte die Waffen gegen den Herrn von Epemon ergriffen, dessen Tyranni und Mangel an Einsicht das Volk hundert Mal gereizt hatten. Die Königin und der Cardinal, welche in dem Wesen des Prinzen eine große Veränderung bemerkten, meinten, er habe jene Unruhen angeregt, und empfingen ihn deshalb mit auffallender Kälte. Anna von Oesterreich wußte nie zu verheimlichen, was sie auf dem Herzen hatte, und konnte dem Wunsche nicht widerstehen, ihrem Unwillen Luft zu machen.

„Herr Better,“ sagte sie, „wir werden bei dieser Vermehrung der Sorgen doch den Trost haben, daß sie von Ihnen nicht minder empfunden werden als von uns.“

— „Man muthmaßt hier,“ antwortete der Prinz, „ich unterstüge die Rebellen. Ich bin also ein großer Thor, daß ich es nicht thue.“

„Verlangen Sie nicht zu viel von dem Prinzen,“ fiel der Cardinal ein. „Er hat sich seinem Bruder Conti und seiner Schwester wieder genähert, von denen ihn der Krieg entfernt hatte. Wir müssen uns darüber freuen, daß die Uneinigkeit in der Familie aufgehört hat.“

— „Allerdings habe ich mich mit meiner Familie wieder ausgesöhnt, weil ich lieber verzeihe als Sie und weil ich meinen Groll und Haß nicht unter der Maske der Freundlichkeit zu verbergen weiß. Wenn Ihre Amnestie nur eine Heuchelei ist, so kommt es mir nicht zu, daran Theil zu nehmen. Da Sie sich nicht geschert haben, meine Treue in Zweifel zu ziehen, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich Ihnen die Sache mit der Guienne allein überlasse und daß ich diese neuen Rebellen nicht bekämpfen werde.“

„So werden wir sie wohl allein bekämpfen müssen,“ entgegnete der Cardinal.

— „Allerdings. Legen Sie den Panzer an; schwingen Sie sich auf Ihr Maulthier und ziehen Sie in den Krieg, denn ich bleibe diesmal fern davon.“

Diesem Wortwechsel folgte eine lange Unruhe. Es wurde schwer, den Prinzen an dem Fortgehen zu hindern, der laut aussprach, wenn er nicht der Better des Königs sei, würde der Cardinal ihn längst schon zu einem zweiten Balafre gemacht haben. Mazarin bat ihn endlich selbst wegen seiner Festigkeit um Verzeihung und beschwor ihn, die Königin um nichtiger Worte willen nicht zu verlassen. Der Prinz aber antwortete stolz:

„Ich fange an, das wirkliche Interesse der Königin zu erkennen, das ganz von dem Ihrigen verschieden ist. Sie ist verloren, wenn sie noch länger die verderbten Ultramontanen bei sich behält, welche an die Rechtlichkeit der Leute nicht glauben wollen.“

Darauf wendete der Prinz dem Cardinal den Rücken zu und setzte sich an einem Tische zum Spiele nieder.

Unterdes hatte sich Terzay durch die kleinen Gemächer bis zu dem Schlafzimmer der Königin geschlichen und eben als er da ankam, erblickte er Madame Beauvais, die erste Kammerfrau, mit der Nachtmühe Ihrer Majestät.

„Ein Mann hier!“ rief sie; „und Sie, Terzay, wagen sich zu der Königin! Entfernen Sie sich sogleich. Es ist gar kein Verbrechen, verliebt zu sein, aber verstecken darf sich hier Niemand.“

— „Sie glauben also, Madame Beauvais, daß sie meine Erklärung übel aufnehmen wird?“

„Das weiß ich nicht. Gestern, als ich ihr das Paar kammte, sprachen wir uns sehr günstig über Sie aus.“

— „Was sagte sie? Wiederholen Sie es mir, ich bitte Sie, Madame Beauvais.“

„Hundertlei hübsche Dinge, z. B. sie fände Sie liebenswürdig, sie bedauere, Sie an den Prinzen überlassen zu haben, Sie hätten in dem Gesicht einige Ähnlichkeit mit dem armen Buckingham.“

— „Sie entzücken mich, Madame Beauvais.“

„So gehen Sie nun, da Sie zufrieden gestellt sind, und lassen Sie sich nicht sehen, denn in diesem Falle würden wir Beide fortgejagt.“

— „Ich verlange ja nicht, daß Sie mich hier einschließen sollen; ich möchte bloß dieses Briefchen irgend wohin legen, damit es die Königin fände.“

„Kleinigkeit! Ein Briefchen! Man wird mich beschuldigen, dasselbe von Ihnen angenommen zu haben.“

— „Schlagen Sie mir diese Gefälligkeit nicht ab, liebe Madame Beauvais. Alles, was ich besitze, gehört Ihnen.“

„Nun, Sie sind ein zu hübscher junger Mann, als daß man Sie leiden lassen könnte, ob es gleich ein Vergnügen ist, sich so von Ihnen bitten zu lassen. Legen Sie Ihr Briefchen da vor den Spiegel der Toilette, während ich nicht hinsehe. So ist es gut. Er geht nicht verloren. Uebrigens, Herr von Terzay, als Buckingham sich zum ersten Male gegen die Königin erklärte, gab er mir eine Diamantenschnalle von hohem Werthe; von Ihnen dagegen würde ich nichts annehmen, als einen Kuß auf die Wange.“

— „Ich gebe Ihnen vier.“

Madame Beauvais stand nahe an den Funzigen und war keineswegs schön; Terzay küßte sie aber von ganzem Herzen aus Freude darüber, so wohlfeil wegzukommen.

In dem Augenblicke als unser Held wieder in den Salon trat, war der Cerere eben entlassen. Der Prinz wünschte der Königin sehr kalt eine gute Nacht und sie dankte ihm stolz. Das Gefolge des Siegers von Rocroy brauchte fast eine Viertelstunde, ehe es sich geordnet hatte und abzog, so zahlreich war es. Anna von Oesterreich bemerkte jetzt auch Terzay, der sich unter den letzten befand.

„Sie gehören also zu der Zahl meiner Feinde?“ fragte sie ihn.

— „Ew. Majestät werden noch diesen Abend erfahren, wie Unrecht Sie mir durch eine solche Beschuldigung thun.“

Auf der Straße rief der Prinz Terzay und sagte leise zu ihm: „haben Sie das Schreiben abgegeben?“

„Auf die Toilette der Königin legte ich es. In diesem Augenblicke liefert sie es gewiß.“

— „Schlafen wir bis zur Antwort. Sie wird günstig für Sie lauten und morgen stürze ich Mazarin.“

Seine Hoheit befahl darauf dem Secretair Gourville, Terzay die ihm bestimmte Wohnung zu zeigen. Der Marquis wachte noch, als längst in dem Palaste Alle schliefen. Erst mitten in der Nacht legte er sich auch nieder und ihn umgaukelten zahllose bald heitere, bald düstere Bilder. Er ent-

warf Anreden für die verschiedenen Fälle, die sich darbieten könnten. Endlich verwirrten sich seine Gedanken allmählig und der Schlaf senkte sich auf seine Augenlider. Heller Tag war es, als er plötzlich erwachte.

„Wohnt hier der Herr von Terzay?“ fragte ein Diener, indem er die Zimmertür öffnete.

— „Was will man von mir?“ fragte unser Held aus seinem Bette heraus.

„Man wünscht von Seiten der Königin mit dem Marquis zu sprechen.“

5.

„Mein Gott!“ rief der Herzog von Aumont (denn er war es), „dieses Haus gleicht ja einer Festung! Ich bin über hundert Schnurrbärten begegnet, ehe ich bis hierher gelangte. Wo zum Teufel sind Sie denn, Terzay? Ach, noch im Bett! Um neun Uhr? Haben Sie eine schlaflose Nacht gehabt? Der Prinz hat Ihnen eine sehr schöne Wohnung gegeben. Sind das die Bäume des Luxemburg, die man hier sieht?“

Die Königin hatte sicherlich den ehrwürdigen Herzog von Aumont mit keiner Liebesbotschaft beauftragt und Terzay, dem sogleich der Muth sank, hätte gern ausgerufen: „zieht die Vorhänge zu, ich bin nicht würdig, das Tageslicht zu sehen.“ Inbessen würde der edele Herzog, der ihm wohlwollte, gewiß nicht in diesem Tone gesprochen haben, wenn ihm ein strenger Auftrag geworden wäre. So schöpfte denn Terzay wieder einige Hoffnung und bildete sich endlich ein, der Herzog wisse von gar nichts. Dieser rückte sich unterdes einen Stuhl an das Bett, setzte sich und rieb sich ganz ruhig die Hände, während unser Held allen Bewegungen mit ängstlicher Spannung folgte.

„So,“ sagte der Herzog; „wie haben mit einander zu plaudern. Sie haben gestern einen Streich gemacht. Die Königin zeigte mir Ihr Briefchen. Ohne mich wären Sie verloren gewesen; man hätte Sie an ein Ende des Reiches geschickt und wer weiß, wann Sie zurückgekommen wären. Ich nahm die Sache spasshaft: „Die Schuld liegt an Ew. Majestät,“ sagte ich zu der Königin. „Ihre Augen gleichen zwei Sternen, die immer manövriren. Der arme Terzay kommt eben erst aus der Provinz an und ist an solches Kreuzfeuer nicht gewöhnt. Er verbrannte sich an der Flamme.“ Ihre Majestät, welche meine offenerzige Weise liebt, fing an zu lachen, sagte dann, Sie wären ein ehrgeiziger Mensch und könnten unmöglich ernstlich den Seufzenden bei einer alten Frau spielen, wie sie sei; darauf antwortete ich, wenn sie alt sei, so sehe man dies nicht und sie sei noch immer eine schöne Frau. „Es wäre schrecklich,“ setzte ich hinzu, „wenn man den armen Burfchen strafen wollte, da Ihnen seine Huldigung, wie ich sehe, doch gefällt.“ Sie gestand mir darauf, daß sie nicht zürne, daß sie Ihnen von Herzen verzeihe unter der Bedingung, daß Sie in Zukunft sich gemäßigter benähmen. Ich versprach ihr, Ihnen gehörig den Tert zu lesen, glaube aber, daß es bereits genug ist. Man wird keinen Lärm davon machen. Die Sache bleibt zwischen uns

Dreien. Sie hatten sich bloß eine Woche fern von dem Hofe, dann wird man Alles vergessen haben. Sagen Sie Niemandem ein Wort davon, sonst beschwören Sie ein Unwetter herauf und ich kann dann für nichts weiter stehen. Aber nicht so bestürzt, junger Freund! Waren Sie wirklich in die Königin verliebt?"

— „Gestern glaubte ich es, Herr Herzog, heute weiß ich aber nicht mehr, was ich sagen soll.“

„Haben Sie sich schon eingebildet, Frankreich zu regieren? Haben Sie die Anreden schon fertig an das Parlement? Haben Sie Ihre Maßregeln getroffen gegen die aufrührerischen Provinzen? Waren Sie mit sich einig über den Aufstand in Neapel, über die Allianz mit Piemont und den Krieg in Catalonien? So sind Sie klüger als wir Alle und man muß in Rom den Cardinalsstuhl für Sie erbitten.“

Terzay erröthete vor Scham. Der Verstand sprach laut durch die Stimme Lumonts zu ihm und er mußte wohl auf ihn hören.

„Das Mißlingen macht Sie wieder nüchtern,“ fuhr der Herzog lächelnd fort. „Bedenken Sie, daß Sie sehr wohlfeil wegkommen. Wäre Ihr Vater hier, er würde schreckliche Augen machen; sein guter Rath und seine Erfahrung gingen Ihnen aber ab. Das berücksichtige ich. Die Königin soll von Ihrer Neue benachrichtiget werden und Alles wird gut gehen.“

— „Ach, Herr Herzog,“ rief Terzay aus, „wie werde ich mein Vergehen wieder gut machen können?“

„Nichts ist leichter. Sie schlagen sich tapfer bei der ersten Gelegenheit und man wird Ihnen danken. Machen Sie irgend einem Hoffräulein den Hof. Alle sind blühend, schön und kokett. Unterhalten Sie sich damit; genießen Sie Ihre zwanzig Jahre. Wenden Sie sich an ein Mädchen aus einem guten Hause und man wird Sie verheirathen. Das ist gewiß keine sehr beschwerliche Strafe. Und nun leben Sie wohl, mein junger Freund; erholen Sie sich von diesem Schlage und fassen Sie Muth. Ich gehe in den großen Rath und werde der Königin das Beste von Ihnen sagen.“

Wem es bei einer Dame mißlungen ist, wer den Käfig seiner Illusionen geöffnet fand, mit Bedauern jene goldenen Vögel nach den Wolken entfliegen sah, wird den Verdruf des armen Terzay begreifen. Er war indeß wenigstens der Mann nicht, welcher unnöthig jammerte und den Kopf zweimal an denselben Felsen stieß. Er fühlte bald, daß er seine ehrgeizigen Pläne aufgeben müsse und nicht mehr daran denken dürfe; klebete sich also an und begab sich in das Zimmer seines Protectors. Der große Condé besprach sich eben mit La Rochefoucauld.

„Sie haben eine Antwort?“ fragte er Terzay. „Ist sie so, wie wir sie wünschen?“

— „Sie ist schlecht, königl. Hoheit; wir haben uns getirt und ich ersuche Sie, mich von Ihrer Rechnung zu streichen.“

„Das ist meine Sache. Was hat man Ihnen sagen las-

sen? Wen hat man zu Ihnen geschickt? Wie lautete die Botschaft?“

— „Vor allem ersuche ich Ew. Hoheit, die Sache zwischen Ihnen und mir geheim zu halten.“

„Sprechen Sie ohne Scheu, ich habe vor dem Herrn von La Rochefoucauld keine Geheimnisse.“

— „Ich halte es für Ehre genug, um Ew. Hoheit Eröffnungen zu machen.“

„Wie es Ihnen beliebt. Treten Sie in mein Cabinet.“

Terzay erzählte das etwas übereilte Ende seines Romans. Der Prinz wollte anfangs nicht, daß er sich für geschlagen ansähe und hielt die Antwort der Königin nicht für eine Abweisung. Er gründete eine Hoffnung auf die gelinde Strafe. Glücklicherweise war aber unser Held verständig genug, um gegen den Rath des Prinzen auf seiner Hut zu sein. Terzay weigerte sich deshalb, sein Glück noch ferner zu versuchen, wenn nicht die Königin selbst ihn dazu auffordere.

„Uebrigens,“ sagte E. Hoheit zu ihm, „wird auch das Wenige, das Sie gethan haben, nicht nutzlos sein. Ich werde Nutzen daraus ziehen.“

Eine Stunde später sah unser Marquis, der sein Mißgeschick in der Gesellschaft junger Leute zu vergessen suchte, den Herrn von La Rochefoucauld vorübergehen, der ihm von fern zurief:

„Sie sind zu bescheiden, Terzay. Es kommt nur auf Ihren Willen an und Sie regieren Frankreich.“

Auch der Prinz von Conti, dem er begegnete, richtete eine ähnliche Bemerkung an ihn und Terzay, der daraus erkannte, daß der Prinz von Condé die Sache keineswegs geheim halte, erschrak vor den möglichen Folgen, wenn solche Redensarten der Königin zu Ohren kommen sollten. Er kehrte deshalb zu dem Prinzen zurück, der jedoch bereits sich entfernt hatte. Nur Gourville fand er, der Briefe schrieb.

„Wissen Sie,“ sagte der Secretair zu ihm, „daß Sie sich eine Schelle angehängen haben, die viel Lärm machen wird? Bei allen Soupers in der Stadt wird davon gesprochen werden. Sie stehen bei unserm nahen Bruch mit dem Hofe da wie ein vorgeschobener Posten; zu einem Bruche wird es kommen und Mazarin mag nur Pferde bestellen.“

— „Ich begreife nun die Intrigue,“ murmelte Terzay, entsetzt vor dem Abgrunde, der sich vor seinen Füßen öffnete.

„Sie sprechen von Intrigue?“ fiel Gourville ein. „Es ist ein Meisterstreich; mein lieber Marquis. Der Prinz hat bereits den Cardinal öffentlich beschimpft und Ihre Sache wird die Achtung der Königin schwächen.“

— „Das ist unmöglich!“ rief Terzay aus.

(Fortsetzung folgt.)



Martinique.

Fort Royal, in der Geschichte der Antillen berühmt, liegt am Südwesttheile der französischen Insel Martinique und ist die Hauptstadt derselben mit etwa 12,000 Einw. Die 1672 gegründete Stadt besitzet einen vortreflichen, sehr belebten Hafen und ist durch ein Fort geschützt, von dem der Ort auch den Namen erhielt, ihre Straßen sind breit, schnurgerade, mit schönen Häusern besetzt und mit hübschen Brunnen verziert. Das Leben daselbst gleicht dem auf allen Antillen, doch tritt allerdings das französische Element sehr hervor und zeigt sich in heiterer Geselligkeit, Galanterie und Lebenslust. Die Frauen gelten als vorzüglich schön und namentlich giebt es unter den Farbigen Schönheiten, denen kein Mann zu widerstehen vermag. Die Geschichte Martiniques und der Antillen überhaupt ist eine sehr bewegte; im Anfange des französischen Besitzes bildeten der Kampf mit den Eingeborenen und die eigenthümliche Lebensweise der Ansiedler sehr oft höchst romantische Episoden; es traten großartige und seltsame Charaktere hervor; später begannen die Kämpfe mit den Engländern, die sich dieser französischen Inseln mehrmals bemächtigten, öfterer aber auch von den tapfer-

ren Bewohnern zurückgeschlagen wurden. Zuletzt kamen sie 1814 wieder in den Besitz Frankreichs, aber selbst noch 1822 war Martinique der Schauplatz von Unruhen, indem die Neger sich empörten. Mehrere Weiße wurden ermordet, doch unterdrückte die Nationalgarde bald den Aufstand, der sich seitdem nicht wieder erneuert hat.

Der Marquis von Terzay.

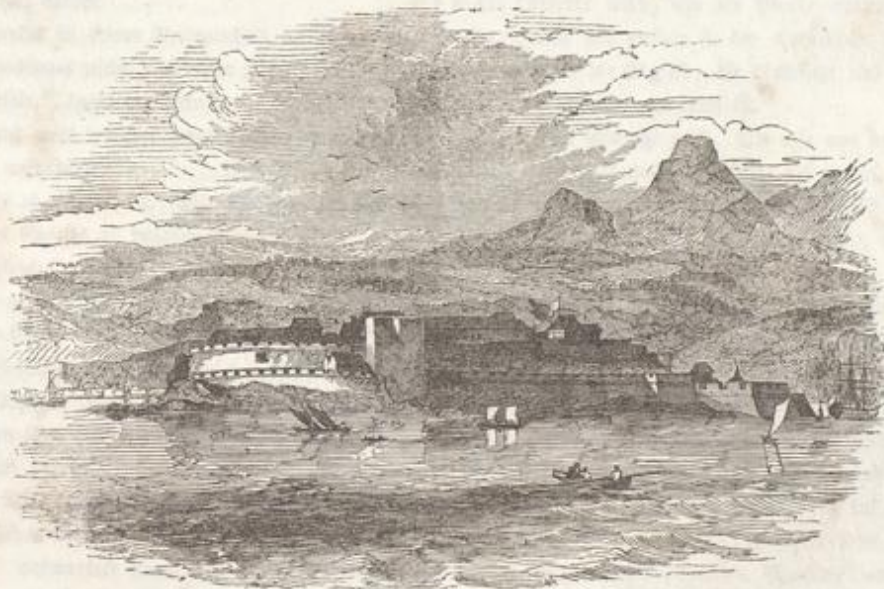
Novelle von Paul v. Musset.

(Fortsetzung.)

„Nichts ist sicherer, als daß der Ruf der Königin selbst,“ fuhr Gourville fort, „denn da liegen bereits funfzehn Briefe, die ich an verschiedene Personen absende.“

— „Ich werde die Absendung verhindern,“ sprach Terzay, der sogleich alle Papiere, die auf dem Tische lagen, ergriff und sie zum Entsetzen des Secretairs in den Kamin warf.

„Sind Sie toll, Terzay? Ich schreibe diese Briefe auf Befehl Sr. Hoheit.“ sagte Gourville, der klügllicher Weise so-



(Fort Royal auf Martinique.)

gleich das Weite suchte, während Terzay den Prinzen zu finden suchte, ohne ihn zu treffen. Endlich wagte er sich selbst in das Palais Royal. Die Königin war mit ihrer Toilette beschäftigt. Die Thüre stand bei solchen Gelegenheiten nur Damen offen, während die Herren sich im Vorzimmer aufhielten. Die Ankunft Terzay's brachte eine gewaltige Aufregung unter diesen Höflingen hervor. Nach einiger Zeit erschien der Herr von Ausmont und Terzay rief ihm sogleich zu: „Herr Herzog, erlösen Sie mich von der Pein, in der ich mich befinde.“

— „Wer sind Sie?“ antwortete der alte Herr. „Ich kenne Sie nicht. Wenn Sie Pein fühlen, so trage ich die Schuld nicht. Um des Himmels Willen reden Sie nicht mit mir.“

Unterdes trat die Königin aus ihrem Zimmer und sie blieb vor dem Commandeur Tars stehen, zu welchem sie laut sagte:

„Wir sind zu alte Freunde, als daß ich Ihnen etwas verheimlichen sollte, das mich sehr nahe angeht. Man giebt mir einen Liebhaber und zwar einen Liebhaber von einem Stande, daß Sie sich sehr verwundern werden.“

— „Ach, Madame,“ fiel Terzay ein, „ich bin so schon unglücklich genug, weil ich mir Ihr Mißfallen zugezogen habe.“

„Wer sagt Ihnen, daß ich von Ihnen spreche?“ unterbrach ihn die Königin. „Ich weiß, daß Sie den Verliebten spielen, und das ist freilich sehr lächerlich; Sie sind indes wenigstens nicht aus der Art geschlagen, denn Ihr Großvater seufzete für die Königin Marie von Medici. Da Sie Ihre Anmaßung öffentlich aussprechen, so werde auch ich meine Verachtung nicht verschweigen.“

Die Königin bemerkte ohne Zweifel den Schmerz Terzays und da dieser auf einem schönen Gesichte immer etwas Reizendes hat, so wurde sie auch ein wenig davon ergriffen.

„Werden Sie verständiger,“ setzte sie hinzu „und ich werde die Thorheit gern vergessen, die Ihre Jugend entschuldigt;

stände sie indes mit einer Intrigue in Verbindung, so würde Ihre Kühnheit nie Verzeihung finden.“

Anna von Oesterreich entfernte sich und ließ Terzay verblüfft stehen, der endlich in den Palaß Condé eilte und da auch den Prinzen fand.

„Ew. Hoheit stürzen mich in das Verderben,“ sagte er zu demselben. „Die Königin hat mir mein Ausplaudern bereits vorgehalten und der ganze Hof kennt meinen tollen Schritt.“

— „Run!“ fragte der Prinz mit einer kaltblütigen Ruhe, welche Terzay zur Verzweiflung brachte.

„Ich meine, Sie stürzen mich in das Verderben.“

— „Ah, Sie verlieren den Verstand. Ersrecken Sie doch nicht so. Die Leute am Hofe sind alberne Menschen und eifersüchtig; sie möchten an Ihrer Stelle sein.“

„Das ist klar,“ fiel Gourville ein, „Ihre Stellung ist beneidenswert. Ew. Hoheit werden aber auch von Ihnen einen wichtigen Gebrauch nicht machen, ohne Sie zu belohnen.“

— „Ja, man wird mir meine Schande bezahlen.“

„Von Schande kann hier nicht die Rede sein,“ sprach der Prinz. „Ich nehme alles auf mich. Doch da kommt der Herr von Comminges, der uns die Befehle Ihrer Majestät bringt. Zuerst wollen wir ihn anhören und, wenn von Ihnen die Rede ist, ihm eine Antwort geben, aus der Sie erkennen werden, daß wir unsere Freunde zu unterstützen wissen.“

Comminges, Lieutenant der Gardien der Königin, hatte die letzten Worte gehört.

„Man hat mir nicht befohlen, eine Antwort anzuhören,“ sagte er. „Ich habe im Namen der Königin bloß mit dem Herrn von Terzay zu sprechen. Ihre Majestät wollte Ihnen allerdings die Impertinenz verzeihen, deren Sie sich schuldig gemacht haben, indem Sie einen Liebesbrief an sie schrieben. Sie glaubte, diese Thorheit sei nur von Ihnen ausgegangen, hielt

es deshalb nicht für nöthig, Aufsehen zu machen und begnügte sich, in Rücksicht auf Ihre Jugend und den Eifer, den Sie bei mehreren Gelegenheiten für sie bewiesen haben, Sie bloß von sich zu entfernen; da Sie aber erfahren hat, daß mehrere Personen in dieses Complot verwickelt sind und daß Ihre Beschützer die ihr schuldige Achtung aus den Augen gesetzt haben, so verbietet Ihnen Ihre Majestät durch mich hiermit förmlich, jemals wieder vor ihr zu erscheinen. Ihr Amt wird verkauft und der Ertrag Ihnen übergeben werden."

— „Hören Sie meine Rechtfertigung an,“ begann Terzay.
„Ich habe keinen Auftrag dazu.“

Comminges verbeugte sich vor dem Prinzen und entfernte sich, ohne weiter etwas hören zu wollen.

— „Werden Ew. Hoheit nun noch läugnen, daß ich durch Ihre Schuld auf ewig entehrt und ruinirt bin?“ sagte Terzay.

„Ich werde Ihnen mehr geben als Ihr Amt am Hofe werth war, lieber Freund,“ entgegnete der Prinz.

— „Können Sie mir auch die Achtung der Königin wiedergeben? Ich bedarf keine Entschädigung, sondern eine Rechtfertigung.“

„Ich begreife Ihre Gewissenhaftigkeit und da ich Sie in die Grube gestürzt habe, so geziemt es sich, daß ich Sie wieder herausziehe. Folgen Sie mir. Augenblicklich soll der Friede zwischen der Königin und Ihnen unterzeichnet sein.“

Der Prinz begab sich mit Terzay in das Palais Royal, ließ hier den Marquis in dem Vorzimmer des Ministers zurück und trat bei diesem ein. Nach fünf Minuten rief er den Wartenden und sagte zu ihm:

„Der Herr Cardinal theilt eben meine Worte der Königin mit, die Sie noch heute sehen wird.“

— „Sie glauben es?“

„Ich zweifle nicht daran.“

Unser Held bemerkte in seiner Verlegenheit die Verförderung in den Zügen des Cardinals nicht, als dieser zurückkam.

— „Ihre Majestät,“ sagte der Minister, „williget in den Wunsch Ew. Hoheit und wird den Herrn von Terzay empfangen.“

„Ihn auch gut aufnehmen?“

— „So gut als es möglich ist. Sie brauchen sich nur in den Saal des kleinen Spieles zu begeben.“

„Gehen wir sogleich.“

Die Damen schienen einigermaßen überrascht zu sein als der Prinz eintrat. Das Spiel wurde eingestellt.

„Ew. Majestät,“ sprach der große Condé, „verpflichten mich durch Ihre Bereitwilligkeit, Terzay zu empfangen. Wenn man mein Ausplaudern an ihm strafen wollte, würde man mich in seiner Person öffentlich tabeln.“

— „Es konnte mich allerdings nichts Geringeres dazu bestimmen als Ihr Ansehen bei uns und der edele Gebrauch, den Sie davon machen,“ antwortete Anna von Oesterreich mit einem bitteren Lächeln; „sonst würde er niemals wieder vor unsern Augen erschienen sein.“

„Glauben Sie mir, Madame,“ sprach Terzay, der sich auf ein Knie niederließ, „daß mein zukünftiges Verhalten ein Zeugniß von meiner Reue sein wird.“

— „Es gnügt,“ entgegnete die Königin; „der Prinz hat Ihre Angelegenheit in einer Weise geführt, daß Sie zu Ihrer Vertheidigung nichts hinzuzufügen brauchen.“

„Sie werden ihn also in seinem Amte belassen?“ fragte der Prinz.

— „O, wir haben ja noch eine lange Zeit vor uns. Der Haushalt des Königs wird erst im nächsten Jahre eingerichtet werden. Doch, Sie unterbrechen unser Spiel, meine Herren. Wir sind nicht gewöhnt, um diese Zeit Herren zu empfangen.“

„Terzay wird sich zur Zeit des Cercles wieder einfänden, um Ihnen seine Ehrfurcht zu bezeigen.“

— „Wie es ihm beliebt. Er wird immer dieselben Gesinnungen bei mir finden. Ich werde alles für ihn thun, dessen er würdig ist.“

„Und ich werde immer die Milde Ew. Majestät bewundern, wie es meine Pflicht ist. So ist denn die Angelegenheit abgethan, Terzay. Beschäftigen wir uns mit etwas Anderem.“

Der Prinz drehte sich um und entfernte sich festen stolzen Schrittes. Der Marquis, den noch immer grausame Zweifel quälten, folgte ihm bestürzt. Eine innere Stimme sagte ihm, daß er das Opfer eines größern und minder redlichen Ehrgeizes als des seinigen sei.

— „Darf ich wissen,“ fragte er, „in welchen Worten Ew. Hoheit um meine Begnadigung gebeten haben?“

„In keinen andern als denen, welcher ich mich bedient haben würde, wäre von meinem Bruder die Rede gewesen.“

— „Die Königin sah so verdrüsslich aus, daß ich nicht ganz unbesorgt bin.“

„Das kommt daher, daß den Lippen Annas von Oesterreich nichts schwerer wird, als die Worte auszusprechen: „ich verzeihe;“ aber wir werden sie die christlichen Tugenden noch lehren, nämlich die Geduld, die Nachsicht und die Menschlichkeit, welche die schönste von allen ist.“

— „Es schmerzt mich, Sie also von der Königin sprechen zu hören; sie hat mehr Ansprüche als je auf meine Dankbarkeit und meine Achtung. Wenn die Umstände Sie von ihr abziehen sollten, müßte ich um die Erlaubniß bitten, mich von Ihnen zu entfernen.“

„Sie würden dann zwischen zwei Stühlen sitzen, denn ohne meinen Schutz dürften Sie den Groll dieser Frau bald empfinden.“

Die ausweichenden Antworten des Prinzen steigerten die Verlegenheit des Marquis noch mehr. Statt ihm in den Palaß zu folgen, trennte er sich unterwegs von dem Gefolge und kehrte in das Palais Royal zurück, fest entschlossen, sich Licht in der Sache zu verschaffen. Wie ein Blitz trat die Wahrheit plötzlich aus dem Dunkel vor ihn. Madame Beauvais hatte Jemandem von ihren Leuten nach ihm geschickt. Der Bote begegnete ihm auf der Treppe und führte ihn zu der ersten Kammerfrau.

„Mein liebes Kind,“ sagte Madame Beauvais, „Ihre Schwachhaftigkeit wird uns einen schönen Streich spielen. Man spricht bereits von meiner Entlassung. Noch kann ich es aber nicht glauben, daß Sie ein Unmensch sind, und ich bin eher der Meinung, daß Sie von dem Prinzen geopfert wurden.“

„In des Himmels Namen, sagen Sie mir, was Sie wissen, Madame Beauvais. Was ist zwischen der Königin und dem Prinzen geschehen?“

„Sie wissen das nicht? Es war nicht verabredet vorher? Sagte ich es doch, daß Sie unschuldig wären!“

„Sprechen Sie, ich sterbe vor Ungeduld, Madame Beauvais.“

„So hören Sie. Die Königin las in einem Buche der Scudery, als plötzlich der Cardinal bestürzt eintrat. „Ich komme,“ sagte er, „Ew. Majestät auf eine schlimme Prüfung vorzubereiten. Oben in meinem Cabinet befindet sich der Prinz, der verlangt, daß Sie Jertzay wieder empfangen sollen, und uns drohet, sich gegen uns zu wenden, wenn Sie in diesem Punkte nicht nachgeben.“ Die Königin antwortete stolz, sie würde sich in diese Demüthigung nicht fügen, der Prinz habe die Absicht, sie zu erniedrigen, aber die Mutter des Königs sei zu alt und aus zu gutem Blute, als daß sie sich drohen lassen dürfe von Personen, die ihr Gehorsam schuldig wären. „Ich habe ihm dies alles bereits gesagt,“ entgegnete der Cardinal, „und selbst noch eindrücklicher, da ich hinzusetzte, keiner Frau und wäre es eine Bürgerin, würde man zu befehlen wagen, einen Mann, der sich gegen sie vergangen, wieder zu sehen und gut zu behandeln; der Prinz antwortete mir aber in seinem gewöhnlichen Stolze: „es muß doch geschehen, weil ich es will.“ Bei diesen Worten stand die Königin rasch auf, warf das Buch dem Cardinal an den Kopf, nannte ihn eine feige Memme und machte ihm Vorwürfe darüber, daß er den Unverschämten nicht auf der Stelle niedergestossen habe. Nachdem sie sich ausgeweint hatte, gab ihr der Cardinal zu verstehen, daß sie nicht zurück treten könne, daß das Gerücht von einer Entzweiung zwischen dem Hofe und dem Prinzen ihre Freunde bereits in Bestürzung versetzt habe, daß Ihre Majestät von allen verlassen werden würde, daß man sie bereits für verloren halte und schon auf die neue Regentschaft in dem Palaste Condés trinke, wo die Creaturen des Prinzen öffentlich sich in die Hofämter und die Gouvernements der Provinzen theilten; daß man geheime Versammlungen halte, in denen die Rede davon sei, Ihre Majestät in einem Kloster einzusperrn und die Volljährigkeit der Könige wie sonst auf das siebenzehnte Jahr zu setzen. Alle diese Worte des Cardinals würden nicht hingereicht haben, den Willen der Königin zu erschüttern, deren Zorn zu groß war; der Cardinal setzte aber hinzu, wenn man Zeit gewinne, würde er Ihrer Majestät eine so vollständige Rache verschaffen, als sie nur wünschen könnte, und dieser Gedanke schien unsere arme Gebieterin wieder etwas aufzurichten. Die Stunde des kleinen Spieles hatte geschlagen

und die Damen warteten in dem Saale. Die Königin trocknete also die Augen, denn sie weinte vor Verdruss. . . .

Jertzay hörte nichts weiter; er ließ Madame Beauvais stehen und eilte, trunken vor Wuth und Verzweiflung, in den Palast Condés. Der Prinz befand sich eben mitten unter seinen Dienern und unser Held redete ihn sofort so heftig an, daß der Prinz bestürzt schwieg.

„Hohheit,“ sprach er, „es freut mich, Sie von Ihrem Hofe umgeben zu finden, der durch mich erfahren soll, wie Sie Ihre Freunde behandeln. Ich habe endlich die Wahrheit ermittelt; alle Ihre Worte von gestern an sind nichts als Trug gewesen. Sie bedienten sich meiner als Werkzeug, um die Königin zu verläumben und zu beleidigen. Sie opferten mich, indem Sie das Gehässige Ihres Verfahrens auf mich fallen ließen. Ich war gestern ein unbesonnener Narr, heute bin ich in den Augen Aller ein frecher, undankbarer Mensch und es steht nicht mehr in Ihrer Gewalt, mir die Ehre wieder zu geben, die Sie mir genommen haben. Mein ganzes noch übriges Leben reicht vielleicht nicht hin, diese Schmach von mir abzuwaschen. Ich will mir kein Urtheil über Ihre Pläne und die Wünsche Ihres Ehrgeizes erlauben, die Mittel aber, deren Sie sich bedienen, sind abscheulich; sie müssen Sie zu einem gewissen Verderben führen trotz Ihrem Muth und Ihrem Genie. Finden sich nach dem auffälligen Beispiele von der Gleichgültigkeit und Leichtfertigkeit der Prinzen auch jetzt noch Leute, die thöricht genug sind, sich Ihnen anzuschließen, so muß man an dem französischen Adel verzweifeln. Niemand hat mehr als ich Ihre schönen Eigenschaften und das Große in Ihrer Seele bewundert und doch ist alles Schlechte und Grausame, das sie umschließt, auf mich allein gefallen. Ich bin nur ein schlichter Edelmann und Sie kümmern sich vielleicht wenig um das, was ich denke, aber so lange ich lebe, wird die Welt, die Sie mit Ihrem Ruhme erfüllen, auch einen Mann tragen, der Sie nicht achtet.“

So gewaltig ist die Wirkung der Leidenschaft, daß der Prinz, trotz seinem Stolze, da er wohl die Richtigkeit dieser Vorwürfe einsah, den Marquis nicht zu unterbrechen wagte.

„Ich brauche,“ fuhr unser Held fort, „nicht hinzuzusetzen, daß ich von diesem Augenblicke an Ihnen nicht mehr angehöre. Leben Sie wohl, meine Herren und dienen Sie immer fort Prinzen, denen die Interessen und die Ehre ihrer Freunde so sehr am Herzen liegt. Das Verfahren Sr. Hohheit verdient es, daß man ihm sein Leben und sein Vermögen opfert.“

Nachdem Jertzay sein Herz auf diese Weise erleichtert hatte, kehrte er zu der Madame Beauvais zurück, die er bat, ihn zu der Königin zu führen.

(Fortsetzung folgt.)



Der Marquis von Terzay.

Novelle von Paul v. Musset.

(Fortsetzung.)

„Es würde besser sein, wenn Sie sich nicht sogleich zu der Königin begäben, sondern warteten, bis ich Ihnen den Weg bereitet habe,“ sagte Madame Beauvais zu dem Marquis von Terzay; „indef Ihre Kühnheit gefällt mir und in der Aufregung, in welcher ich Sie sehe, gelingt es Ihnen vielleicht, die Königin von Ihrer Unschuld zu überzeugen. Ihre Majestät befindet sich in dem grauen Zimmer, in welchem sie sich mit dem Cardinal geheim zu berathen pflegt; ich werde Sie dahin führen.“

Die erste Kammerfrau geleitete Terzay darauf bis zu dem Zimmer vor dem Boudoir Annas von Oesterreich. Schon legte sie die Hand an die Thüre, als sie Sporentritte innen zu hören glaubte. Der Schlüssel wurde in dem Schlosse umgedreht und Madame Beauvais zog Terzay hinter eine Tapetenwand. Gleich darauf öffnete sich die Thüre und die Königin trat mit dem Cardinal und dem Herrn von Hocquincourt heraus.

„Eine Frau wie ich,“ sagte sie, „läßt sich nicht so weit bringen ohne sich zu rächen. Wenn ich nur auf meine Wünsche achtete, möchte ich Blut sehen.“

— „Geben Sie mir einen Befehl,“ fiel Hocquincourt ein. „Hat der Prinz vierhundert Schwerdter um sich, so nehme ich tausend mit mir und werde ihn todt oder lebendig hierherbringen.“

„Dem widersetze ich mich aus allen Kräften,“ entgegnete der Cardinal; „Sie würden nur eine Mekelei anrichten, in welcher der muthigste Prinz in der Welt heldenmüthig fallen und uns durch seinen Sturz zermalmen würde. Um des Himmels Willen, Majestät, warten Sie bis morgen. Gnügt Ihnen die Bestie Vincennes nicht?“

— „Ach, wie verwünsche ich Ihre Priester-Mäßigung und meine Frauenschwäche!“

Man hörte die Stentorstimme Hocquincourts bei dem Gange die Treppe hinunter noch mehrmals wiederholen:

„Geben Sie mir einen Befehl und nach einer Stunde lege ich Ihnen den Leichnam des Mannes vor die Füße.“

— „Wir müssen Ihre Audienz verschieben,“ sagte Madame Beauvais; „Ihre Angelegenheit zieht wichtige Ereignisse nach sich und die Königin scheint in diesem Augenblicke zu sehr ge-

reizt zu sein; sie würde Sie nicht anhören. Besonders hüten Sie sich, etwas von dem zu erzählen, was Sie eben gehört haben.“

Sie führte darauf den Marquis auf Umwegen nach einer Galerie, die er schon kannte, und versprach ihm noch beim Abschiede, ihm nach Kräften nützlich zu sein. Unser Held hatte noch ziemlich weit zu gehen, ehe er den Ausgang erreichte, und sein böser Stern führte ihn dem Herrn von Comminges entgegen, der sich zu der Königin begab.

„Träume ich?“ rief der Gardelieutenant. „Wissen Sie nicht, daß Ihre Majestät verlangt, man solle Sie aus dem Fenster hinauswerfen, sobald man Sie hier finde?“

— „Was liegt mir am Tode? Ich kam, um die Königin zu sehen und mich zu rechtfertigen.“

„Was können Sie wohl sagen, armer Terzay? Haben Sie Ihren Streich nicht dem Prinzen mitgetheilt? Daß das Uebrige Ihr Werk nicht ist, weiß man recht wohl; es giebt aber Unvorsichtigkeiten, die Verbrechen sind und die eine Königin niemals verzeiht. Sie sind verloren; hüten Sie sich, wieder hier zu erscheinen. Jetzt habe ich Sie nicht gesehen.“

Diese Worte versetzten Terzay wieder ganz in seine frühere Verzweiflung zurück. Er fühlte, daß sein Vergehen wegen einer Reihe von Unfällen nicht wieder gut zu machen sei. Die Ungnade der Madame Beauvais steigerte seine Reue aufs Höchste. Diese Frau, die durch den Prinzen nicht geschützt wurde, mußte den Zorn der Königin über sich ergehen lassen und wurde plötzlich ihres Dienstes entbunden.

6.

Die schmerzlichsten Unfälle sind die, welche nur die Zeit heilen kann, denn die Unglücklichen glauben an die Wirkbarkeit des besten Mittels nicht. Unser Marquis in dem schönen Alter, in welchem die Phantasie die Jahre für Jahrhunderte hält, würde jeden sehr schlecht aufgenommen haben, der ihm hätte Geduld anrathen wollen. Er sah sich von einem Neze von Schändlichkeiten und Ungerechtigkeiten umfassen, das er vergebens zu zerreißen sich bemühte. Dadurch, daß er sich von der Partei des Prinzen lossagte, hatte er den einzigen Beweis seiner Unschuld abgelegt, den er geben konnte; aber die Verhaftung des großen Condé mußte, wenn sie stattfand, die glückliche

Wirkung dieser Losfagung wieder aufheben und die Uneigennützigkeit Terzays abermals in Zweifel stellen. Die Königinnen haben übrigens andere Dinge zu thun, als die kleinen Beweise aufzusuchen, welche ihnen die Rechtlichkeit eines verläumdeten Freundes darthun. Die Wahrheit muß mit einem Male leuchtend vor ihre Augen treten, sonst erblicken sie dieselbe nicht. Unser Held, der verurtheilt war, ohne gehört worden zu sein, der im Grunde mit sich selbst grollte und sein Unrecht recht wohl einsah, hielt sich für rettungslos verloren. Er wagte es nicht an Cécilien zu denken, die ohne Zweifel durch das allgemein verbreitete Gerücht seine Unbeständigkeit erfahren hatte und ihn mit noch größerem Rechte verachtete als alle andern. Wohin er auch blickte, überall sah er Schimpf und Schmach und Vorwürfe, sein Glück, seine Liebe, seine Hoffnung zertrümmert.

Eines Morgens, als er nicht wußte, wie er sich aus seiner Traurigkeit herausreißen sollte, wanderte er ziellos in der Stadt umher. Der Zufall führte ihn nach dem Palais de Justice, wo das Volk sich immer versammelte und seinen Beifall oder sein Mißfallen mit den eintretenden Personen zu erkennen gab, auch gelegentlich Verwünschungen gegen Mazarin ausstieß. Er schritt durch die Menge hindurch und mischte sich in eine Gruppe von Neugierigen, welche auf den Stufen standen und mit einander sprachen. Bald wurden darauf die Thüren geöffnet und das Parlament kam heraus. Der berühmte Coadjutor erschien in seiner Amtstracht, aber von Bewaffneten begleitet. Alle Segenswünsche vereinigten sich auf ihm und der Jubel des Volkes zeigte deutlich genug die Macht dieses Mannes. Hinter ihm befanden sich Endreville und der Ritter Menil nebst den achtzig Geworbenen aus Verin. Der Marquis wollte diesen Bekannten ausweichen, der alte Endreville bemerkte ihn aber und rief ihn.

„Sie müssen nun zu uns übertreten,“ sagte er. „Unser Chef hält sich nicht für einen Gott, dem alles erlaubt ist; er opfert seine Diener nicht wie der Herr Prinz. Treten Sie zu mir; ich werde Ihnen einen redlichen Beschützer geben.“

— „Ich bin Ihnen verbunden mein Herr. Ich hätte allerdings alle Ursache zu dem Wunsche, Sie zu begleiten und zu Ihren Freunden zu gehören, aber leider verbietet dies mir mein Gewissen und ich sehe mich genöthiget, ihm zu gehorchen.“

„Herr Nachbar,“ fiel der Ritter von Menil ein, „der Ruf hat seine Posaunen nur noch dazu, Sie berühmt zu machen. Ich streiche die Flagge vor Ihrem schönen Benehmen am Hofe.“

— „Und ich vor Ihrer Ehrlichkeit im Zweikampfe.“

„Geben Sie mir Unterricht in der Kunst, Königinnen zu verführen.“

— „Nachdem Sie mich die der Belagerung gelehrt haben werden, worin Sie Meister sind.“

„Auf Wiedersehen, Marquis.“

— „Wir sehen uns sicherlich wieder, Ritter.“

„Ich werde Sie zu meiner Hochzeit mit Fräulein von Endreville einladen, deren Vater mich zu seinem Schwiegersohne annehmen will.“

— „Ehe es dazu kommt, breche ich Ihnen den Hals.“

Trotz seiner Untreue hoffte unser Held noch immer, Cécilie würde ihm den Schwur besser gehalten haben als er ihr; die Worte Menils setzten also seinem Unglücke die Krone auf. Das Unglück verschonte ihn mit keiner Wunde und traf ihn an allen Stellen, wo er verwundbar war. In seiner Aufregung ging Terzay weiter, ohne zu wissen wohin, und schritt so aus der Stadt hinaus. Ermüdet setzte er sich endlich an einem Graben nieder, um sich ganz seinem Schmerze hinzugeben.

Die Weisen des Orients behaupten, ein Mann, der den äußersten Grad des Unglücks erreicht habe, müsse anfangen, sich wieder zu freuen, weil das Geschick ihm doch nichts Schlimmeres mehr senden könnte. Ohne uns über diese Philosophie weiter auslassen zu wollen, erwähnen wir sie nur an dieser Stelle unserer Geschichte und wollen dem Leser zugleich anzeigen, wie das Schicksal dem armen Marquis einen ersten Trost in seiner Noth bereitete.

Nachdem die Verhaftung der Prinzen einmal in dem grauen Zimmer beschlossen war, machten die Königin und der Cardinal den Frondeurs Eröffnungen. Der Coadjutor sagte es dem Fräulein von Chevreuse und dem Herrn von Laigues, der die Nachricht dem Herzoge von Noirmoutiers mittheilte. Der Herzog vertraute das Geheimniß einem Duzend Freunden an, auf die er rechnen konnte, besonders Matha, der es Bigneul sagte. Dieser eilte sogleich zu dem Prinzen und unterrichtete denselben von den Vorschlägen Hocquincourts. Da dieselben aber ganz ungläublich klangen, so machte sich der Prinz lustig darüber.

„Mich in meinem Hause zu ermorden!“ sagte er; „das ist in unserer Zeit nicht mehr möglich. Das Bartholomäusfest fällt im August und wir haben erst Januar. Die Königin ist keine Florentinerin und heißt nicht Medici, und übrigens weiß man, mit wem man es zu thun haben würde.“

Von andern Seiten her wiederholte sich indeß die Kunde und endlich, als die Prinzen sich in die Rathsverammlung begaben, schlich sich ein Mann an Se. Hoheit und übergab ihm ein Billet mit den Worten: „Wenn Sie das Palais Royal betreten, werden Sie es nicht wieder verlassen.“

„Das ist das siebzehnte Mal, daß man mir diese Albernheit sagt, und ich habe geschworen, erst beim zwanzigsten Male darauf zu achten. Zu dieser Zahl scheint es aber unterwegs nicht zu kommen und wir werden uns also in das Palais Royal begeben.“

Hätte Ludwig von Bourbon sich nur der Härte erinnern wollen, mit welcher er gegen die Königin und den Cardinal aufgetreten war, so würde er wohl die Andeutungen nicht für unwahrscheinlich gehalten haben, aber „die Fürsten sind,“ wie Fräulein von Longueville damals sagte, „in ihrer Jugend so fest davon überzeugt, man fürchte sie, wie die schönen Frauen überzeugt sind, man liebe sie und es ist nicht leichter, diese über die Wirkungen ihrer Reize zu enttäuschen, als die Andern zu der Ueberzeugung zu bringen, daß man sie nicht fürchte.“

Die Prinzen von Condé und von Conti, so wie der Herzog

von Longueville, ihr Schwager, fanden die Königin in dem Rathssaale nicht, was ihnen verdächtig vorkam. Sie wollten durch eine Nebenthüre hinausgehen, aber sie war verschlossen. Ein Detaschement der Garde rückte ein und der Capitain derselben, der alte Guitaut, wagte zu dem großen Condé zu sagen:

„Im Namen der Königin verhafte ich Sie.“

So sprach er auch zu den Prinzen von Conti und von Longueville. Man verlangte ihnen die Degen ab und die Ceremonie ging auf diese Weise ganz friedlich ab. Man setzte sie in einen Wagen und führte sie auf einem Umwege nach dem Thore Richelieu, wo der Herr von Miossens sie mit dreihundert Chevaurlegers erwartete, die sie bis zu dem Walde von Vincennes begleiteten. Die Wege waren schlecht, der Wagen warf um und der Prinz, der über seinen Bruder hinwegsprang, war nahe daran zu entkommen. Miossens hielt ihn aber zurück, indem er das Schwerdt erhob.

Unser Held Jergay, den wir an derselben Stelle verließen, war Zeuge dieser Scene.

„Jergay,“ rief ihm der Prinz zu, „wenn Sie mit hätten beistehen wollen, würde ich entkommen sein.“

— „Ziehen Sie sich aus der Sache wie Sie können. Ihre wegen ziehe ich meinen Degen nicht.“

„Die Königin soll Ihre Antwort erfahren,“ sagte Miossens zu Jergay, „und ich wünsche, daß Sie darauf wieder zu Gnaden angenommen werden mögen.“

„Der Herr Prinz wird auch Vortheil davon haben, denn er wird hier in dem Walde von Vincennes darüber nachdenken, wie gefährlich es sei, seine Diener aufzuopfern.“

Nachdem so unser Held das Vergnügen einer gemäßigten Rache genossen, kehrte er wieder niedergeschlagen nach Paris zurück. Das Volk zündete zum Zeichen seiner Freude Strohsfeuer an. Der Hof und die Fronde jubelten in gleichem Maasse über die Verhaftung des Prinzen und schlossen auf kurze Zeit eine Art Waffenstillstand. Jergay, der jetzt zu keiner Partei gehörte, begab sich in seine Wohnung, wo ihn ein Brief, den er vorfand, angenehm überraschte, indem ihm derselbe bewies, daß er doch nicht von Allen vergessen sei. Bei dem Anblicke der Handschrift Céciliens zitterte er vor Besorgniß, er könnte die Bestätigung der Nachricht erhalten, deren Menil sich gerühmt. Der Leser mag selbst urtheilen.

„Herr Marquis,“ schrieb Cécilie, „ich würde nicht an Sie schreiben und Sie würden niemals von mir gehört haben, wenn Ihre ehrgeizigen Absichten den Erfolg, den Sie wünschten, gehabt hätten. Es ist Unrecht von Ihnen, die Bande, welche uns vereinigten, zerrissen zu haben, ohne mich vorher um Ihre Freilassung zu ersuchen. Ich würde Ihnen die Freiheit gegeben haben, da mir Ihr Glück mehr gilt, als das meinige und da ich nicht mehr glücklich sein konnte, seit Sie aufgehört haben, mich zu lieben. Ich habe viele Thränen vergossen, während Sie der Gegenstand aller Gespräche waren. Jetzt, da Sie unglücklich, vom Hofe verstoßen, ein Opfer des Prinzen, den Angriffen Federmanns ausgesetzt sind, überlassen Sie sich vielleicht zu sehr der

Verzweiflung, da es Ihnen an einem Freunde gebricht, der Sie tröstet. Wenn es Ihnen einen Trost gewähren sollte zu erfahren, daß ich Sie noch immer beklage, so würde ich mit einem Vorwurf daraus machen, Ihnen diesen Trost nicht zu gewähren. Es wäre weder Ihrer noch ist es meiner würdig, so ohne Lebewohl von einander zu scheiden. Ich sage Ihnen also durch dieses Schreiben Lebewohl auf ewig; mein Vorfaß, Sie nie wieder zu sehen, giebt mir den Muth, Ihnen auch zu sagen, wie tief mich Ihre Untreue geschmerzt hat. Mein Herz kennt jenen Stolz nicht, der seine Leiden nicht gestehen mag. Ja, es hat mich mehr geschmerzt, von Ihnen verlassen worden zu sein, als Sie die Strenge der Königin schmerzen mag. Bedenken Sie also Ihren Verdruß darüber, daß Sie das Herz der Majestät nicht rühren konnten, wenn Sie den erlauben wollen, welchen ich darüber empfinde, Ihre Liebe nicht behalten zu haben; aber wenn Sie Ihr Herz dem Hasse oder dem Wunsche öffnen, an Ihren Feinden Rache zu nehmen, so entfernen Sie sich wieder von mir, denn ich zürne nicht und meine Rache geht nicht über den Wunsch hinaus, daß Sie einiges Bedauern empfinden möchten, wenn Sie meine Verzeihung erhalten. Man hat hundert Male gesagt, das Herz könnte nicht darüber gebieten, ob es lieben wolle oder nicht; aber es ist eine Feigheit, wenn man unsere Schwächen für unvermeidlich hält. In Uebereinstimmung mit dieser Wahrheit erlaube ich mir hinzuzusetzen, daß, wenn unsere Gefühle unwillkürlich sind, die guten Herzen sich wenigstens von den andern durch ihre Beständigkeit auszeichnen. Entschuldigen Sie den leßtern Vorwurf, den mir der Kummer entreißet. Es wäre edeler gewesen, meine Verzeihung nicht mit einer Klage zu verbinden. Um die Königin nicht nachzuahmen, welche Ihre Vertheidigung nicht anhören will, werde ich morgen Ihre Antwort abholen lassen. Sie können versuchen, sich zu rechtfertigen. Mein Vater möchte mich mit Menil verheirathen; ob ich aber gleich keinen vernünftigen Grund dagegen anführen kann, da der Ritter mich liebt und ich frei bin, so fürchte ich doch, man könnte in dieser Verheirathung ein Bestreben sehen, Ihr Herz, das ich verloren, schnell durch ein anderes zu ersetzen; ich widerstrebe deshalb dem Willen meines Vaters in der Hoffnung, meine Kälte werde den Herrn von Menil von mir entfernen. Da Ihr Schicksal mir niemals gleichgiltig sein wird und man den Leuten das wünschen muß, was ihrer Neigung und ihrem Charakter zusagt, so wünsche ich zu Ihrem Glücke eines Tages zu erfahren, daß es Ihnen gelungen sei, die Gunst irgend einer Fürstin zu gewinnen. Ich meines Theils habe keinen andern Wunsch mehr, als niemals einen andern Namen zu führen als den jetzigen,

„Cécilie von Endreville.“

Sobald die Hoffnung eine kleine Oeffnung gefunden hatte, in die Seele Jergays einzubringen, zog sie in dieselbe ein, herrschte darin unbeschränkt. Unser Held glaubte gern, er sei noch geliebt, und diesmal hatte er unserer Meinung nach nicht Unrecht. Je tiefer sein Gram und Schmerz gewesen war, um so schneller tröstete er sich. Er setzte sich sogleich nieder und

schrieb eine sehr lange Antwort, aus welcher wir nur die nachstehende Stelle mittheilen:

„Da Sie so gütig gewesen sind, meine Verzweiflung sich zu Herzen zu nehmen, so erfahren Sie, daß ich ohne Sie vielleicht meinem Schmerze erlegen wäre. Ich habe die Königin nie geliebt. Ohne den Anreiz, ohne den hinterlistigen Rath des Prinzen würde ich nie jener Eitelkeit nachgegeben haben, die mich für mein ganzes Leben unglücklich macht. Es bedurfte keinesweges aller der unglücklichen Anfälle, die meine Thorheit nach sich gezogen hat, um mir die Augen zu öffnen. Ein einziger Blick von Ihnen, ein einziges Wort von Ihrer Hand hätte dazu hingereicht, aber während jenes augenblicklichen Schwindsels schien sich alles zu vereinigen, um mich in der Verblendung zu erhalten, die ich jetzt kaum zu begreifen vermag. Trotz Ihrem Rechte, mich zu hassen und zu verachten, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich Sie noch immer liebe. Ich bin über den erbärmlichen Zustand hinaus, in welchen mich der Stolz, die Ungerechtigkeit und die Grausamkeit der Fürsten gebracht haben. Die verhaßten Namen, die man meiner bloßen Unvorsichtigkeit giebt, sollen nicht immer auf mir lasten. Es ist mir noch Seelenadel geblieben. Mit der Zeit und mit Gottes Hilfe werde ich mich wieder aufrichten. Ohne Zweifel steht es mir nicht wohl an, Ihnen ein Herz, das Sie einmal verrathen hat, einen besleckten Namen, einen durch die Verläumdung zerrissenen Ruf und ein Vermögen anzutragen, das ich vielleicht opfern muß, um mir meine Ehre wieder zu gewinnen; aber wenn dieses Herz nach andern Prüfungen Ihnen treu bleibt, wenn ich die Flecken von meinem Namen abwasche, wenn es mir gelingt, mir einen neuen Ruf zu erwerben, und wenn mir soviel Vermögen übrig bleibt, daß es Ihrem Vater genügt, werden Sie dann durch meine Anstrengung sich nicht rühren lassen? Unsere Verbindung wurde durch meine Schuld zerrissen und wenn sie meinem Nebenbuhler Ihr Herz und Ihre Hand geben wollten, hätte ich nicht das Recht darüber zu klagen; wenn Sie mich aber in Ihrem Herzen nicht durch einen Andern ersetzt haben, wenn die Klage, die Ihre Verzeihung begleitet, eine Folge aufrichtigen Schmerzes ist, so weinen Sie nicht über Gefühle, die nicht erloschen sind, und gestatten Sie meiner Reue die Zeit, meine Irrthümer abzubüßen und Ihre Liebe und Ihre Achtung von Neuem zu verdienen.“

Nachdem der Marquis so mit ehrlicher Offenheit alles, was er dachte, ausgesprochen hatte, hoffte er gern, daß sein Schreiben Wunder wirken würde. Cécilie mußte, seiner Meinung nach, unfehlbar Mitleid fühlen und seine Fehler mit liebevoller Nachsicht vergessen, die ihn schon im Voraus entzückte. Indem er seine Antwort dem alten Diener Endrevilles zugleich mit einer schweren Börse übergab, hielt Terzay seine Angelegenheiten für vollkommen wieder umgestaltet. Er glaubte, ein zweiter Brief von seiner Schönen würde ihm bald Gewisheit über sein Glück geben. Es vergingen indeß Tage und Wochen, ohne daß

etwas erschien. Kummer und Unruhe kehrten deshalb in sein Herz zurück, wenn auch bisweilen die Hoffnung wieder als Siegerin in dasselbe einzog.

7.

Sobald die Pforten des Gefängnisses hinter dem Prinzen sich geschlossen hatten, erlosch der Zorn des Volkes mit den Strohseuern. Man schrie laut über eine Tyrannei, welche man begünstigt hatte. Mazarin, hieß es, ist ein Bedrücker, der weder das königliche Geblüt, noch den Ruhm und frühere Dienste schont; er opfert alles seiner Rache. Das Parlament sollte der Königin nichts mehr bewilligen, ohne die Freilassung des Prinzen und die Verbannung des Cardinals aus dem Königreiche. Der Hof glaubte endlich freier zu athmen, da er von dem großen Condé erlöst war; aber dieser Augenblick war gerade der seines Verfalles. Da der Coadjutor Einfluß auf Monsieur hatte, so wurde die Fronde fürchtbarer. Die Königin gedachte, aus Paris zu entfliehen und im Luxemburg berathschlagte man, sie daran zu verhindern; man gedachte, den König entführen zu lassen. War dieser Handstreich einmal ausgeführt, so mußten die Folgen unberechenbar sein. Zum Glück wagte Gaston von Orleans den Befehl nicht zu geben. Der Stern des Ministers erlebte von Tage zu Tage mehr und als er endlich erkannte, daß seine Feinde stärker wären als er, begann er seinen Rückzug. Er eilte nach Havre de Grace, wohin man die Gefangenen gebracht hatte, und da er sich wenigstens das Verdienst sichern wollte, ihnen die Pforten zu öffnen, so warf er sich vor dem Prinzen nieder, der ihn sehr schlecht aufnahm und drohender als je vorher den Kerker verließ. Während der große Condé zu seinen Freunden zurückkehrte, zog Mazarin in das Ausland. Die Fronde, die erstaunte, nichts mehr verlangen zu können, zog sich grollend zurück; Monsieur schloß sich in dem Palaste Luxemburg ein und der Coadjutor beschäftigte sich mit seinen Vögeln. Die Königin zitterte und der Prinz hatte wirklich damals das Geschick des Landes in seinen Händen. Anna von Oesterreich bewies ihre Klugheit dadurch, daß sie sich den Frondeurs näherte. Der Herr von Condé begab sich um Mitternacht zu ihr in das graue Zimmer und man verständigte sich bald.

Der arme Terzay war ein entmuthigter und gleichgiltiger Zuschauer dieses, Scenenwechsels. Man findet seinen Namen nicht mehr in den Denkwürdigkeiten aus jener Zeit, außer in denen Mademoiselles. Sie verließ in einem Anfall überler Laune das Palais Royal und kehrte in den Palast Luxemburg zurück. Dort behielt sie einen kleinen Hof, an welchem Terzay Zutritt fand.

(Fortsetzung folgt.)



Der Marquis von Terzay.

Novelle von Paul v. Musset.

(Fortsetzung.)

Der Tag, an welchem Terzay aus seiner Nichtigkeit heraustrat, war jener des großen Kampfes zwischen dem Prinzen und der Fronde, die es diesmal mit dem Hofe hielt. Mit Sonnenaufgang versammelte man sich auf der einen Seite in dem Palaste des Prinzen, auf der andern in dem des Erzbischofs. Neutral konnte Niemand bleiben. Der Coadjutor hatte Waffen aller Art in seinem Hause verborgen und empfing die Freiwilligen, die von allen Seiten herbeieilten. Jedem wies er einen Rang nach seinem Stande an. Auch unser Held erschien, mit dem Vorsatze, den Degen gegen seinen ehemaligen Beschützer zu ziehen. Gondi empfing ihn gut und theilte ihm sechs Mann zu. Menil führte ebenfalls ein Detaschement.

„So stehen wir also in einem und demselben Gliebe?“ sagte er zu Terzay.

— „Was mir gar nicht lieb ist, denn ich verabscheue Sie.“

„Schwerlich mehr, als Sie mir zuwider sind.“

— „Unter wichtigern Angelegenheiten werden wir unsere Privatfreitigkeiten jetzt ruhen lassen; sind alle jene Angelegenheiten beendet, dann werde ich mir die Freiheit nehmen, Sie an die unserigen zu erinnern. Woher kommt es, daß Sie mir Ihre Verheirathung noch nicht angekündigt haben?“

„Weil wir noch bei dem Verlöbniße stehen. Man verweist mich auf das Ende des Krieges und ich verlasse mich ganz ruhig auf das Wort meines Schwiegervaters; denn ich habe nicht mehr Ursache, Sie zu fürchten, da Sie von den Königinnen zu Prinzessinnen flattern.“

— „Sie sind meiner doch nicht so ganz ledig, als Sie sich einbilden. Ich werde Ihr Nebenbuhler bleiben bis an mein Ende.“

Auf dem Marsche kamen die beiden Nebenbuhler aus einander. Wir wollen jene so bekannte Sitzung des Parlamentes nicht erzählen. Der Tempel der Gerechtigkeit schien in einen Waffenplatz verwandelt zu sein und vier Stunden lang standen die beiden Parteien einander kampfbereit gegenüber. Die Fronde und die Prinzen hätten sich in diesem engen Raume gegenseitig vernichten müssen, wenn es zum Kampfe gekommen wäre, was

den Hof aus aller Verlegenheit gerissen hätte. Bekanntlich erhielt der Coadjutor beinahe einen Dolchstoß und nur der Muth des Präsidenten Molé rettete den zwölfhundert kampfgierigen Männern das Leben. Der Prinz entfernte sich gereizt und begab sich nach Saint Maur, von wo er nach wenigen Tagen nach der Guienne abreisete.

Terzay, der von einer jungen launenhaften Prinzessin abhing, fürchtete, lange bei der Fronde bleiben zu müssen und wollte wenigstens einigen Vortheil von seinen Besuchen im erzbischöflichen Palaste haben. Er suchte dort den Vater Céciliens mehrmals, aber vergeblich auf. Endreville grollte dem Coadjutor und behandelte ihn fast wie einen Mazarin. Eines Morgens erfuhr Terzay sogar, Endreville trenne sich von der Partei und ziehe sich ganz zurück. Terzay eilte in die Wohnung desselben und überzeugte sich, daß das Gerücht nicht gelogen.

„Mein Herr,“ sagte Terzay, „bis jetzt gehörten wir verschiedenen Parteien an. Jetzt sitzen wir unter gleichem Banner; gestatten Sie also, daß ich Ihre Freundschaft suche und von einer Angelegenheit spreche, die mir sehr am Herzen liegt.“

Endreville nickte leicht mit dem Kopfe und fuhr fort, die Koffer auf den Reisewagen zu schnüren.

„Herr Marquis,“ sagte er, „Ihre Anwesenheit hier beweiset deutlich genug, daß die Fronde nicht mehr existirt. Ich stehe jetzt unter gar keiner Fahne, was indeß kein Hinderniß ist, daß Sie mir Ihre Angelegenheit anvertrauen, wenn Sie es wünschen.“

— „Sie haben eine reizende Tochter, die ich liebe seit dem Tage, als ich sie zum ersten Male gesehen habe.“

„Sie lieben meine Tochter?“ wiederholte Endreville.

— „Von ganzem Herzen.“

„Sie werben um ihre Hand?“

— „Ja. Verzeihen Sie, daß ich keinem Andern diese Sache übertrage; ich hoffe, die Liebe würde mir so viel Beredsamkeit gewähren, daß ich Sie zu rühren vermöchte.“

„Ich gebe nichts auf Förmlichkeiten. Cécilie ist ein verständiges Mädchen und ihr überlasse ich Alles. Da ich ihren Mann nicht heirathe, so erlaube ich ihr, nach ihrem Geschmace selbst zu wählen, weil ich überzeugt bin, daß sie weder einen Narren noch einen ehrlösen Mann wählen wird.“

— „Das beweiset, daß Sie ein vortrefflicher Vater sind

und ich achte Sie um so höher. Wie freue ich mich zu sehen, daß Ihre Abneigung gegen mich aufhört!"

„Die kam daher, daß Sie es mit der Spanierin hielten. Jetzt, da die arme Fronde den Geist aufgegeben hat, wünsche ich Ihnen nichts Böses.“

— „Ich bin Ihnen sehr dankbar. Ich darf also mit Ihrer Bewilligung Cäcilien meine Huldigung darbringen?“

„Thun Sie dies,“ entgegnete Endreville, indem er einen Strick zusammenknüpfte; „aber es wird verlorene Mühe sein.“

— „Warum, Herr von Endreville?“

„Weil ich meine Tochter dem Herrn von Menil versprochen habe, der mich zuerst um ihre Hand gebeten hat und sie auch liebt.“

— „Wenn aber Fräulein Cäcilie mich ihm vorzöge?“

„So wird sie die Ihrige.“

— „Die Hoffnung kehrt zurück. Wissen Sie, daß ich schon früher meine Liebe ihr erklärt habe und daß Ihre liebenswürdige Tochter mir Hoffnung gemacht hat.“

„Sie wird sich eines andern besonnen haben.“

— „Erlauben Sie mir, daß ich mich davon überzeuge.“

„Recht gern. Es ist jetzt gepackt. Heda, Cäcilie!“ rief der Vater; „alles ist bereit, Du kannst kommen.“

Cäcilie erschien in Reisekleidern und das Blut stieg ihr in das Gesicht, als sie Terzay erblickte.

„Liebe Tochter,“ sprach der Herr von Endreville, „der Herr Marquis sagt, er liebe Dich und hält bei mir um Deine Hand an. Auch versichert er, er stehe schon seit längerer Zeit in genauerer Bekanntschaft mit Dir.“

— „Das ist allerdings die Wahrheit, lieber Vater.“

„Warum nahmst Du da Menil an, wenn Du einem Andern den Vorzug gabst?“

— „Wissen Sie nicht, daß der Herr von Terzay mir untreu wurde, indem er nach der Gunst der Königin strebte?“

„Das haben Sie mir verziehen!“ rief Terzay.

— „Aber Ihre neue Untreue? die habe ich nicht verziehen.“

(Fortsetzung folgt.)

Straße in Cairo.

Die Straßen Cairo's (in Aegypten) sind im Allgemeinen enge und krumm, vorzüglich im Juden-Viertel, wo in einigen Durchgängen und Gäßchen kaum zwei Personen neben einander vorbei passiren können. Die Fenster, mit ihrem seltsam geschnittenen hölzernen Gitterwerk springen auf beiden Seiten so weit hervor, daß sie fast zusammentreffen und dem Lichte den Zutritt sehr versperren; ob dies nun schon einen angenehmen und nützlichen Schatten erzeugt, so erhalten doch auf der andern Seite diejenigen Straßen, welche blos aus Wohnhäusern bestehen, hierdurch einen düstern, unfreundlichen Anblick. In dergleichen Straßen sieht man nur sehr wenige Vorübergehende,

aber in den Bazaars und in den Hauptstraßen herrscht ein fortwährendes Hin- und Herströmen von Türken, Copten, Juden, Derwischen und Beduinen aus der Wüste in ihren malerischen und zierlichen Trachten.

Ein Fremder, der blos die Hauptstraßen passirt, muß Cairo für eine sehr dicht bevölkerte Stadt halten; allein wer sie von dem Dache eines hohen Hauses oder einem Minaret herab überblickt, gewinnt bald eine andere Ansicht; er bemerkt innerhalb der Mauern manche leere Stellen, die zur Zeit der Ueberschwemmung kleine Seen und Teiche abgeben. Die Hauptstraßen haben gewöhnlich entlang beiden Seiten eine Reihe Kaufläden. Die Nebenstraßen haben zum größten Theil an jedem Ende ein großes, hölzernes Thor, welches des Nachts geschlossen und von innen durch einen Thüthüter bewacht wird, der es Jedermann, welcher Einlaß begehrt, öffnet. Die einzelnen Stadtviertel bestehen meistens aus verschiedenen Gäßchen und haben blos einen Haupteingang mit einem Thore, welches ebenfalls des Nachts verschlossen wird, einige indess sind mit einer von den oben erwähnten Nebenstraßen versehen, welche hindurch läuft.

Unsere Abbildung stellt im Hintergrunde einen von den Sebeels (Wasserbehälter) dar, woraus sich die Einwohner unentgeltlich mit Wasser versorgen können, und welche das heiße Klima Aegyptens so nothwendig macht. Cairo zählt dreihundert dergleichen Sebeels, die sie zum Theil der Wohlthätigkeit und Freigebigkeit der Reichen zu danken hat, und die jährlich zur Zeit der Ueberschwemmung gefüllt werden.

Der abgebildete Sebeel nebst mehreren andern ist im Jahre 1766 vom Emir Abder-Rahman Kyahhya, einem sehr reichen Manne, errichtet worden. Er zeigt ein seltsames Gemisch von türkischem und arabischem Geschmack, und das Fenster, durch welches der durstige Wanderer seinen Trunk erhält, ist mit einem schönen bronzenen Gitter verziert. Den obern Theil des Gebäudes nimmt ein offener Kuttab (Schule) ein, und wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die Sebeels in der Regel mit dergleichen Anstalten verbunden sind.

Im Vordergrund, auf offener Straße, vor dem Laden eines Attar oder Droguisten, welchen ein Marschiseh (orientalische Tabackspfeife) bezeichnet, sitzt ein Diener des Legation, mit Stößen einer Substanz in einem hölzernen Mörser beschäftigt. Ein Frauenzimmer von der untern Volksklasse, das Gesicht mit dem dunkeln Burko (Schleier) zur Hälfte verhüllt, ein Gefäß auf dem Kopfe tragend, geht vom Sebeel her über die Straße; ein anderes, eine Bettlerin mit unverhülltem Gesicht, kniet mitten auf dem Wege und sieht einen Moslem, der auf einen Maulteser vorbeireitet, um Almosen an. Die ganze Scene ist treu von der Natur entlehnt.

Bejn el-Kasreyn, d. h. die Straße zwischen den zwei Palästen, galt vor einigen Jahren als ein anziehender Gegenstand für den Alterthumsforscher, indem noch einige Ueberreste von diesen alten Palästen vorhanden waren.



Der Marquis von Terzay.

Novelle von Paul v. Musset.

(Fortsetzung.)

„Mein Fräulein, Sie bilden sich nur ein, daß ich wieder untreu gewesen,“ sprach Terzay.

— „Lügen Sie nicht. Sie lieben Mademoiselle, die Prinzessin, bei der Sie indeß offenbar auch scheiterten, wie bei der Königin. Der Herr von Menil hat gesehen, wie Sie den Galanten bei ihr spielten und Jedermann wiederholte, daß Sie im Luxemburg Ihre Abenteuer vom Palais Royal wiederholten.“

„Und Sie glaubten die Verläumdung Menils, das Geschwätz alberner Thoren? Sie lieben mich nicht mehr und wollen Ihre Untreue nur verhüllen.“

— „Da kommt Gesellschaft,“ fiel der Vater ein. „Wir sollten schon weit weg sein. Ist Ihr Wortwechsel bald zu Ende?“

„Ja, Herr,“ antwortete Terzay. „Nehmen Sie zu Ihrem Schwiegersohne einen Lügner und Narren, der mich heimtückisch angefallen und fast ermordet hat.“

— „Ich werde niemals meine Hand dem Herrn von Menil geben,“ entgegnete Cécilie. „Wir wollen ausbrechen, Vater; bringen Sie mich in ein Kloster.“

Auf Cécilien schien der Ton der Aufrichtigkeit, mit welcher Terzay gesprochen hatte, Eindruck gemacht zu haben. Sie sah an der andern Seite aus dem Wagen heraus und es versteht sich von selbst, daß unser Held bald neben ihr war.

„Es ist nicht recht von Ihnen, mein Fräulein,“ sagte er, „daß Sie Ihre Zuflucht sogar zur Verstellung nehmen.“

— „Ist es meine Schuld, daß man sagt, Sie liebten die Prinzessin?“

„Sehen Sie nicht, daß dies nur eine List des Herrn von Menil ist? Würde ich mich bei Ihrem Vater um Sie bewerben, wenn ich eine Andere als Sie liebte? Habe ich nicht so gleich den günstigen Augenblick benützt, der uns wieder näher an einander bringt? Der Herr von Endreville hat keine Abneigung mehr gegen mich, er läßt Ihnen vollkommen freie Wahl und Sie zerreißen nun unsere Verbindung in Folge eines lächerlichen Gerüchtes! Dieser letzte Schlag ist der grausamste von allen; es bleibt mir nun nichts Anderes übrig, als den Tod in einer Schlacht zu suchen.“

„Guter Gott, das mögen Sie doch nicht thun, wenn Sie wirklich unschuldig sind. Rechtfertigen Sie sich; ich verlange weiter nichts, als Sie treu zu wissen, und möchte Ihre neue Unbeständigkeit nicht überleben. Wenn wir einander wirklich lieben, würden wir doch sehr thöricht sein, den Tod aufzusuchen. Kommen Sie in der nächsten Woche nach Mantes. Lassen Sie mich an das Sprachgitter im Kloster rufen. Wir werden dann Zeit haben, uns auszusprechen. Denken Sie also nicht mehr an Tod und Schlachten.“

Terzay, den die letztern Worte Céciliens wieder etwas beruhigten, kehrte minder traurig, aber in hohem Grade erbittert gegen Menil nach dem Luxemburg zurück.

— „Der Glende!“ sprach er bei sich; „wagt auszusprechen, ich sei in die Prinzessin verliebt! Die Prinzessin ist wohl jung und reizend; sie lacht gern mit mir und ich bin stolz auf den Vorzug, den sie mir gewährt; aber ich werde dem Thoren zu beweisen wissen, daß ich die Achtung nicht vergesse, welche ich einer so hochgestellten Dame schuldig bin. Ohne länger zu warten, werde ich sie um die Erlaubniß bitten, mich mit Menil schlagen zu dürfen.“

Auf den Stufen vor dem Schlosse begegnete der Vertraute des Coadjutors, Herr von Laigues, unserm Marquis.

„Eilen Sie hinauf,“ rief er ihm zu; „man schießt sich zu einem schönen Feldzuge an. Ihre Prinzessin ist General geworden.“

Terzay, der diese Worte nicht verstand, begab sich in das Münzcabinet, in welchem sich Monsieur mit seiner Tochter und seinen Freunden befand.

„Kommen Sie, Terzay,“ rief ihm die Prinzessin entgegen. „Wir halten eben Rath.“

— „Um was handelt es sich?“

„Um die Wegnahme der Stadt Orleans. Ich werde die Expedition befehligen.“

— „Mit einem so liebenswürdigen Generale ziehen wir bis an das Ende der Welt.“

„Welche Kinderei!“ fiel Monsieur ein.

— „Man lasse sie doch gewähren,“ entgegnete Madame. „Ich wette, daß die Kinder Glück haben.“

„So zieht denn nach Orleans, erkältet Euch aber nicht.“

Mit diesen Worten ging Monsieur achselzuckend hinaus.

— „Nun werden mir Ew. Hoheit wohl erklären, um was es sich handelt,“ sagte Terzay.

„Hören Sie die Neuigkeiten von heute Morgen. Die Königin hält keine ihrer Versprechungen; sie spottet des Parlamentes. Mazarin kehrt nach Frankreich zurück; der Hof erwartet ihn auf der Straße nach Poitiers; ein Courier hat uns eben diese Nachricht überbracht. Die Fronde kann nichts weiter thun, als sich dem Prinzen anzuschließen. Der Herr von Hocquincourt rückt gegen Orleans, um sich der Stadt im Namen der Regentin zu bemächtigen; aber man mag dort nichts von ihm wissen; man bietet sich Monsieur an, der, wie gewöhnlich, nicht weiß, wozu er sich entschließen soll. Die guten Leute von Orleans haben uns immer sehr geliebt. Die Stadt gehört zur Apanage Monsieur's. Sourdis, der Gouverneur derselben, verspricht, uns die Thore zu öffnen. Ich ziehe mit meinen Frauen und einigen Freunden ein, bringe dann die Truppen der Herren von Beaufort und von Remours hinein, und wenn die Leute des Königs sich zu nähern wagen, empfängt man sie mit Kanonenkugeln. Was meinen Sie dazu, Terzay?“

— „Der Plan ist vortrefflich erdacht.“

„Der Herr Coadjutor billigt ihn und fordert mich auf, der Schwäche Monsieur's fest gegenüber zu stehen.“

— „Er hat vollkommen Recht. Wann brechen wir auf?“

„Sogleich. Ich warte nur noch auf zwei Räte des Parlamentes, die mich begleiten sollen.“

Diese beiden Herren, von Croissi und von Vermont, erschienen gleich darauf. Dann kam der Prinz von Rohan, der nach Mademoiselle commandiren sollte, und als Alles bereit war, rief man nach den Wagen.

Wer die Vorbereitungen zu dieser Expedition sah, konnte unmöglich glauben, daß man eine Stadt mit Sturm nehmen wollte. Bis auf zwei schon bejahrtere Damen hatte die Prinzessin nur junge Mädchen um sich, die auf der Treppe vor dem Palaste lachten und schwagten. Am verschlossenen Fenster sah man das Gesicht Monsieur's, während Madame von dem Balcone herab ihrer Stieftochter hunderterlei empfahl. Die sechs Cavaliere, zu denen unser Held gehörte, standen in einiger Entfernung, den Zügel ihrer Pferde in der Hand, und ließen die Schaar blühender schöner Mädchen nicht aus den Augen.

„Wahrhaftig, die Prinzessin ist doch die schönste unter allen,“ sagte Einer. „Man sehe nur ihr reizendes blondes Haar.“

— „Allerdings, und ihren Fuß; wie zierlich er in dem kleinen grünen Schuh aussieht!“

„Vorwärts!“ rief die Prinzessin; „alles ist bereit. Nach Orleans, meine Freunde! Wer mich liebt, folge mir!“

— „Nach Orleans!“ riefen alle Mädchen.

Die Prinzessin stieg in den ersten Wagen mit den ersten Männern des Parlamentes. In den beiden folgenden saßen die jungen Mädchen. Ein vierter war leer.

„Wer kommt in diesen?“ fragte man.

— „Er ist für meine Musiker,“ antwortete die Prinzessin mit Majestät. Und es erschienen wirklich die Künstler ihrer

königlichen Hoheit, geführt von dem kleinen Lull, der noch nicht so berühmt war, wie er es später wurde. Drei Wagen mit Lebensmitteln und Gepäck schlossen den Zug. Die heitere Schaar jagte im Galopp davon und die Zuschauer jubelten: „es lebe die Prinzessin!“

8.

Die große Prinzessin hatte einen sehr zierlichen Fuß und liebte die grünen Schuhe. Diese Eigenthümlichkeit war von Wichtigkeit in dem Geschick Terzay's. Unser Held dachte nicht daran, wie nachtheilig dieser Feldzug für seine Angelegenheiten werden könnte. Erst ungefähr in Bourg-la-Reine fiel ihm sein Zorn gegen Menil und sein Vorfaß wieder ein, nach Mantes zu gehen und Cécilien dort im Kloster zu sprechen. Bis zum Dorfe Longjumeau dachte er betrübt darüber nach. Man konnte vor Abend nicht nach Etampes gelangen und mußte die Nacht über in einem Dorfe bleiben. Am andern Tage traf man auf die Truppen Beauforts und Remours. Diese beiden Prinzen bildeten mit Rohan den Kriegsrath, in welchem die Prinzessin den Vorfaß führte. Man erfuhr, daß sich der Hof in der Nähe von Orleans befinde, daß ihm aber die Thore nicht geöffnet werden würden. Abgeordnete der Stadt ersuchten die Prinzessin, nicht näher zu kommen, bevor der König sich entfernt haben würde. Sie achtete aber nicht darauf und setzte ihren Weg fort. Am Abende des zweiten Tages speisete man vergnügt in zahlreicher Gesellschaft und machte sich das Vergnügen, auf der Post die Briefe zu erbrechen. Die Vorlesung derselben ergöhte die Versammlung. Eine Sitzung des Kriegsrathes nahm den Vormittag des dritten Tages in Anspruch und man gelangte in die Nähe von Orleans. Die Prinzessin mochte durchaus keinen Rath mehr anhören.

„Mir kommt es zu,“ sagte sie, „mein Unternehmen so, wie ich es entworfen habe, zum Ziele zu führen. Sie, meine Herren Minister, sind mir Gehorsam schuldig. Ich behaupte, daß mir die Stadt ihre Thore öffnet, ohne daß man von ihren Mauern bei uns ein einziges Gewehr gesehen hat. Ich werde nur mit meinen Damen, meinen Cavalieren und einigen Dienern zu Fuß erscheinen.“

Der Kriegsrath wagte es nicht, Vorstellungen dagegen zu machen, und die Prinzessin begab sich an das alte Thor. Die Bürger und Soldaten versammelten sich in Menge oben auf dem Walle und riefen: „es lebe die Prinzessin!“ Aber man öffnete nicht. Ungebuldig stieg die Enkelin Heinrich's IV. aus und verließ, ohne Rücksicht auf die Etikette, ihre Damen. Der Herr von Pradine eröffnete ihr, daß es einige Schritte weiter hin ein minder stark bewachtes Thor gäbe, daß man aber nur durch Gräben und Dornengebüsche zu demselben gelangen könnte. Die Prinzessin wagte sich ohne langes Zögern in diese Gefahren. Die Damen jammerten laut, als sie dieselbe wie eine Kage klettern und ihr Gewand zerreißen sahen. Nichts vermochte sie aufzuhalten und so gelangte sie, geführt von Pradine und Terzay, an das alte Thor.

„Ich befehle, mir zu öffnen!“ rief sie hier.

Der Capitain, der da Wache hielt, antwortete sehr ehrerbietig, er habe keine Schlüssel. Die Leute erboten sich, das Thor einzuschlagen; sie rissen zwei Breter ab und die Herren des Gefolges stiegen zuerst durch diese Bresche ein. Pradine hob die Prinzessin empor und Terzay zog sie an den Füßen an sich. So brachte man sie wie Contrebande hinein. Als bald wirbelten die Trommeln, die Soldaten präsentirten das Gewehr und die Stadt gehörte der Fronde. Man trug die Prinzessin auf einem Sessel auf das Rathhaus und der Siegelbewahrer mit dem großen Rathe des Königs, welche an einem andern Thore Einlaß begehrten, hörten das Jubelgeschrei des Volkes und kehrten zurück, wie sie gekommen waren.

Abends endlich, als man wieder etwas zu sich kam, fragte die Prinzessin, ob man mit ihr zufrieden sei.

„Sie haben bewiesen,“ antwortete Rohan, „aus welchem Blut Sie stammen. Ohne Ihre Schnelligkeit wäre die Stadt dem Könige in die Hände gefallen.“ Die Mädchen schwuren, ihrer Führerin von nun an, wenn sie es verlange, in den Rationendampf hinein zu folgen. Unser Held, der bei Seite stand, hörte sinnend dem Lachen und Scherzen zu. Die Prinzessin trat zu ihm und redete ihn an:

„Und Sie, Terzay, theilen meine Freude nicht? Sind Sie nicht stolz darauf, einem Eroberer gleich mir zu dienen? Wird nicht dieser Tag ein wichtiger in Ihrem Leben sein?“

— „Ich fürchte, daß er wichtiger für mich werde, als ich es wünsche.“

„Unter uns, ich wundere mich selbst über meinen Muth. Aber woran dachten Sie eben hier im Winkel?“

— „Ich dachte an den Augenblick, als ich Ew. Hoheit auf meinen Armen trug.“

„Verderben Sie mir den glorreichen Tag nicht durch Co-mödienredensarten.“

— „Dieser schöne Tag ist vielleicht der einzige, an welchem Sie mir verzeihen können, was ich empfinde, und deshalb wage ich die Pein meines Herzens auszusprechen.“

„Sehen Sie sich vor, Terzay; mischen Sie die Galanterie nicht in sehr ernste Dinge. Ich verzeihe Ihnen, ehe ich mich niederlege; morgen aber sprechen wir weiter davon.“

Monsieur würde gewiß gern das Unternehmen seiner Tochter lächerlich gemacht haben, wenn es mißglückt wäre. Da aber das Gegentheil geschehen war, so schrieb er einen sehr heroischen Brief, um die Prinzessin zu beglückwünschen. Die Einnahme von Orleans war eine so folgenreiche Thatfache, daß der Prinz sogleich aus der Guienne herbei eilte, um die Armee Mazarins zu bekämpfen. Es gehört nicht hierher, die Heldenthaten des großen Feldherrn oder die Dienste aufzuzählen, welche ihm Mademoiselle während des Aufenthaltes in Orleans leistete. Man kann dies ausführlich in den weitläufigen Denkwürdigkeiten der Prinzessin nachlesen. Man wird daraus ersehen, wie sie Beaufort und Nemours ausföhnte, die mit einander stritten; wie sie den Landleuten Recht widerfahren ließ, die Gelder des Königs

rettete, die man plündern wollte, Gewaltthätigkeiten verhinderte und Wittwen und Waisen unterstützte.

Unser Held blieb ganze vierzehn Tage bei der Prinzessin, die ihm wie ein flüchtiger Traum vergingen; er führte ein sehr angenehmes Leben, wich von der Prinzessin so wenig als ihr Schatten und betrachtete ihre grünen Schuhe, die ihm so wohl gefielen. Eines Morgens, als er den Seufzenden spielte, bemerkte man es und es wurde darüber gesprochen. Die Prinzessin war noch nicht nachsichtig wie später gegen Lauzun. Ihr Wunsch, einst eine Krone zu tragen und ihr neuer Ruhm nöthigten sie, unserm Marquis eine wohlthätige Warnung zukommen zu lassen.

„Mein lieber Terzay,“ sagte sie, „ich will Ihnen wohl und möchte nicht gern streng und hart mit Ihnen sprechen. Die übele Behandlung, die Sie von der Königin erfahren haben, hat mir immer sehr leid gethan, wie Sie wissen, und ich nahm Sie aus Mitleid auf, als Alle sich von Ihnen abwendeten; aber in meinem Alter und frei, wie ich bin, kann ich einen schönen und verliebten jungen Herrn nicht bei mir behalten, der den Verliebten mir gegenüber spielt. Ein zweites unglückliches Abenteuer würde Sie für immer stürzen. Werden Sie also wieder vernünftig und lassen Sie das Seufzen, wenn Sie nicht wieder in den traurigen Zustand zurückfallen wollen, aus dem ich Sie gezogen habe.“

Die goldene Wolke, welche vor den Augen unseres Helden schwebte, zerfloß alsbald und die Wahrheit stellte sich ihm unverhüllt dar.

„Ew. Hoheit erzeigen mir eine große Wohlthat,“ antwortete er, „indem Sie mich auf meine Thorheit aufmerksam machen, ohne sich darüber zu erzürnen. Ich werde Ihnen ewig dankbar für diese Nachsicht sein und gestehe, daß ich doppelt schuldig bin, weil ich von ganzem Herzen ein Mädchen in meiner Provinz liebe.“

— „Heirathen Sie das Mädchen und bringen Sie mir die Schöne in den Palast Luxemburg.“

„Ich fürchte, sie durch mein Schweigen erzürnt zu haben.“

— „Eilen Sie zu ihr und söhnen Sie sich mit ihr aus. Ich gebe Ihnen Urlaub. Läßt sich Ihre Schöne nicht erweichen, so werden wir mit ihr sprechen. Ich wünsche diese Verheirathung und es ist Ihnen bekannt, daß das, was ich wünsche, geschehen muß und geschieht. Ich werde bei Gelegenheit dieser Hochzeit einen Ball veranstalten.“

— „So viel Edelmuth und Nachsicht erfüllt mich mit Freude. Ich werde sogleich abreisen und möge es der Himmel geben, daß ich vermählt zurückkomme.“

Terzay reifete ab, wie er gesagt hatte, und jagte so schnell dahin, als wollte er die verlorenen Tage wieder einholen. Menil hatte Abgeordnete der Prinzessin in dem erzbischöflichen Palaste gesehen. Er plauderte mit ihnen und erfuhr so, daß unser Held in die neue Jungfrau von Orleans verliebt sei. Die Gelegenheit war günstig. Damit indeß Cécilie die Nachricht nicht ungläubig aufnehme, wenn er sie überbringe, schickte er ei-

nen Boten nach Manteb, der dort übertriebene Gerüchte verbreiten mußte. Sie gelangten selbst in das Kloster zu den Ohren Cäcilien, die vor Kummer fast in Ohnmacht sank. Indeß kam Terzay schon zwei Tage darauf in das Sprachzimmer des Klosters. Cäcilie ging weinend in dem Klostergarten umher, als man ihr meldete, es wünsche ein Herr mit ihr zu sprechen.

„Sie sind es!“ rief sie, indem sie die Thränen trocknete. „Sie knien also nicht vor der Prinzessin?“

— „Bin ich doch vierzig Stunden weit geritten, um vor Ihnen niederzusenken. Sie sind Ihre eigene Herrin, da Ihr Vater Sie nicht beschränkt. Zögern Sie nicht länger, Cäcilie. Entscheiden Sie jetzt, ob Ihr Herz mich lohnen soll für Alles, was ich gelitten, und ob Sie mir die Fehler verzeihen, die ich bereits so schwer gebüßt habe.“

„Herr von Terzay, erheben Sie die Hand nach diesem Crucifix an der Wand und schwören Sie mir, daß Sie aufrichtig auf meine Frage antworten wollen.“

— „Ich schwöre es.“

„Haben Sie, ja oder nein! Liebe für die Prinzessin auf der Reise nach Orleans empfunden?“

— „Ich läugne es nicht. Einen Augenblick erfaßte mich eine Art Schwindel bei dem Anblicke der Reize ihrer Hoheit; aber der Verstand kehrte sehr bald zurück und meine Liebe zu Ihnen verschlechte die Trugbilder. Sie führt mich zärtlicher als je zurück mit dem Wunsche, Ihnen dies dadurch zu beweisen, daß ich mich Ihnen für mein übriges Leben ganz ergebe.“

„Wie kann ich auf eine Liebe bauen, die vor jedem schönen Augenpaare entweicht?“

— „Ja, ich gestehe es, ich gerathe leicht in Flammen. Bedenken Sie aber auch, daß Ihr Bild, trotz der langen Trennung, trotz der Herrschaft des Unvorhergesehenen, in meinem Herzen Allem widerstanden hat, was auch der Zufall versuchte, um es zu verdrängen. Zweifeln Sie nicht, Cäcilie; ich bin kein Liebhaber ohne Fehler, aber ich werde ein guter und treuer Ehemann werden, wenn Sie mich hinreichend lieben, um über mich zu wachen. Mein Herz wird immer unwillig über die Fehltritte, zu denen mich mein Leichtsinne treibt. Werden Sie meine Führerin und Sie werden sich überzeugen, daß wir ein herrliches wonnereiches Leben mit einander führen.“

Wäre das Gitter im Sprachzimmer nicht gewesen, so würde Cäcilie jetzt vielleicht dem Geliebten in die Arme gesunken sein. Das düstere Aussehen dieses Sprachzimmers und das Hinderniß des Gitters aber gaben ihren Gedanken eine ernste Richtung. Die jungen Mädchen verfehlen oft bei ihrem Wunsche, sich nur mit einem Muster von Vollkommenheit zu verbinden, die Gelegenheit, sich ein Glück zu sichern, das ihnen nahe ist. Es würde gewiß klüger und auch milder sein, die Person, die man liebt, dadurch zu bessern, daß man sie glücklich macht, als dadurch, daß man ihr verspricht, was sie wünscht, aber einem natürlichen Instincte nach finden die Weiber ein bewun-

dernswürdiges Vergnügen darin, die Belohnung zwanzig Mal zu bieten und zwanzig Male wieder zurückzuziehen. Cäcilie wollte nicht gestehen, daß sie Terzay seiner Fehler wegen liebte, und antwortete in einem Anfälle von romantischer Würde:

„Ich verlange von Ihnen noch eine letzte Prüfung; wir wollen noch drei Monate warten und wenn Sie nach dieser Zeit treu und ohne Tadel zurückkommen, werde ich Ihnen angehören.“

— „Und wenn ich in diesen drei Monaten sterbe? Wenn Ihr Vater Ihnen dann nicht mehr dieselbe Freiheit läßt wie jetzt? Wenn der Bürgerkrieg mich an das andere Ende des Landes führt? Wer weiß, was in dieser langen Zeit geschehen kann!“

„Die Schuld trägt nur Ihre Unbeständigkeit und der Zweifel, den mir Ihre Verirrungen eingeflößt haben. Leben Sie wohl; mein Wille steht unerschütterlich fest.“

Das Trauern und Klagen Terzays beruhigten Cäcilien über das Unkluge ihres Einfalles, indem sie dadurch die Ueberzeugung gewann, daß ein so verliebter Mann treu sein würde. Sie kehrte deshalb mit sich selbst vollkommen zufrieden in das Kloster zurück.

9.

Da der Kriegsschauplatz sich der Hauptstadt wieder näherte, so kehrte die Prinzessin zu ihrem Vater zurück. Die Rückkehr des Cardinals hatte die Frondeurs, die Prinzen und Monsieur gegen die Königin vereinigt. Berauscht von ihrem Glücke hielt die Tochter Gastons ihren Hof in dem Palaste Luxemburg und die Mode führte jeden Morgen bei fünfhundert Personen dahin. Während so die Prinzessin die Königin von Paris spielte, führte Condé den Krieg mit bewundernswürdiger Thätigkeit. Das Königthum würde dabei mehr als ein Mal verloren gewesen sein, hätte nicht Gott den Stern Ludwigs XIV. gegen den des großen Feldherrn geschützt. Auf dem Felde der Intrigue war er mit dem Coadjutor zusammengetroffen und auf dem Schlachtfelde, wo er sich des Sieges sicher hielt, fand er einen ihm gewachsenen Gegner, denn der Marschall von Turenne hatte den Befehl über die königliche Armee übernommen. So lange es der Prinz mit dem Herrn von Hocquincourt zu thun hatte, schlug er ihn fortwährend und trieb ihn vor sich her. Sobald er aber Turenne gegenüberstand, wurde es anders. Der Marschall hatte den Vortheil der überlegenen Anzahl und des besten Zustandes der Truppen. Der Prinz mußte die Offensive aufgeben und sich nach Paris zurückziehen. Nach einem forcirten Marsche schlug er sein Lager in dem Walde von St. Cloud auf, aber das Geschick vertrieb ihn auch da. Er warf sich in das Dorf Chapelle und alsbald besetzten die Truppen des Marschalls die Höhen von Montmartre, Saint Denis und Bagnolet.

(Fortsetzung folgt.)



Der Marquis von Terzay.

Novelle von Paul v. Musset.

(Fortsetzung.)

Der in einem engen Kreis eingeschlossenen Prinz vertheidigte sich unerschrocken; da aber seine Lage sehr kritisch war, so schickte er den Grafen von Fiesque nach dem Luxemburg, um eine Verstärkung von freiwilligen Bürgern zu verlangen und Monsieur zu ersuchen, die Thore öffnen zu lassen, um ihm im Falle einer Niederlage einen Rückzug zu sichern.

Am 2. Juli 1652 früh um fünf Uhr trat also der Graf von Fiesque in das Schlafzimmer Gastons von Orleans. Derselbe lag mit seiner Gemahlin (Madame) im Bett. Es war Gesellschaft da und man sprach von der übeln Lage des Prinzen. Fiesque bemerkte in einer Fensterbrüstung eine Gruppe unbekannter Gesichter, die er für Frondeurs hielt.

„Der Augenblick ist gekommen,“ sprach er, „in dem Ew. Hoheit dem Prinzen einen wichtigen Dienst leisten können. Sie wissen, in welchem Zustande sich die Armee befindet, die zwischen den Mauern von Paris und den Mazarinischen Truppen eingeklemmt ist. Das Schicksal der Partei hängt von dieser Schlacht ab. Wir werden diesen Vormittag angegriffen werden; unsere Kräfte reichen nicht aus und die Soldaten verlieren den Muth. Man darf nicht mehr schwanken. Die vier Regimenter von Orleans und das Volk müssen uns unterstützen. Mit Ihrer Hilfe steht der Prinz für den Sieg. Ew. königl. Hoheit werden die Ehre des Tages mit ihm theilen, wenn Sie sogleich aufstehen und zu Pferde steigen wollen.“

Während dieser Anrede stellte sich Monsieur, als werde er vom Husten geplagt.

„Mich peiniget ein abscheulicher Schnupfen, mein lieber Fiesque,“ sagte er. „Sie sehen, wie trostlos ich bin, daß ich für meinen Better Condé nicht Alles thun kann, was ich wohl thun möchte.“

— „Ah, Monsieur, was ist ein Schnupfen gegen die Vernichtung einer Armee? In des Himmels Namen stehen Sie auf!“

„Monsieur ist unwohl,“ sprach Madame aus dem Bette heraus.

— „Ew. königl. Hoheit würden unvorsichtig handeln, wenn sie jetzt aufstehen wollten,“ sprach Einer der Frondeurs.

„Ich begreife; die Herren kommen aus dem erzbischöflichen Palaste, wo der Herr von Gondé ohne Zweifel liebevoll beschloffen hat, den Prinzen umkommen zu lassen; aber Sie werden auf einen solchen abscheulichen Rath nicht hören. Es wäre ein Flecken auf dem schönen Namen Ew. königl. Hoheit. Retten Sie die Armee, Monsieur. Ich beschwöre Sie bei Ihrem Vater, dem Könige Heinrich IV., der seine Freunde niemals in solcher Gefahr verlassen haben würde.“

— „Der König, mein Vater, hatte weder bei der Schlacht von Coutras noch bei der von Ivry das Fieber.“

„Er hatte allerdings ein Fieber und weder das drei- noch das viertägige, sondern jenes, welches alle Tage erscheint; das Ruhm- und Ehrsuchtsfieber.“

— „Sie glauben mir also nicht, mein lieber Fiesque? Fühlen Sie meinen Puls!“

„Ich verstehe mich nicht auf das Rheuma. Ah, großer Gott, was soll ich dem Prinzen sagen?“

— „Er wird sich sehr gegen mich erzürnen, nicht wahr?“

„Das dürfte nicht zweifelhaft sein; er wird Ihnen ewig grollen.“

— „Nun so will ich mich ankleiden und den Versuch machen, das Zimmer zu verlassen. Sagen Sie ihm, daß ich Alles für ihn thun werde, was mir möglich ist.“

Die Prinzessin war eben in der Morgenhaube eingetreten.

„Man hört die Kanonen,“ sagte sie; „die Schlacht wird so nahe bei den Mauern geschlagen, daß man glauben könnte, man schlage sich in der Stadt selbst. Wollen wir unsern Freunden nicht zu Hilfe eilen?“

— „Ich vermag nicht auszugehen,“ antwortete Monsieur, indem er sich die Decke bis an die Augen über das Gesicht zog.

„Ich werde gehen.“

— „Sie sind unser rettender Engel,“ entgegnete der Herr von Fiesque.

„Was muß geschehen?“

— „Man muß das Thor St. Antoine öffnen, Leute ausrücken lassen, die Armee unterstützen, unser Gepäck in Empfang nehmen und in Sicherheit bringen und für unsere Verwundeten sorgen.“

„Das übernehme ich, die, welche die Thore von Orleans erstiegen hat, wird auch die von Paris zu öffnen wissen.“

— „Sehr schön, Mademoiselle. Sie sprechen wie die Enkelin eines großen Königs. Wären Sie nicht, ich würde mir lieber eine Kugel durch den Kopf jagen, als dem Prinzen eine Antwort überbringen, die ihn zur Verzweiflung hätte treiben müssen.“

Bei dem ersten Kanonenschusse war alles im Luxembourg erwacht. Die Damen der Prinzessin, welche dieselbe nicht in ihrem Zimmer fanden, zerstreuten sich in dem Palaste. Terzay und die andern Herren eilten auf die Vortreppe hinunter. Der Herr von Fiesque sagte ihnen mit einem Paar Worten, was bei Monsieur geschehen. Die Prinzessin erschien an dem Fenster und rief:

„Bestellen Sie meine Pferde und schicken Sie sich an, mit zu folgen.“

Sie kam bald, mit sehr aufgeregtem Gesichte, ohne Halsband und ohne Ringe, aber schöner, als man sie jemals gesehen hatte.

„Alles geht gut,“ sagte sie; „ich nehme die Stelle meines Vaters ein. Hier ist eine Vollmacht mit seinem Siegel. Ich habe sie nicht ohne Mühe von ihm erhalten. Mein Wagen ist bereit! Ich sterbe vor Ungeduld.“

Die Schaar der Frondeurs begrüßte Mademoiselle mit spottender Miene. Terzay hörte sie unter einander sprechen.

„So ist denn endlich eine Combination gefunden,“ sagten sie, „bei welcher die Indiscretion Monseurs uns von Vortheil sein wird.“

— „Es ist wirklich ein Wunder. Sehen Sie einmal diese Uhr an; ehe der große Weiser zweimal um das Zifferblatt gegangen, wird die Partei der Prinzen vernichtet sein.“

„Das Mädchen da ist aber im Stande, unsere Pläne zu vereiteln.“

— „Ah, die Mädchen sind in unserer Zeit nicht mehr so unschuldig, als daß Gott sie begeistern sollte.“

„Was,“ rief Terzay, „Herr von Endreville, Sie haben sich der Fronde wieder angeschlossen.“

— „Wie Sie sagen,“ antwortete der Edelmann, „wie Sie sagen und ich bin ganz zufrieden damit, weil sie sich wieder aufgerafft hat.“

„Meine Herren,“ sprach die Prinzessin, „der Cardinal von Retz möge sich nicht im Voraus freuen. Ich werde den Prinzen retten, so wahr ich Louise von Orleans heiße und es ist möglich, daß man morgen in Notre Dame mehr Schwerdter als Kerzen sieht.“

Die Frondeurs verneigten sich so tief, daß man nicht wußte, ob es aus wirklicher Achtung oder aus Spott geschah; aber die Prinzessin wendete ihnen den Rücken zu, ohne weiter auf sie zu achten. Sie sandte sofort ihre Cavaliere zu dem großen Condé, um ihn ihres Eifers zu versichern. Terzay vergaß in seiner Begeisterung seinen frühern Verdruß und Ärger, dachte nur daran, den Beifall der Prinzessin Louise von Orleans zu verdienen,

und jagte im Galopp davon, voll von kriegerischem Eifer, den er aus den schönen Augen der Prinzessin geschöpft hatte.

Wenn man bedenkt, daß diese Prinzessin, die in Weichlichkeit erzogen und an den Gedanken gewöhnt war, aus besserem Blute zu sein, als die übrigen Menschen, erst vier und zwanzig Jahre zählte, so wird man ihr gern den Zoll der Bewunderung gewähren, den sie an diesem Tage durch ihre Energie und Seelengröße verdiente. Sie begab sich mit dem Herrn von Rohan und ihren Damen in das Stadthaus, wo sie eine Stunde lang ohne alle vorherige Vorbereitung sprach. Trotz dem Widerstreben des Herrn de l'Hopital, des Gouverneurs von Paris, und des Vorstehers der Kaufmannsgilde, setzte sie alle ihre Forderungen durch. Man bewilligte ihr 2000 Soldaten, 400 Mann zur Bewachung des Gepäcks der Armee des Prinzen auf dem Königsplatze, sowie die Eröffnung der Thore. Der letztere Punkt war am schwierigsten zu erlangen. Die Notabeln zogen sich zurück, um darüber zu berathschlagen. Die Prinzessin warf sich weinend auf einen Betstuhl, wo sie in Andacht bis zur Beendigung der Berathung liegen blieb. Diese leidenschaftliche Bewegung rührte die Herren von der Stadt mehr als die beredtesten Worte. Der dritte Punkt wurde zugestanden. Man ertheilte endlich der Prinzessin eine Vollmacht, in welcher den Offizieren der Mannschaften und der Thorwachen befohlen wurde, allen ihren Befehlen zu gehorchen. Die Prinzessin entriß sie schnell dem Beamten, der das Stadtsiegel darauf drückte und eilte davon. Sofort stieg sie in ihren Wagen und begab sich in die Vorstadt St. Antoine.

(Schluß folgt.)

Die Siegesgöttin.

Mehrere zum Theil sehr schöne Fresco-Gemälde sind außerdem in dem sogenannten Hause des tragischen Dichters in Pompeji auch in einem später ausgegrabenen Gebäude, dem sogenannten Hause des Quästors, in der Mercuriusstraße zu Tage gefördert worden, unter andern auch das, welches in einem treuen Umrisse hier beigebrückt ist. Es stellt eine Victoria (Siegesgöttin) dar, die auf der einen Hand die Weltkugel, in der andern Trophäen trägt. Aus der Form der letztern ergiebt sich, daß das Gemälde ein römisches Kunstwerk ist und einige Ausleger finden darin Roms Genius angedeutet: die Weltkugel nämlich zeige die Oberherrschaft der Römer über die damals bekannte Welt an. Blick und Haltung sind überaus hochstrebend und gelungen, und entsprechen der Idee, welche man mit einer Victoria verbindet, vollkommen; die Zeichnung ist correct, die Draperie leicht und gefällig; die stolze Siegesgöttin schwebt, ihrer Herrschaft sich bewußt, kühnen Fluges über die unterjochte Erde. Je länger man das Bild betrachtet, desto mehr Schönheiten entdeckt man daran, desto mehr wird man von seiner Trefflichkeit überzeugt.



Der Marquis von Terzan.

Novelle von Paul v. Musset.

(Fortsetzung.)

Je näher man dem Schlachtfelde kam, um so öder wurden die Straßen und um so entseßlicher das Donnern der Geschütze. Die Damen stiegen aus Furcht aus und gaben die Partie auf. Der Kutscher fragte, ob er noch weiter fahren solle.

„Vorwärts!“ gebot die Prinzessin.

Der Herr von Rohan, der vorausging, hatte den Verwundeten die Thore geöffnet. Der Herzog von La Rochefoucauld erschien mit Blut bedeckt und durch einen Schuß ins Auge verletzt. Der Ritter von Balone folgte ihm, durch zwei Soldaten geführt; er hatte eine Kugel im Leibe.

„Willst Du daran sterben?“ fragte ihn die Prinzessin aus dem Kutschenschlage heraus.

— „D nein,“ antwortete er.

„Und Sie, Clinchamps?“

— „Ich befinde mich schlecht, werde aber entkommen. Betrachten Sie den, welcher hinter mir kommt und noch schlimmer daran ist.“

Es war der Herr von Flamarins, den man sterbend auf einer Tragbahre trug.

„Schnell vorwärts!“ rief die Prinzessin dem Kutscher zu.

Das Thor St. Antoine war voll von Verwundeten, die man im Schatten der Mauern niederlegte, denn das Wetter war ungemein heiß. Das Geknatter des Kleingewehrfeuers, die Chocs der Cavalerie und das verworrene Geschrei der Kämpfenden bildete vor den Ohren der Prinzessin ein entseßliches Getöse, wie es nur etwa in der Hölle stattfinden kann; jedes andere minder unerschrockene und minder exaltirte Mädchen als Louise von Drleans würde in Ohnmacht gefallen sein. Die Armee hatte neuen Muth gewonnen als sie erfahen, daß die Stadt sich für die Prinzen erklärt und der Kampf begann mit erneuerter und gesteigerter Erbitterung. Jenseits der Stadtmauer war jedes Haus in eine Redoute verwandelt worden. Der große Condé schien sich zu vervielfältigen. Man sah ihn überall, und es fand kein wichtiger Angriff statt, bei dem nicht seine schreckliche Gestalt den Augen der Soldaten das Bild des Schlachtengottes dargeboten hätte.

Die Prinzessin flüchtete sich in das Haus eines Parlements-rathes Lacroix; hier frühstückte sie mit gutem Appetite trotz ihrer Aufregung, da sie den ganzen Tag noch nichts gegessen hatte. Der Prinz kam aus einer Mezelei zurück. Sein Haar und sein Federbusch waren verbrannt, sein Anzug zerrissen, seine Rüstung von Kugeln bezeichnet und sein Collet mit Blut bedeckt, ob er gleich keine Wunde hatte. Auf dem Gesichte lag ihm der Staub einen Finger dick und er hielt in der Hand das Schwert, dessen Scheide er verloren hatte.

„Vetter,“ rief ihm die Prinzessin zu, „in welchem Zustand sind Sie!“

— „D, das ist nichts, ich befinde mich nicht übel, aber Sie sehen in mir einen Verzweifelten.“

„Fassen Sie Muth. Die Hilfsmannschaft der Stadt muß unterwegs sein.“

— „Und alle meine Freunde sind gefallen! La Rochefoucauld, Clinchamps, Remours! So viele Tapfere, die ich liebte und die für mich starben! Ach, hätte ich doch diesen abscheulichen Krieg nicht unternommen.“

Der Prinz sank weinend auf einen Stuhl. Der Schmerz dieses gestählten Gemüthes hatte etwas Herzzerreisendes. Die Prinzessin zerschmolz in Thränen.

„Fassen Sie sich,“ sagte sie; „ich habe Ihre Freunde gesehen. Sie befinden sich besser als Sie glauben. La Rochefoucauld ist am schwersten verwundet und doch sieht er nicht aus, als ob er sterben wollte.“

— „Wirklich? Sie leben noch?“

„Ich schwöre es Ihnen, daß ich sie gesehen habe und daß sie leben.“

— „Sie geben mir die Hoffnung wieder. Reichen Sie mir ein Glas Wasser, Cousine; ich komme um vor Durst. Was thut ihr Vater?“

„Er ist unwohl,“ antwortete die Prinzessin erröthend.

— „Er bleibt doch immer derselbe. Woher haben Sie denn eigentlich Ihre Hochherzigkeit, liebe Cousine? Doch Scherz bei Seite. Lurenne ist in Popincourt mit einer Cavaleriemasse, die uns vernichtet, wenn sie uns in der Flanke angreift. Sobald Ihre Verstärkungen ankommen, lassen Sie dieselben dorthin marschiren. Versprechen Sie mich? Nach Popincourt.“

„Ich werde sie dahin senden.“

In diesem Augenblicke trat Terzay athemlos herein.

— „Gnädiger Herr,“ sprach er, „es kommt Hilfe von zwei Seiten; das Regiment von Poissy ist durch das Thor St. Honoré gegangen und man hört die Trommeln der städtischen Truppen.“

„Gott sei Dank!“ antwortete der Prinz. „Wir beginnen die Partie von Neuem.“

— „Aber was ist Ihnen, Terzay?“ fragte die Prinzessin. „Sie sind ja von Blut bedeckt. Ach, der Unglückliche hat den Arm gebrochen!“

„Der Knochen ist nicht verletzt und übrigens ist es auch nur der linke Arm.“

— „Du bist verwundet, Terzay?“ rief der Prinz, „und im Dienste eines Mannes, der Dich so übel behandelte, wie ich es gethan habe! Ach ich verdiene es nicht, Freunde zu haben, wie Du Einer bist. Die Kugel drückt mich schwer. Sage mir, armer Terzay, daß Du mir verzeihst und komm her in meine Arme.“

Terzay konnte vor freudiger Bewegung nicht antworten und sank, zitternd vor Freude, in die Arme des Prinzen. Während dieser Scene kamen die Offiziere der Hilfstruppen an.

„Meine Herren,“ sagte der große Condé zu ihnen, „Sie wissen, wie unrecht ich gegen Terzay gehandelt habe, wie undankbar und schlecht ich gegen ihn gewesen bin. Er hat sich trotz dem in meinem Dienste geschlagen und ist verwundet worden, verwundet am Arme, er, den ich mit einem unverzeihlichen Leichtsinne opferte. Ach, hätte mich doch diese Kugel in das Herz getroffen! Terzay hat mir verziehen, denn er ist weit besser als ich, tausend Teufel! Ich sage es der ganzen Welt, daß Du mir verziehen hast. Auf meine Herren, ich führe Sie nach Popincourt und wenn wir dort Lurenne treffen, ist die Schlacht gewonnen.“

— „Ich begleite Sie,“ rief Terzay.

„Nein, lieber Freund, bleibe Du bei der Prinzessin. Willst Du Dich noch schlagen, so brauchst Du nur der Chaussee von St. Antoine zu folgen, dort werde ich Dich in einer halben Stunde treffen, nachdem ich Lurenne vertrieben habe.“

Der Prinz entfernte sich.

— „Mein lieber Terzay,“ sprach Louise von Orleans, indem sie eine Thräne abwischte, „wie beneide ich Sie um den Schuß und um den Kuß von meinem Vetter! Aber Sie müssen sich verbinden lassen.“

„Dazu wird es heute Abend Zeit sein. Gestatten Sie, daß ich mich an den Ort begeben, den mir der Prinz bezeichnet hat. Wenn ich den linken Arm in den Wund lege, werde ich noch immer kämpfen können.“

— „Gehen Sie; aber da! nehmen Sie mein Taschentuch; ich werde es Ihnen selbst um den Nacken schlingen. Sie müssen mir es aber wiederbringen.“

„Wüßte ich nur, ob ich den Lohn verdient habe, mit dem der Prinz mich beehrte!“

— „Denselben Lohn verspreche ich Ihnen, Terzay. Sie sollen mich vor meinem ganzen Hofe auf die Wange küssen und ich werde gewiß niemals einen Kuß empfangen, der mir angenehmer wäre.“

„Diese Hoffnung macht mich unbesieglich.“

— „Gehen Sie sich heute Abend in dem Luxemburg ein, denn ich würde untröstlich seyn, wenn mein Taschentuch unter den Todten bliebe.“

„Ich würde mich gleichwohl glücklich schätzen, für die beste und schönste Prinzessin in der Welt zu sterben.“

— „Eine wie galante Jugend ist doch der Muth! Gehen Sie, Terzay und bleiben Sie vorsichtig. Ich werde zu dem Himmel beten, daß er Sie schütze.“

Unser Held ging, trunken von Freude und kriegerischem Muth. Die Prinzessin stellte sich an das Fenster, um ihn zu Pferde steigen zu sehen.

„Adieu!“ rief sie ihm noch noch. „Dieser Arm im Bunde steht Ihnen vortrefflich. Wenn Ihre Geliebte Sie so sähe, würde sie so gerührt werden, daß sie Sie gewiß nicht länger schmachten ließe, sondern morgen die Ihrige würde.“

Als die Prinzessin von dem Fenster zurücktrat, flüsterte sie leise:

„Ein liebenswürdiger Mann! Wäre ich nicht die größte Prinzessin der ganzen Welt, so möchte ich ein Mann sein und diesem da gleichen!“

Wenige Augenblicke nach dieser Scene bestieg die Tochter Gaston's von Orleans einen Thurm der Bastille. Man schoss auf ihren Befehl mit den Kanonen auf die königl. Truppen und dieser kühne Streich endigte die Schlacht. Sie war gleich glorreich für den Marschall Lurenne und für seine Gegner. Der Prinz rettete durch große Tapferkeit sein Herr, aber Jedermann sah auch ein, daß die Partei der Prinzen sich nicht länger gegen den König halten könnte. Die Prinzessin bemerkte es zuletzt. Abends empfing sie, umgeben von ihren Freunden und überhäuft von Glückwünschen, eine zahlreiche Gesellschaft in ihrem Palaste. Nachdem sie den Weihrauch der Schmeichelei genossen, fragte sie nach Terzay. Niemand wußte etwas von ihm. Man hatte ihn zuletzt bei einem Cavalerieangriffe gesehen. Einige hielten ihn für todt, Andere für gefangen. Genug, er erschien nicht bei dem Souper der Prinzessin Louise von Orleans, die sich sehr traurig niederlegte und sich nach dem Kuße sehnte, den sie so bereitwillig dem armen Terzay versprochen hatte.

10.

Unser Held hatte, erinnert durch die Worte der Prinzessin, an die ihm von Cäcilien auferlegte Prüfungszeit gedacht.

„Ich Unseliger!“ sprach er zu sich selbst, „ich habe meine Liebe rein vergessen und die Prinzessin erinnert mich daran. Wäre dies nicht geschehen, hätte ich vielleicht bis morgen nur an eine Andere gedacht. Ein solcher Leichtsinne ist nicht mehr zu entschuldigen. Und da ich denn ein herzloser Unmensch bin, so

will ich denn wenigstens mit den Waffen in der Hand sterben und meine Verzweiflung wie meine Unbeständigkeit in einem ruhmvollen Tod verbergen."

Das Regiment Conti sollte eben zum Angriffe gegen den Feind rücken; Tercay schloß sich ihm an und verschwand bald in einer Wolke von Staub und Rauch. Die Croaten der Königin wurden geworfen und ergriffen die Flucht. Man verfolgte sie hart und ziemlich weit. Die Soldaten der Prinzen plünderten aber gern, hielten sich mit der Durchsuchung der Taschen der Gefallenen auf und zerstreuten sich in der Ebene. Tercay sah sich, von seinem Eifer fortgerissen, bald ganz allein und hatte auch Niemanden zum Angreifen vor sich. Die Schlacht schien sich nach den Mauern der Bastille zu gewendet zu haben und er befand sich auf der Hälfte des Weges nach Bagnolet. Ein Wäldchen gewährte ihm ein kühles Plätzchen zum Ausruhen von der Hitze und zur Sammlung. Sobald er aber den Waldbrand erreicht hatte, streckten sich vier Gewehre gegen ihn und nöthigten ihn zum Anhalten.

„Wer da!“ rief man ihn an.

— „Freund der Prinzen.“

„Schieß nicht,“ rief ein im Grase liegender Herr. „Mein Herr, Sie sind mein Gefangner, können aber Ihren Degen behalten, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben wollen, keinen Versuch zur Flucht zu machen.“

— „Das gehe ich Ihnen.“

„Sie sollen gut behandelt werden.“

Der Herr im Grase nahm ein Fernrohr, um die Ebene zu überblicken. Er war ein Mann von etwas gemeinem Aussehen, hatte grobe Züge, breite Schultern und einen dicken Kopf. Nach dem Commandostabe zu urtheilen, hielt Tercay den Mann für Turenne selbst.

„Die Croaten haben sich wieder gesammelt,“ sagte der Marschall ruhig; „ich wußte wohl, daß sie zurückkommen würden. Man zieht ihnen entgegen. Lassen wir sie machen.“

Der Kampf begann von Neuem; die Kugeln pfliffen um den Marschall, der aber nicht darauf achtete. Nach einem Augenblicke, als die Croaten die Oberhand gewonnen hatten, setzte Turenne hinzu:

„So ist es recht; sie haben die Scharte ausgewest. Aber ich erkenne den Ruf des Prinzen. Er sieht mich nicht mehr in Popincourt. Achtung! Man lasse zwei Escadrons von La Tour d’Auvergne vorrücken. Die Infanterie rückt von Pantin her. Die Vorstadt wird binnen einer Stunde gewonnen sein. Man halte die Wagen für die Verwundeten bereit.“

Tercay, der die Augen von dem sich immer gleichbleibenden Gesichte des Marschalls nicht abwenden konnte, bewunderte die Macht der Strategie dem ungestümen Genie Condé’s gegenüber. Die Schlacht war nach sicherer Berechnung für Turenne gewonnen, wenn nicht ein unvorhergesehener Vorfall sie störte. Mit einem Male zuckte der Marschall zusammen.

„Was ist das?“ rief er. „Ich höre Kanonen und das sind nicht die unsrigen, da ich die Artillerie nach Chapelle ge-

schickt habe. Ich sehe Rauch über der Bastille. Sollte die auf uns schießen? Vorwärts, meine Herren!“

Der Generalstab verließ das Wäldchen in vollkommener Ordnung und näherte sich Paris. Eine Reihe Croaten war durch die Kanonen der Bastille niedergeworfen worden. Nach einer Stunde blies man zum Rückzuge; die Vorstadt St. Antoine verblieb den Prinzen; die Ehre des Tages war für beide Feldherren gleich, aber der Vortheil gehörte dem Könige.

Der arme Tercay, der in den Flecken St. Denis gebracht wurde, verbrachte die Nacht in Trauer und Schmerz, sehr besorgt, sich gefangen zu sehen und besonders die unvermeidlichen Vorwürfe der Geliebten fürchtend. Wir müssen zu seinem Ruhme hinzusetzen, daß zur Stunde des Couchems ihm bei dem Gedanken an den ihm von der Prinzessin versprochenen Kuß nur ein kleiner Seufzer entschlüpfte. Erstere Besorgnisse wendeten seine Gedanken nach einer andern Seite. Die Chirurgen verbanden seine Wunde, die nicht gefährlich war, aber er schlief nicht und mit Tagesanbruch erhielt er von dem Marschall die Erlaubniß, an der Seine spazieren zu reiten.

Die Zügel hingen auf dem Halse seines Pferdes und unser Held folgte dem Laufe des Flusses. Er suchte sich in dem Chaos der Ereignisse vom vorigen Tage zurecht zu finden und fragte sich, welche Antwort er wohl Cécilien gäbe, wenn er vor diesem strengen Richter erschiene. Ein Reiter, der von St. Denis herkam, holte ihn bald ein.

„Ah,“ rief der Ankommende, „es ist der Herr von Tercay.“

— „Herr von Menil! Sie sendet mir der Himmel. Halten Sie an und lassen Sie uns ein wenig plaudern.“

„Recht gern, vorausgesetzt, daß es nicht lange dauert.“

— „Ich werde es so kurz wie möglich zu machen suchen. Ich fluchte und wetteerte eben gewaltig.“

„Lassen Sie sich nicht stören. Geht es Ihnen nicht nach Wunsche?“

— „Ganz und gar nicht und ich wünschte deshalb Jemanden zu finden, an dem ich meinen Born auslassen könnte; Sie kommen mir sehr gelegen.“

„Es freut mich sehr, Ihnen nicht ungelegen zu sein.“

— „Ritter, nach den Galgenstreichen, die sie mir gespielt haben, nach einem Morbanfalle werden Sie hoffentlich das kleine Compliment, das ich Ihnen zu sagen habe, nicht unrecht finden: Sie sind ein ehrloser Schurke. Ich weiche nicht eher von Ihnen, bis Sie den Degen gezogen haben. Dies Mal muß Gintre von uns liegen bleiben.“

„Ich wünsche diesen Augenblick ebenso sehr herbei, als Sie, Marquis; indessen müssen wir die Partie doch bis morgen verschieben, da ich mir heute nicht angehöre; ich bin Parlementair. Der Cardinal von Rez hat mir eine vertrauliche Sendung an die Königin übertragen und ich überbringe ihm jetzt die Antwort ihrer Majestät. Was Ihr Compliment betrifft, so erkenne ich es ganz nach seinem Werthe und gebe Ihnen ein anderes zurück: Sie sind ein eingebildeter Narr.“

— „Hol' der Teufel Ihre Sendung! Ich bin es müde, die Entscheidung immer zu verschieben. Machen Sie sich fertig.“

„Es ist nicht möglich, Marquis. Morgen suche ich Sie auf, wo Sie es wollen. Jetzt erwartet man mich in dem erzbischöflichen Palaſte.“

— „Und ich werde Sie auf der Stelle umbringen, die Zeit mag Ihnen recht sein oder nicht.“

„Ich spotte Ihrer Eile.“

„Mit diesen Worten gab Menil seinem Pferde die Sporen und jagte in Galopp davon, aber das Pferd Terzay's war besser. Unser Held befand sich bald wieder zwei Schritte von seinem Gegner und rief demselben zu:

— „Wenden Sie um, Ritter, wenn Sie nicht wollen, daß ich Sie von hinten niederstoße, was doch eine Schmach wäre.“

Der Ritter hatte nach dem Sattel gegriffen und ein Pistol zur Hand genommen, das er nach hinten abschoss; aber er fehlte Terzay, der nun ebenfalls ein Pistol nahm und schoss. Das Pferd Menils stürzte. Die beiden Kämpfer sprangen ab und griffen zu den Degen. Terzay dachte in der Wuth, in welcher er sich befand, nicht an seine Vertheidigung, Menil aber zeigte sich ihm zum Glücke nicht gewandter, da er durch den Sturz mit dem Pferde wohl etwas verletzt war. Mehrere Stöße verloren sich in den Falten der Mäntel. Nach einiger Zeit fühlte Terzay weniger Kraft in der Hand seines Gegners und Menil sank, zwei Mal verwundet, auf seine Kniee nieder.

„Lassen Sie ab, Terzay,“ sagte er, „ich bin schlecht getroffen.“

— „Da haben Sie einen bessern Stoß,“ antwortete Terzay, indem er ihm das Schwert in die Brust stieß.

Der Ritter sank mit dumpfem Aechzen auf den Rücken nieder.

„Machen Sie ein Ende“ sprach er mit matter Stimme.

— „Recht gern. So hauche denn Deine Scorpionenseele aus!“

Terzay setzte ihm ein Pistol auf die Stirn, sagte dabei „ein tochter Hund beißt nicht mehr,“ zerschmetterte dem Gegner den Schädel, schwang sich dann wieder auf sein Pferd und kehrte mit verhängtem Zügel nach St. Denis zurück. Die große StraÙe war mit den Equipagen des Königs bedeckt. Der Marschall Turenne empfing, den Hut in der Hand haltend, die Glückwünsche ihrer Majestäten. Unser Held schlich hinter den Marschall, um zu hören, was man sagte. Die Königin zankte mit ihrem Minister.

„Herr Cardinal,“ sagte sie, „ich habe Unrecht gehabt, ich gehe es ein. Es ist vorbei, denken Sie nicht mehr daran. Die Kühnheit und die Treulosigkeit der Frondeurs haben mich endlich unwillig gemacht. Ich schickte ihren Parlementaire zurück, ohne ihn angehört zu haben.“

— „Man muß die Leute, die Etwas zu sagen haben, immer anhören.“

„Der Zorn überwältigte mich.“

— „Und wer war der Parlementaire?“

„Ein gewisser Menil.“

— „Man gäbe viel darum, wenn man ihn nicht fortgelassen hätte. Sie werden die Ursache sein, daß man bei dem Coadjutor auf Vertheidigung denkt. Wenn wir dem Manne einen Boten nachschickten?“

„Menil wird nie in den erzbischöflichen Palaß zurückkommen.“

— „Wer sagt dies?“ fragte der Cardinal.

„Ich sage es,“ antwortete Terzay, „und ich verbürge es mit meinem Worte, denn ich habe eben den Ritter von Menil todt niedergestreckt.“

— „Sie haben immer mehr Glück als Verstand.“

— „Sie haben uns einen großen Dienst erwiesen, Terzay,“ fiel die Königin ein. „Aber wie kommen Sie hierher? Ich glaubte, Sie wären bei der Prinzessin.“

„Ach, seit Sie mir verboten haben, Sie wiederzusehen, weiß ich nicht mehr, wohin ich mich wenden soll.“

— „Der Herr ist mein Gefangener,“ fiel Turenne ein.

„Dies vermindert das Verdienstliche Ihrer Neue und Ihrer Rückkehr allerdings um ein Bedeutendes.“

Die Königin reifete nach Saint Germain ab.

Alle nächstfolgenden Tage waren durch der Sache des Königs günstige Ereignisse bezeichnet. Die berühmte Mezelei am 4. Juli im Stadthause entzog der Fronde die rechtlichen Leute. Die Armee des Prinzen, die in der Vorstadt St. Victor lagerte, nahm allmählig mehr und mehr ab. Der große Condé, Monsieur und seine Tochter verließen Paris und das geschickte Temporisiren Mazarins öffnete dem Könige die Thore.

Eines Morgens empfing Anna von Oesterreich im Palais Royal von allen Seiten Unterwerfungserklärungen. Die Neue führte unabsehbare Schaaren herbei. Die Königin verzieh gern. Man sah nichts als ehemalige Gegner, die einander umarmten und eintuben, den frühern Groll in Wein zu ersäufen. Terzay bahnte sich einen Weg durch die Menge.

„Mein liebes Kind,“ sagte die Königin zu ihm, „Ihnen muß ich außer der allgemeinen Amnestie noch eine besondere Gnade versichern. Ich vergesse das mir persönlich angethane Unrecht noch leichter, als die Verbrechen gegen den König, meinen Sohn. Vor einem ehemaligen Liebhaber braucht man sich nicht zu fürchten. Kommen Sie wieder zu uns, aber unter einer großen und schrecklichen Bedingung: verheirathen Sie sich.“

(Beschluß folgt.)

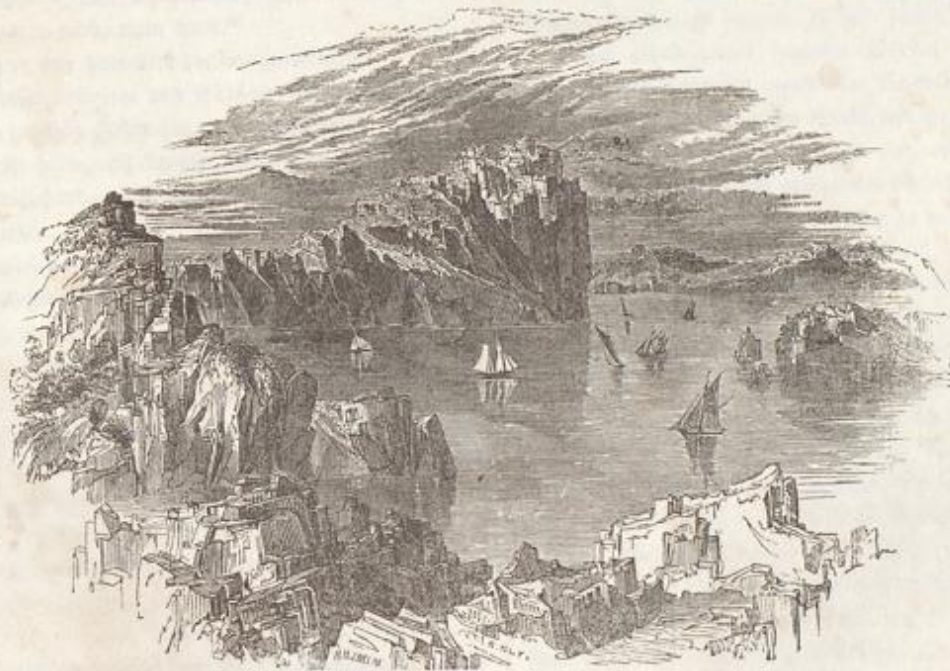


Saratoga.

Der hier abgebildet vorliegende romantische See mit seinen schroff aufsteigenden Klippen und bergigen Ufern liegt in der Grafschaft gleiches Namens im Staate Neu-York, in Nordamerika. Die Stadt Saratoga, am Hudson, nicht weit vom See Saratoga gelegen, ist geschichtlich dadurch merkwürdig, daß im nordamerikanischen Befreiungskriege in ihrer Nähe am 16. October 1777 der brittische General Bourgoyne mit sechs-tausend Mann von den Amerikanern unter Gates gefangen genommen wurde. — Der See Saratoga fließt durch den Fish-creek in den Hudson ab; an demselben liegen auch die berühmten Stahlwasserquellen, Saratoga-Springs, wobei verschiedene Anlagen getroffen sind. „Man muß sich indes,“ sagt Soth, „ja keinen deutschen Badeort denken, wenn man von Saratoga hört. Man muß sich nichts denken als Sand und Staub. Eine Heilquelle, welche die Indianer schon kannten, fließt auf einer kleinen Wiese. Ein Dach von Brettern ist darüber gebaut, ein kleines Parterre auf Pfählen darunter, ein Regler mit einer

Kelle, welcher einschenkt — und fertig ist ein amerikanischer Brunnen.

„Die meisten Kurgäste halten sich des Tages über in dem Gesellschaftszimmer mit Schönwetter-Gesprächen auf; allein dies ist ein etwas einseitiger Zeitvertreib. Wir machten dagegen Ausflüge in die Umgegend, welche nach der Seite des Saratoga-Sees zu ziemlich hübsch ist. Verschiedene Male besuchten wir Ballon (Ballstown), wo die angenehme Familie H... war. U... und ich verspäteten uns eines Abends so sehr daselbst, daß wir bei dunkler Mitternacht mit unserm Cabriolet die sieben Meilen (zum Theil Wald) zurückfahren mußten. Es war so kalt, daß wir wollene Decken leihen mußten, um uns zu bedecken, ob es gleich den Tag über sehr heiß gewesen war. Ballstown ist viel angenehmer gelegen als Saratoga, allein das Wasser soll nicht so reichhaltig sein. Es hat auch den Vorzug, daß die Masse nicht hingehet. In Saratoga, welches zweitausend Kurgäste zählte, hatte man es so unbequem wie möglich. Bei Tische kam der Einzelne schlimm weg. Es scheint, als kämen



(Der See Saratoga, nach einer Originalzeichnung.)

die Leute hier zusammen, um im Essen zu wetteifern. Die Damen und deren Begleiter setzten sich natürlich zuerst. Tene essen fast nichts und sind auch gehörig schwächig. Die Männer fallen über die Schüsseln her und schlingen halb gekochtes Fleisch hinunter. Ich habe in Saratoga nie das Glück gekannt, satt zu werden, ob ich gleich alle Gasthäuser versucht. Die Aufwärter sind so ungeschliffen, daß man sich scheut, etwas zu fordern. Zu allen den Leiden muß man noch gute Miene machen, indem man ewig in Gesellschaft ist. Abends versammeln sich die Gäste in einem der vier Hotels. In einem Zimmer ist Paukenlärm und Tanz; in einem andern sitzt ein Wunderkind am Pianoforte, und eine lauschende Gesellschaft an den Wänden herum — forschende Männer, gepuzte Mädchen und Weiber mit vornehmen Gesichtern. Diese Leute kennen sich einander nicht und dürfen auch kein Wort zusammen sprechen, weil sie einander nicht vorgestellt worden sind. Saratoga ist ein Ort zu zwei Zwecken, wie Sheltenham, — der eine ist die Heilquelle, und außerdem sieht man hier die Blüthen des Landes ihren Preis suchen. Ist ein Mädchen vermögend oder eine ausgezeichnete Schönheit (a fortune or a beauty), so zieht sie des Morgens mit großer Mannschafft durch den Sand und befindet sich des Abends im Gedränge. Die jungen Männer haben hier ihre besten Kleider an. — So viel von einem amerikanischen Badeorte.“

Der Marquis von Terzay.

Novelle von Paul v. Musset.

(Beschluß.)

„Wenn es von mir abhinge,“ erwiderte Terzay; „würde ich schon längst verheirathet sein. Ich liebe ein Mädchen, das

mir mit Recht meinen Leichtsinne zum Vorwurfe macht, ob ich gleich vor Kummer sterben werde, wenn sie sich nicht erbitten läßt und mir ihre Verzeihung nicht gewährt.“

— „Ach, mein Liebhaber ist also völlig geheilt!“ sagte die Königin.

Der Andrang schob Terzay weiter.

Nach einer Stunde trat Gommings zu der Königin und flüsterte ihr etwas zu.

„Ein junges Mädchen?“ wiederholte diese. „Man hätte sie nicht verhaften sollen.“

— „Sie wollte ihren Vater nicht verlassen.“

„Sie wird sich aber im Kerker sehr schlecht befinden. Wir haben nicht die Absicht, die Herren von der Fronde auf Dauen zu betten oder sie mit Drtolanen zu füttern.“

— „Wenn Er. Maj. mit ihr sprechen wollten! Das Mädchen sieht liebenswürdig und interessant aus.“

„Ihr Vater war offenbar einer der hartnäckigsten Aufrührer.“

— „Ich fürchte es des armen Mädchens wegen. Er gehörte zu den 80 Herren aus Berlin.“

„Sagen Sie dem Mädchen, daß ich sie sogleich zu sehen wünsche. Stellen Sie mir dieselbe vor und bringen Sie, während ich mit ihr spreche, den Vater nach Vincenne.“

Der Marquis hatte schon errathen, wer das junge Mädchen war. Cécilie warf sich weinend vor der stolzen Anna von Oesterreich nieder.

„Ach, Majestät,“ sprach sie, „ich bitte nicht um die Begnadigung meines Vaters, ob Sie gleich so vielen Andern verzeihen; ich ersuche Sie nur um die Gunst, seine Haft mit ihm theilen zu dürfen.“

— „Das kann ich nicht zugeben; meine Freunde würden

mich der Grausamkeit beschuldigen, wenn ich Mädchen von Ihrem Alter in einen Kerker bringen lassen wollte.“

„Was liegt daran, was sie sagen? Ich habe in meiner Jugend erzählen hören, Sie hätten den König von Spanien, Ihren Vater, sehr geliebt und der Cardinal von Richelieu Sie darum verfolgt. Gedenken Sie an Ihr damaliges Leid und Sie werden mit meiner Verzweiflung Mitleid haben.“

Anna von Oesterreich runzelte die Stirn mit einer Miene, die nichts Gutes verhieß. Zum Glück war Terzay zugegen und vertrat ihr den Weg, indem er das Knie vor ihr beugte.

„Ew. Maj.“ sagte er, „haben mir befohlen, mich zu verheirathen. Wie könnte ich Ihnen gehorchen, wenn Sie meinen Schwiegervater und die Geliebte in Vincennes einschließen lassen?“

— „Das Mädchen ist Ihre Geliebte, Terzay?“ fragte die Königin mit einem verdrüßlichen Lächeln. „Ich wundere mich nicht, daß Sie Ihre frühere Thorheit abgelegt haben. Das Mädchen ist allerdings um vieles jünger und schöner als ich. Lieben Sie den Herrn da, mein Kind?“

„Ich kenne jetzt kein anderes Gefühl, als meinen Schmerz.“

— „Sie scheint Sie nicht mehr zu lieben, Terzay.“

„Ein Wort aus Ihrem Munde könnte ihr den Schmerz benehmen und ihr die Freundschaft für mich zurückgeben.“

— „So heirathen Sie, mein Kind, den Herrn von Terzay und ich gebe Ihnen Ihren Vater zum Hochzeitsgeschenke.“

„Was meinen Sie dazu, Cécilie?“ fragte unser Held.

— „Ach, dies ist ein Blick, der deutlich genug spricht,“ sagte die Königin. „Sie werden geliebt. Ich füge dem Hochzeitsgeschenke noch ein Amt in meinem Hause für das Mädchen hinzu, nachdem Sie dieselbe zur Marquise gemacht haben. Auch will ich den Heirathcontract unterzeichnen, um zu beweisen, daß ich nicht eifersüchtig bin. Ihr Zukünftiger, meine Schöne, spielte den Galanten gegen mich, mein Kind.“

„Ich weiß es und habe viel darüber geweint.“

— „So lachen Sie jetzt und wünschen Sie sich Glück, daß Sie um einige zwanzig Jahre jünger sind als ich.“

Die Königin hätte auch dreißig Jahre sagen können. Terzay küßte ihr die Hand aus Dankbarkeit und der Cardinal, der eben erschien, sagte:

„Wissen Sie, warum Sie dem Herrn Terzay lieber verzeihen als allen Andern? Er gefällt Ihnen doch, ich weiß es.“

— „Nein, er verheirathet sich.“

„Das ist sehr lobenswerth und wird ihm von Vortheil sein.“

Der König war während des Krieges mündig geworden. Unser Held erhielt eine Compagnie Garde; nach den vielen Verirrungen und Unfällen verheirathete er sich mit Cécilien und war ein so treuer Gatte, als er sich früher leichtsinnig gezeigt hatte. Außer der Zeit, die er seinem Amte widmen mußte, verließ er das Haus nicht, weshalb er denn auch stets als Muster eines Ehemannes aufgestellt wurde.

Der Prinz, den die Soldaten verließen, flüchtete nach Flandern und diente unter den Spaniern; doch schämte er sich dessen bald und kehrte zu dem Könige zurück, der ihm gern verzieh.

Ein Criminalprozeß in England.

Vor wenigen Wochen beschäftigten acht Tage lang Assisenverhandlungen, die reich an seltsamen Umständen und geheimnißvollen Ereignissen waren, einen großen Theil des englischen Volkes.

Vor zwölf Jahren lebte in einem Dorfe in Yorkshire ein Weber Namens Whantley. Er war vierunddreißig Jahre alt, hatte eine Frau, deren er vollkommen überdrüssig geworden war, Schulden, die er nicht bezahlte und nicht bezahlen konnte und eine unüberwindliche Vorliebe für geistige Getränke. Im Juli 1830 starb ihm eine Tante, und er unternahm eine kleine Reise, um die Erbschaft in Empfang zu nehmen. Bald kam er mit etwa 600 Thln. zurück, einer für ihn sehr bedeutenden Summe, und begab sich zu einem Freund, bei dem er mehrere Tage blieb. Dieser Freund hieß Goldborough, war ein fauler Bauer, ein Laugenichts und verarmt.

Am 29. und 30. Juli sah man Beide miteinander gehen, essen und trinken und am 30. Abends um zehn Uhr nach einem Walde zu schreiten. Goldborough hatte ein Gewehr bei sich und man vermuthete, daß sie auf Wildbüherei ausgingen, welche Goldborough betrieb, wie es kein Geheimniß war. Bald darauf hörte man fern im Walde einen Schuß. Von diesem Augenblicke an war Whantley verschwunden; der Begleiter desselben aber, Goldborough, erschien am 31. Juli ganz unbefangen wieder in dem Dorfe, als sei durchaus nichts geschehen.

Es fiel Verdacht auf ihn und es wurde Haussuchung bei ihm gehalten. Man fand da eine Uhr und einige Kleinigkeiten, welche Whantley gehört hatten. Auf Befragen antwortete Goldborough, sein Freund habe sich entschlossen, da er seines Vaterlandes überdrüssig gewesen sei und von seiner Frau, wie von seinen Gläubigern loszukommen gewünscht habe, in geheim sich nach America zu begeben, er habe ihn die ganze Nacht hindurch nach einem Hasen begleitet und bei dem Abschiede von Whantley zum Andenken verschiedene Gegenstände von geringem Werthe erhalten. In welcher Stadt sein Freund das Schiff gesucht und gefunden habe, das ihn in ein zweites Vaterland tragen sollte, weigerte er sich anzugeben. Man stellte Nachforschungen an der Küste an, um ausfindig zu machen, ob Whantley wirklich auf einem Schiffe absegelt sei, aber sie führten zu keinem Resultate. Goldborough wurde trotzdem nicht verfolgt, denn die Art, wie er die Sache erklärte, war nicht unwahrscheinlich und nichts bewies, daß ein Verbrechen begangen worden sei. Die englischen Gesetze verlangen, daß, bevor das gerichtliche Verfahren beginnt, der Leichnam des Ermordeten gefunden worden sei. Die Nichtbeachtung dieser Regel hat sonst manchen Personen das Leben gekostet, deren Unschuld später an den Tag kam. Eine der seltsamsten Anekdoten dieser Art ist die von dem Capitain Simpson, der 1692 wegen Todtschlags gehangen wurde. Nachdem er eine Stunde am Galgen geschwebt, hielt man ihn für todt; man nahm ihn ab, übergab ihn seiner Familie und er sollte begraben werden, als man eine Spur von Leben an ihm bemerkte; man ließ ihm zur Ader, wendete alle

andern dienlichen Mittel an und nach einigen Tagen war er vollkommen wieder hergestellt. Um der Gefahr zu entgehen, zum zweiten Male gehangen zu werden, verkleidete sich Simpson; ein Schmugglerboot brachte ihn nach Holland und fast die erste Person, der er in Amsterdam begegnete, war der Mann, den er getödtet haben sollte. Die beiden vollkommen lebenskräftigen Todten erkannten und umarmten einander, erzählten einander lachend ihre Geschichte und kehrten sodann nach London zurück. Es dauerte lange, ehe man sie wieder als Lebende gefesslich anerkannte und seltsamer Weise starb der Eine eines natürlichen Todes, ehe noch die Justiz wegen der frühern Aufsehung völlig in das Reine gekommen war.

Doch wir kehren zu Goldborough zurück. In den Augen sehr vieler Leute war seine Unschuld nichts weniger als bewiesen, aber man konnte nichts thun und er blieb ruhig und ungestört. Es vergingen elf Jahre und man hatte das Verschwinden des Webers vergessen.

Da fanden am 28. Juni 1841 Arbeiter, welche das Bett eines Baches reinigten, fünf engl. Meilen von dem Walbrande, wo man am Abend des 30. Juli 1830 die beiden Helden dieser Geschichte hatte verschwinden sehen, unter Schlamm und Sand ein menschliches Gerippe. Das machte in der Umgegend großes Aufsehen; die Volksstimme erhob sich alsbald und behauptete, das Gerippe sei das des verschwundenen Webers Whantley. Goldborough wurde verhaftet. Es war erwiesen, daß er am Tage vor jenem, an welchem er muthmaßlich das Verbrechen begangen, ein Gewehr bei einem Gewehrhändler auf Probe genommen und dasselbe am 1. Aug. zurückgegeben hatte, ohne daraus, wie er behauptete, geschossen zu haben, obgleich Spuren an dem Gewehre gewesen, daß es wirklich gebraucht worden war. Das Gerippe lag in einer ziemlich unnatürlichen Lage. Trotz den sorgfältigsten Nachsuchungen fand man dagegen keine Spur von einem Kleidungsstücke, keinen Knopf oder etwas dergleichen, weshalb man denn auch nicht glauben konnte, daß man die Ueberreste eines zufällig Verunglückten oder eines Selbstmörders vor sich habe. Uebrigens war seit undenklicher Zeit Niemand aus der Gegend vermißt worden außer Whantley und die Identität desselben war einen Augenblick außer allen Zweifel gestellt; er hatte nämlich in der obern Kinnlade einen sehr langen und sehr dicken Zahn gehabt, welcher die Lippe vorbrückte und ihm ein ganz eigenthümliches Aussehen gab. Unter den ersten Personen, welche das Gerippe sahen und Whantley genau gekannt hatten, befanden sich auch Einige, welche jenen Zahn bemerkten und deshalb nicht mehr daran zweifelten, daß Whantley ermordet worden sei. Dieser Umstand war entscheidend, leider aber blieb das Gerippe, das man aufhob, an verschiedene Orte brachte, mehrere Tage ausstellte, nicht vollkommen ganz; der Zahn, welcher in diesem Falle eine große Rolle gespielt haben würde, ging verloren; vielleicht wurde er durch eine mit dem Angeklagten befreundete Hand entfernt.

Goldborough, der bei dem hartnäckigsten Läugnen verharrte, behauptete fortwährend, Whantley habe sich nach den Vereinigten Staaten begeben; von den Knochen, die in dem Bache gefunden worden waren, wollte er durchaus keine Kenntniß haben. Wahrscheinlich hatte er seinen Freund, nachdem er ihn erschossen, die Kleidungsstücke ausgezogen, um jedes Erkennen des Leichnams schwieriger zu machen und die erstern wie den letztern an verschiedenen Orten vergraben.

So standen die Sachen, als ein höchst seltsames Ereigniß dieselben noch mehr verwickelte und die Neugierde des Volkes aufs Höchste steigerte.

Wie es in England gebräuchlich ist, hatten die Richter eine Bekanntmachung erlassen und jeden Mitschuldigen des Verbrechens, wenn er etwas gestehen und zur Entdeckung beitragen würde, Straßlosigkeit und hundert Pf. Stel. Belohnung versprochen. Ein Nachbar Goldborough's, ein gewisser Groundy, der nicht im besten Rufe stand, erschien am 27. Jan. des laufenden Jahres und behauptete, er sei in der Nacht vom 30. zum 31. Juli 1830 ebenfalls auf Wildddieberei in dem Walde gewesen, habe Goldborough den Whantley von hinten niederschieseln sehen, und sei gezwungen worden, dem Mörder den Leichnam bis zu dem Bache tragen zu helfen, wo Goldborough gedroht habe, ihn ohne Umstände zu erschieseln, wenn er jemals ein Wort über das Geschehene verlauten lasse. Goldborough habe das Verbrechen begangen, um das Geld zu erhalten, das Whantley geerbt und bei sich gehabt habe.

Nachdem er diese Aussage gethan und dieselbe mit einem Kreuze unterzeichnet hatte, da er weder lesen noch schreiben konnte, wurde Groundy in das Gefängniß abgeführt; zwei Stunden später wollte man ihn mit Goldborough confrontiren, den er so schwer beschuldigte und begab sich deshalb in sein Gefängniß; er hatte sich in demselben erhängt und war bereits todt.

Im vorigen April erschien Goldborough endlich vor den Assisen von York.

Er verwarf die Aussagen und Geständnisse Groundy's als eine Gewebe von Erdichtungen, schrieb sie dem Wunsche zu, die auf die Denunciation gesetzte Prämie zu verdienen und stellte den unmittelbar darauf erfolgten Selbstmord des Unglücklichen als Folge der Gewissensbisse dar.

Uebrigens führten lange Debatten, die Abhörung zahlreicher Zeugen, sorgfältige Nachforschungen und Anfragen in den Vereinigten Staaten zu keiner neuen Entdeckung. Das Schicksal Whantley's blieb so räthselhaft und unerklärt als vorher; das vor den Augen der Geschworenen aufgestellte Skelett blieb unerkannt und konnte nicht erkannt werden, der Schleier, welcher die ganze Sache verhüllte, wurde nicht gelüftet.

Goldborough wurde freigesprochen, denn seine Schuld war nicht in der Maasse festgestellt, daß ihn eine Verurtheilung hätte treffen können; die öffentliche Meinung dagegen sah und sieht in ihm einen Mörder.



John Bull in der Tatarei.

Von Morier, dem Verf. von „Hadschi-Baba“, „Bohrab“ etc.

In verschiedenen Theilen der Tatarei giebt es kleine Khans oder Häuptlinge, die zwar dem Namen nach unter der Herrschaft der Könige von Persien oder Bukhara stehen, thatsächlich aber unabhängige Fürsten sind. Ihrer Absonderung von der Welt wegen wissen sie durchaus nichts von dem, was jenseits ihrer unmittelbaren Nähe vorgeht; dabei sind sie despotisch und der Hauptzweck ihres Lebens ist Menschenraub und Plünderung.

In dem Hofraume des Hauses eines dieser Häuptlinge in einem kleinen befestigten Dorfe begegneten einander früh an einem Frühlingmorgen zwei Personen, ein persischer Mirza oder Mann von der Feder, Timur mit Namen, und Omar, ein großer starker Mann, der vollständig gerüstet war und eben von einer Reise zu kommen schien.

Timur begrüßte verwundert den Andern und sagte: „Omar Aga, willkommen; Dein Platz ist leer gewesen. Was giebt es Neues?“

— „Es geschehen seltsame Dinge, Mirza,“ entgegnete der Andere; „wir haben merkwürdige Dinge gesehen. Wir machten viele Gefangene und darunter auch Einen, wie man noch niemals in der Tatarei gesehen hat. Wir hatten uns ganz am Rande der Wüste hinter dem Hügel, den Du kennst und der die Straße von Meschid beherrscht, in den Hinterhalt gelegt als wir bei dem ersten „Morgenrufe“ eine Staubwolke sahen und die Kameelglöckchen hörten. „Die Karavane kommt,“ sagten wir, indem wir nach den Lanzen griffen und uns anschickten zum Angriffe. Unser Führer ritt voraus, kam dann zurück und rief: „Bismillah, im Namen des Propheten, laßt uns tödten!“

„Wir griffen an und fielen mit dem Rufe: „Allah“ über sie gleich einem Pfeile, der von dem Bogen schnell. Wir waren alle Löwen und ich besonders war bewunderswürdig, bei Deiner Seele! Bald floh alles vor uns her, nur die Kameele bleiben zurück und ein Mann — soll ich ihn einen Mann nennen? eines der seltsamsten Wesen mit dicht an dem Körper anliegenden Kleidungsstücken, einem schwarzen Dinge gleich einem Kessel auf dem Kopfe, mit einem weißen Gesichte und glattem Kinn. Er stand da, das Schwert in der Hand, als wollte er uns Allen Troß bieten. Er rebete eine seltsame Sprache, rief

immer: God Dam! und sah so fürchterlich aus, daß wir uns nicht an ihn trauten wie an einen andern Mann, sondern ihn allmählig umringten, dann über ihn herfielen, ihm die Hände banden und ihm alles abnahmen, was er bei sich hatte. Meshallah, wie haben wir ihn geprügelt!“

— „Wunderbar!“ rief Timur aus. „Wer und was ist er?“

Omar entgegnete darauf: „weiß ich es? Einige sagen, er sei ein Franke, einer aus dem Volke ohne Glauben und des Todes würdig; Andere meinen, er sei ein Zauberer, der von einer Wanderung von Baslu komme und nach Hind (Indien) gehe.“

„Redet er unsere Sprache?“ fragte der Mirza.

— „Ja, ein wenig, wie ein Kalb, das zu blöken anfängt,“ antwortete Omar. „Du hast von dem Stamury, dem großen Vogel des Gebirges gehört, Du hast von Eblis oder dem Teufel und auch von dem Thiere mit dem Rindskopfe und dem Fischschwanz gehört, der Mann aber ist tausend Mal außerordentlicher als sie.“

„Trägt er einen Bart wie wir?“ fragte der Mirza weiter.

— „Einen Bart trug er allerdings,“ sagte Omar, „aber nicht an dem Kinne, sondern auf dem Kopfe.“

„Allah! das muß eine Lüge sein!“ rief Timur.

— „So war Du lebst und bei Deiner Seele schwöre ich es, daß ich keine Lüge sage. Er hat Augen, Nase und Mund wie wir allerdings, aber was kann ich von den andern Theilen seines Körpers sagen? Er ist so fest eingeknüpft, daß er aussieht, als habe er gar keine Haut; von den Händen zog er gar eine Haut ab.“

„Ist er ein Muselman?“ fragte Timur weiter.

— „Kann ich es sagen?“ entgegnete der Andere; „er sagt nie das Fathol und denkt, soviel ich bemerke, niemals daran, sich zu waschen oder zu beten.“

„Seltsam! Hatte er Gold bei sich? Wurde es ihm abgenommen?“

— „Gold! Sehr viel Gold hatte er und wir haben es ihm in einem Augenblicke abgenommen; er trug einen Gürtel voll Gold, auch hatte er noch viele andere Dinge bei sich, die wir für den Khan aufbewahrt haben. Sieh da,“ fuhr er fort, indem er aus dem Busen ein goldenes Medaillon mit Haaren zog, das an einem Bande hing, „sieh da; dies nahm ich ihm

auch ab, behielt es aber für mich. Was kann darin sein? inwendig sind Haare, alte Haare.“

„Es werden die Haare von einem seiner Heiligen sein,“ antwortete Timur mit hohem Ernste, indem er das Medaillon mehrere Minuten aufmerksam betrachtete. „Diese Ungläubigen haben also Heilige? Schmutz auf die Gräber solcher Heiligen! Wohin aber hast Du ihn gebracht, Dmar Aga?“

— „Er ist gut bewahrt und bewacht in der Burg.“

Der Mirza eilte begierig zu dem Bezir, seinem Gebieter, während Dmar Aga sich in sein Obah begab. (Ein tatarisches oder turkomanisches Lager heißt Obah.)

Der unglückliche Frenzi oder Europäer, der Gegenstand dieses Gesprächs, war ein Engländer, der über Land nach Indien reisen wollte und zu jenen kräftigen eigensinnigen Menschen gehörte, die trotz den Erfahrungen Anderer kein Jota von ihrer gewöhnlichen Lebensweise abweichen, jede Vorsicht für Schwäche und alles Fügen in die Sitten und Gebräuche der Länder für Vorurtheil halten. Er hatte sicher Meshib, die heilige Stadt, erreicht und erst bei dem Angriffe der Turkomanen erkannte er seine Unklugheit, denn ehe er sich umsehen und bedenken konnte, was wohl geschehen mußte, war er gefangen in den Händen einer Schaar Wilder, sein Gepäck nach den vier Winden des Himmels zerstreut und seine Dienerschaft entflohen.

Das Schauspiel, das sich an dem Morgen nach der Rückkunft der Tataren von ihrem Auszuge den Augen darbot, war höchst interessant. Gegen dreihundert Männer, bestaubt, ermüdet, mit Schwert, Lanze, Bogen und Pfeilen, Manche auch mit Schießgewehren bewaffnet, saßen oder standen in Gruppen umher, während eine Anzahl bedauerlich ausschender Perser, gefesselt und gebunden, die nebst dem Engländer gefangen genommen waren, neben den Pferden lagen oder saßen und auf die Befichtigung des großen Khans oder Fürsten warteten. Die Zeit dieser Ceremonie rückte schnell heran und die Herolde bereiteten alles zu seinem Empfange vor. An dem einen Ende des Hofes befand sich die Audienzhalle, ein Saal, den vorn zwei hölzerne Säulen trugen und der mit rauhem Filz belegt war. In der Ecke war ein Tigerfell ausgebreitet und bezeichnete den Ehrenplatz, wo sich der Fürst setzen sollte. Alles um ihn her hatte ein bettelhaftes Aussehen. Das Haus war von getrockneten Lehmsteinen erbauet und mit Kalk überstrichen, der Hof nicht gepflastert und hier und da mit einzelnen verkrüppelten Büschen bewachsen; seine Diener trugen grobes braunes Tuch und Schaffelle und die Umgegend sah aus wie eine Wüste; dennoch gehörte er zu denen, von welchen man sagte, sobald er gegessen und seine Hände gewaschen habe, würde ein Herold ausgesandt, der laut ausrufe: „heut, da der König der Könige gesättiget ist, wird den übrigen Fürsten der Erde erlaubt, sich ebenfalls zum Mahle niederzusetzen.“

Endlich hörte man den Ruf: „der Khan kommt!“ und bald waren alle Würdenträger auf ihren Posten. Der Fürst selbst erschien, ein vierschrotiger hochschulteriger Mann mit dem ächten Tatarengesichte, flacher Stirn, hohen und breiten Backen-

knochen, kleinen Augen, die schief nach der Seite des Kopfes hinauf laufen, und dünnem spigen Kinne, von dem ein dünner Bart vorstand. Seine Miene war unfreundlich und keineswegs beruhigend. Seine Hauptabzeichnung in der Kleidung bestand in einem Paare ungeheurer Stiefeln mit hohen Absätzen, die bis über die Kniee hinaufgezogen waren. So ging oder wankte er vielmehr auf seinen Stiefeln zu und setzte sich auf dem Tigerfell nieder, das kein schlechtes Emblem von ihm war. Nachdem ihm der Bezir die Rückkunft der Räuber angezeigt und die Gefangenen, die sie gemacht, aufgezählt hatte, trat der Anführer, begleitet von Dmar Aga, dem Zweiten nach ihm, vor und der Fürst sagte zu ihm: „gut gethan.“

Unter andern, welche vor dem Khan standen, darf auch ein Khojah oder Priester nicht vergessen werden, ein Mann von großem Einflusse und ein Afsatal oder Weißbart, der erste der Aeltesten des Stammes, die bei allen schwierigen und wichtigen Angelegenheiten um ihre Meinung befragt werden. Sobald die persischen Gefangenen besichtigt und entlassen waren, zugleich mit dem größten Theil derer, welche dem Raubzuge beigewohnt hatten, meldete der Bezir die Gefangennehmung auch einer neuen Menschenart, „eines Menschen,“ sagte er, „den Allah ohne Zweifel zu einem guten Zwecke geschaffen hat, wenn ich auch nicht weiß wozu, da keiner seiner Art jemals in der Tatarei gewesen ist.“ Darauf wurde der Engländer vorgeführt, bis er gerade vor dem Khan stand. Er hatte die Hände in den Taschen, hielt den Kopf gerade und hatte den Hut unternehmend und trotzig auf eine Seite gesetzt. Sobald der Fürst ihn bemerkte, rief er aus:

„Was ist das? Ist es ein Mensch?“

— „Ich bin Dein Opfer,“ antwortete der Bezir, „er ist ein Franke, Einer von dem Volke, das jenseits der Grenze der Welt, noch hinter den Russen wohnt.“

Der Fürst erhob darauf seine Stimme und sagte zu dem Engländer:

„Wer bist Du? Kannst Du reden?“

— „Ich bin ein Engländer — ein Engliz,“ sagte der Gefangene.

Nach einer Pause fragte der Fürst seinen Gefangenen weiter:

„Habt Ihr ein Land?“

— „Ja.“

„Ein Land mit Bäumen und Häusern, mit Männern und Weibern darin?“

— „Ja,“ antwortete der Engländer.

„Habt Ihr eine Regierung?“

— „Ja, auch eine Regierung.“

„Regieret ein König über Euch?“

— „Nein, eine Königin, eine Frau.“

Der Khan wendete sich dabei an seinen Bezir und sagte: „Lügen! Lügen!“

— „Ich lüge nicht,“ sprach der Engländer.

„Was esset Ihr in Euerem Lande?“

— „Wir essen Rind- und Schöpfensfleisch, Brod und Gemüse,“ antwortete der Gefangene.

„Eßt Ihr auch Pillau und trinkt Kameelmilch?“

— „Nein.“

„Es ist klar, sie sind nicht besser als Vieh,“ sagte der Fürst zu seinem Bezir. „Raucht Ihr den Kattian?“ fragte er weiter.

— „Nein,“ antwortete der Engländer.

„Es ist richtig; nicht besser als Vieh. Habt Ihr Melonen wie die unsrigen?“

— „Nein.“

„Habt Ihr Pferde in Eurem Lande?“

— „Allerdings.“

„Habt Ihr Kameele?“

— „Nein.“

„Sie sind nicht besser als Vieh,“ meinte der Khan wieder. „Eßt Ihr von dem unreinen Thiere, dem Schweine?“

— „Ja,“ antwortete der Engländer unerschrocken.

„Ihr seid des Todes würdig. Was sagst Du?“ wendete er sich an seinen Priester.

— „Fluch auf alle Ungläubigen! Fluch über alle Unreinen auf Erden!“ rief der Priester. „Sie sind des Todes werth.“

Nach einer langen Pause wendete sich der Khan von Neuem an den Engländer und fragte:

„Habt Ihr nur wenig Luch in Eurem Lande?“

— „Ueberflüssig viel.“

„Warum macht Ihr dann Euer Kleider so eng?“

— „Es ist so Sitte.“

„Habt Ihr keine Bärte in Eurem Lande?“

— „Wir haben Bärte, schneiden sie aber ab.“

„Glaubt Ihr an den heiligen Propheten, mit dem Frieden sei?“

— „Nein,“ antwortete der Engländer ruhig.

„Fluch über den Ungläubigen!“ sprach der Priester und bließ über seine beiden Achseln, um jede Verunreinigung zu verhüten.

— „Warum kamst Du hierher?“

„Ich bin auf dem Wege nach Indien.“

— „Regiert Indien auch ein Weib?“

„Allerdings.“

— „Lügen!“ rief der Fürst.

„Wie, das Land, welches Nadir eroberte, das Shah Jehan besaß, regiert von der Tochter eines ungläubigen Frangi!“ rief Timur der Schreiber, der sein Staunen nicht länger unterdrücken konnte. „Das kann nicht sein. Er ist der Vater der Lügen.“

— „Er lügt! Er lügt!“ riefen Alle umher.

„Vielleicht sind diese Franken Zauberer, Gott weiß es!“ sprach der Fürst, der durchaus nicht wußte, was er mit dem Gefangenen machen und wie er ihn zu seinem Vortheile verwenden sollte. Eben wollte er ihn entlassen, als der Engländer seine Stimme erhob und sprach: „erlaube mir zu fragen, Khan, warum bin ich gefangen genommen und beraubt worden? Ich

habe nichts gegen Dich unternommen. Mein Vaterland ist nicht im Kriege begriffen mit dem Deinigen. Du mußt mir erlauben, meine Reise fortzusetzen und mir mein Eigenthum zurückgeben.“

Der Khan nebst dem Bezir und den übrigen Männern des Hofes verwunderten sich sehr über diese Rede und es folgte eine lange Pause, worauf der Fürst sprach: „Wir werden sehen. Du sollst gut behandelt werden. Wir werden Dir Obst senden und Kameelmilch und ein Lamm mit einem Fettschwanz. So geh' denn und beruhige Dich.“

Der Fürst wünschte wohl die Versammlung zu entlassen, aber da seine Neugierde, das zu sehen, was dem Fremden abgenommen worden, zu groß war, als daß sich ihre Befriedigung noch länger hinauschieben ließ, so wurden die verschiedenen Gegenstände herbeigebracht und vor ihm und seinem Hofe ausgebreitet. Zuerst zeigte man die Gegenstände, welche man an der Person des Engländers gefunden hatte, eine Uhr, ein Messer, ein Taschenbuch, ein Taschencompas, Bleistifte und andere dergleichen Kleinigkeiten. Den Gebrauch der Uhr schienen die Leute zu kennen obgleich die vorliegende in Vergleich mit den großen und schweren, welche die Orientalen kennen und schätzen, so klein war, daß sie dieselbe für ein Kinderspielzeug ansahen und als solches verachteten. Am meisten fesselte ihre Aufmerksamkeit das Taschenbuch, in welchem sie eine große Menge Zeichnungen fanden, Portraits von Männern und Frauen, Abbildungen von Pferden und sonst Mancherlei. Spöttisch lachten sie über die Portraits von Persern.

„Sieh!“ sagte Einer; „da ist der lügenhafte Kizzil-Bash (Kothkopf). Möge sein Haus untergehen! Seht seine Locken, sie sind wunderbar.“

— „So wahr ich lebe,“ fiel ein Anderer ein, „da ist unser Dmar Aga! Seht seine kleinen Augen und seine Mähe, der Franke muß ein Zauberer sein. Allah! Und ein Pferd! Seht das Pferd und den Zaum, die Steigbügel, den Säbel und die Satteldecke! Er ist ein Zauberer!“

So bewunderten und kritisirten sie Alles, was sie erblickten, bis der gewichtigere Theil des Raubes herbeigebracht und vorgezeigt wurde. Das Kameel, welches den Flaschenkeller und das Bettgeräthe trug, war eine Beute der Räuber geworden. Nachdem man den Flaschenkeller nach vielen sinnlosen Versuchen geöffnet hatte, wurde ein Artikel darin nach dem andern dem Khan vorgezeigt, der wie sein Hof durchaus keine Kenntniß von dem Gebrauche derselben hatte und sie rund um besah. Sie suchten Alle etwas zu kosten. Einer stimmte ein jämmerliches Klaglied an, nachdem er sich den Mund voll Cayennepfeffer gestopft hatte; ein Anderer trank eine ganze Flasche Dinte aus und ging bald darauf fluchend umher, während sein Magen schwarze Ströme von sich gab. Das Ding aber, welches vor Allem ihre Aufmerksamkeit fesselte, ohne daß sie begreifen konnten, wozu es wohl dienen möchte, war die messingene Patent-Reisebettstelle. Nachdem man sie aus dem Futterale genommen hatte, lag sie da in einzelnen Stücken und erregte ihre Habsucht

durch ihre glänzende Politur. Der raubsüchtige alte Khan schmeichelte sich, so viele Stangen massiven Goldes zu besitzen. Als sie versuchten, die einzelnen Theile zusammen zu setzen, um zu sehen, wozu das Ganze wohl dienen könnte, erfolgte eine höchst seltsame Scene, da sie Alle daran arbeiteten und Einer die Theile horizontal, der Andere vertikal stellte.

„Wo ist der Franke?“ schrie endlich ungeduldig der Khan. Der Engländer wurde herbeigeholt und aufgefordert, die allgemeine Neugierde zu befriedigen. Er zögerte nicht, setzte das Bett zusammen, zog die Vorhänge darüber und legte die Paarmatratze darauf. Das Bett wurde sogleich für den zukünftigen Thron des Khans bestimmt und er ließ sich sogleich darauf setzen. Um das Possenspiel zu vervollständigen, verwandelte man die Decken in Mäntel; das Betttuch schmückte bald die Person des Khans.

Nachdem die allgemeine Aufregung sich etwas wieder gelegt hatte, kam der Khan wieder auf den Wunsch zurück, über das Schicksal des Gefangenen zu verfügen.

„Wozu ist ein Ingliz zu brauchen?“ fragte er. „Kann er Kameele abwarten? Kann er nach den Schafen sehen? Kann er Zelte weben oder Teppiche machen? Kann er reiten, eine Lanze führen, einen Gefangenen binden? Kann er säen und ernten? Wer weiß, wozu er gebraucht werden kann? Sprich, sage mir, Timur, der Du die Welt gesehen hast.“

„Wenn Du Deinem Sclaven gestattest zu reden,“ antwortete Timur, der Gelehrte, „so werde ich die Dinge schildern, wie ich sie in Persien gehört habe. Diese Ingliz sind Menschen, die Stückchen von der Welt in jedem Theile derselben besitzen, in Norden, Osten, Westen und Süden; da laufen sie und verkaufen, kämpfen, beten, verbessern und zerstören, kurz mischen sich in Jedermanns Angelegenheiten. Am berühmtesten aber sind sie, wie ich gehört habe, durch ihr Tuch und ihre Federmesser; sie Alle können Tuch und Federmesser machen, glaube ich; sie können aber auch Biß machen und weiße Löpfe, Pfannen und Zeltler; wenn Du also meinem demüthigen Rathe folgen willst, so würde ich vorschlagen: laß den Gefangenen Tuch machen.“

„Du hast nicht schlecht geredet,“ antwortete der Khan, „bei meinem Haupt, Du hast nicht schlecht geredet; wir wollen sehen. Priester, sage Du nun Deine Meinung.“

— „Möge ich Dein Opfer sein,“ sprach der heilige Mann, „ich kann nur reden, wie es der heilige Koran gebietet. Der Ungläubige hat gestanden, daß er an unsern heiligen Propheten nicht glaubt, was also bleibt übrig für ihn als der Tod? — Er möge sterben, das ist mein letztes Wort.“

Der Khan hörte aufmerksam die Worte seiner Rätke an und es folgte eine Pause, nachdem sie Alle gesprochen hatten; offenbar aber stand sein Entschluß bereits fest; das Tuchmachen hatte ihm am besten gefallen. Er sprach deshalb: „Alles, was Ihr gesagt habt, ist gut, Gott sei gelobt. Er kann Zauberer sein, er mag den Tod verdienen, er mag einen Zauberblick be-

sitzen, aber wenn er Tuch macht, ist er der Mann für uns. Wir brauchen Tuch — ich bedarf einen Mantel, die Krieger brauchen Kleidung und uns Allen wird geholfen werden; er möge deshalb sogleich beginnen. Du, Timur, wirst diesen Dienst übernehmen. Geh.“

Timur, der Gelehrte, verbeugte sich tief und ging gerade dahin, wo der Engländer eingesperrt war und theilte ihm den Beschluß mit, der über ihn gefaßt worden.

Der Engländer stand da in großer Verwunderung. „Tuch!“ rief er aus. „Wie kommt Ihr auf den Gedanken, daß ich Tuch machen könnte? Ich bin ein Mann von der Feder, ein Reisender, Einer der herumwandert, um Allerlei zu sehen. Ich trage Tuch, aber ich kann es nicht machen.“

„Wie ist das? Bist Du toll geworden?“ sprach der Mirza. „Willst Du behandelt sein wie ein Sclave? Willst Du sterben? Du mußt diesen Augenblick anfangen Tuch zu machen.“

— „Bin ich,“ fiel der Engländer ein, „ein Seidenwurm oder eine Spinne, um aus meinem Körper spinnen oder Tuch machen zu können? geh und sage dem Khan, daß ich ihm Tuch machen will, wenn er mir Wolle giebt von seinen Schafen, eine Spinmaschine und einen Webstuhl, auf dem ich weben kann; ist Alles bereit, so werde ich mit Vergnügen so viel Tuch machen, als Ihr wünschet.“

Timur machte ein sehr verlegenes Gesicht, ging aber von dannen, um die Sache dem Khan vorzustellen.

„Warum,“ fuhr der Khan ihn zornig an, „warum sagtest Du, der Ingliz könne Tuch machen ohne Material? Hätten wir Alles, was der Franke verlangt, so könnten wir das Tuch selbst machen. Es ist offenbar, er ist ein Mensch, wie andere Menschen. Wir müssen ihn nach dem Obah senden und ihn dort zur Arbeit anhalten. Er mag die Hunde füttern, Butter machen und seinen Unterhalt verdienen.“

Der Bezirk erhielt darauf Befehl, den unglücklichen Engländer nach dem nächsten Obah zu senden und ihn da mit den verschiedenen Arbeiten beschäftigen zu lassen, die den Sclaven gewöhnlich zugewiesen werden.

Der Engländer wurde in ein großes Lager gebracht, dessen Zelte aus einem Gestelle in der Form eines Bienenstockes bestanden, mit dickem Filz überzogen und über dem Eingange auf verschiedene Weise mit Troddeln und Stickerereien verziert waren. Diese ohne Plan in bedeutender Anzahl aufgestellten Zelte enthielten eine ansehnliche Volksmenge, deren Hauptbeschäftigung die Abwartung der Pferde, das Putzen der Waffen und das müßige Umherschlendern war, während die Wirtschaftsangelegenheiten und das Pflegen der Schafe und Rinder den Weibern zufiel.

(Beschluß folgt.)